Im Schmiedefeuer.

Erster Band.

Im Schmiedefeuer.

Roman

aus dem alten Nürnberg

von

Georg Ebers.

Achte Auflage.

Erster Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1895.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Seinem lieben Bruder

Dr. Martin Ebers

dargebracht.

Erstes Kapitel.

Am Abend des St. Medardustages im Jahre 1281 nach der Geburt des Heilandes war der Mond eben hell aufgegangen über der Reichsstadt Nürnberg. Wohl fanden seine Strahlen den Weg in die Straße, die von dem starken Marienturm zum Frauenthore führte; seinem Verlangen, den Ortliebhof zu erreichen, stellte sich indes ein Haus, ein Wachtturm und mit besonderem Glück ein hoher Lindenbaum entgegen. Dennoch gab es hier etwas zu sehen, das selbst jetzt, wo Nürnberg den Kaiser Rudolf und so viele weltliche und geistliche Fürsten, Grafen und Ritter beherbergte, seine Neugier reizte. Zu den glänzenden Schauspielen freilich, an denen es doch in diesem Juniusmonde zu Nürnberg nicht fehlte, gehörte dies Etwas mit nichten. Es war sogar recht still hier; denn dem Kriegsvolke untersagte ein kaiserlicher Befehl, bei Nacht die Stadt zu durchziehen, und das Frauenthor, durch das bei Tage Mensch und Vieh genug aus und ein ging, war längst verschlossen. Von den ehrsamen Bürgern, die so zeitig zu Bette gingen und sich so früh erhoben, daß sie sich des Mondlichtes selten lange freuten, kamen hier

zu dieser Stunde nur wenige vorüber. Der letzte, ein ehrsamer Wollwebermeister, war schief gegangen. Da er den Mond wie alles andere über sich und um sich her doppelt sah, hatte er sich gefragt, ob der da oben denn auch eine Gefährtin bekommen? Von der seinen daheim hatte er keinen freundlichen Empfang zu erwarten. Die Scharwache, die sich — der Mond wußte noch nicht recht warum — kurze Zeit vor dem Ortliebhause aufhielt, folgte dem Meister. Dann kam noch ein Priester, der, mit dem Mesner und einigen Laternenträgern, einem Sterbenden in der St. Clarengasse das Sakrament brachte.

Auf der andern, nordwestlichen Seite der Stadt, wo sich die Veste auf ihrem Hügel erhob, und ihr zu Füßen, am Tiergärtnerthor, gab es sonst in dieser Stunde mehr zu sehen; denn droben residirte Kaiser Rudolf in der Reichsburg, und sein Schwager, der Herr Burggraf Friedrich von Zollern, in der seinen. Heute aber ging es auch da oben nicht eben glänzend her; denn der Kaiser und sein Hofstaat, der Burggraf und die Seinen, sowie sämtliche weltliche und geistliche Fürsten, die Grafen und Herren, die auf der Veste wohnten, befanden sich samt ihren Damen auf dem Rathaus. Da ging es hoch her, und rauschende Musik klang aus den offenen Fenstern des großen Saales, in dem auch Kaiser Rudolf während des Tanzfestes weilte. Dort wäre es dem Monde auch vergönnt gewesen, sich in blankem Stahl, in Gold, Silber und Edelgestein an Helmen, Diademen und Prachtgewändern zu spiegeln. Dazu hätte er freilich im Pegnitzflusse, der die Stadt in zwei Hälften teilte, noch bessere Gelegenheit gefunden, aber der alte Wanderer am Himmel zog von alters her die lauschigen, verborgenen Winkel

den geräuschvollen Plätzen, den bescheidenen Schimmer dem aufdringlichen Glanze vor. Wo es Geheimes zu erforschen gibt, dahin schaut er am liebsten, und die Menschen wählten ihn jederzeit gern zum Vertrauten.

Bei der Linde nun, die vor dem Ortliebhofe in voller Blütenpracht die Straße beschattete, mußte eben jetzt etwas im Werke sein, das ihm ganz und gar nach dem Sinne war; denn er hatte in dem alten Geschlechtersitze mit dem steinernen Wappen über der hohen Eichenthür und in seinem Garten zwei schöne Jungfrauen heranwachsen sehen, von denen die jüngere von Kind an in ganz besonderer Beziehung zu ihm stand.

Jetzt gestattete die Krone der Linde ihm schon, trotz ihrer Dichtheit, in den breiten Vorraum zu blinzeln, der das weit zurückliegende Patrizierhaus von der Straße trennte.

Eine Kette, die in sanften Biegungen eine kurze Reihe von Granitpfeilern mit einander verband, schloß ihn gegen die Vorübergehenden, die Wagen und Reiter, die Schweine und das andere Vieh ab, das man durch das Thor trieb. Im Gegensatz zu der Straße, die bei üblem Wetter einem schwer zu durchwatenden Sumpfe glich, war er stets sauber gehalten, und der Stadtknecht konnte sich die Mühe sparen, hier Ausschau nach den Ferkel- oder Katzen-, den Hühner- und Rattenleichen zu halten, die es ihm in seiner Butte fortzuschaffen oblag.

In diesem Vorraum nun stand ein junger Mann von besonders hohem, kraftvollem Wuchse und schaute zu einem Fenster im ersten Stockwerk empor.

Der Schatten der Linde gestattete weder seine Züge, noch seine Kleidung deutlich zu erkennen; der Mond aber

war ihm schon mehr als einmal an dieser Stelle begegnet und wußte, daß er ein schmucker Gesell war und daß sein gebräuntes Antlitz mit der kräftigen Nase und der breiten Stirn willensstark genug dreinschaute. Er hatte auch die Narbe wahrgenommen, die ihm von den Wurzeln des langen braunen Haares aus über die ganze Stirn hin bis an das Jochbein des linken Auges reichte und ihm ein kriegerisches Ansehen verlieh. Dennoch gehörte er keiner Streitmacht an, sondern war der Sohn eines städtischen Adelsgeschlechts, das sich zwar rühmte, „ritterbürtig" zu sein und seine Söhne in das Turnier einreiten lassen durfte, das aber auch friedlichen Geschäften nachging; denn es trieb Handel mit Italien und den Niederlanden, und jeder männliche Eysvogel brachte das Recht mit zur Welt, in den ehrbaren Rat gewählt zu werden und an der Regierung des Nürnberger Freistaates teil zu nehmen.

Daß der junge Herr im Vorhof des Ortliebschen Hauses sich zu den Eysvogels zählte, war dem Monde längst bekannt. Es gehörte auch wenig dazu, es zu erraten; denn über dem hohen Eingangsthor des Eysvogelhofes war ein übergroßes, prunkendes neues Wappen befestigt, das jedes Kind in Nürnberg kannte, und der hochgewachsene Nachtschwärmer trug ein Wams, in dessen linke Brustseite das nämliche Wappen mit drei Vögeln im Schilde und einem auf der Helmzier gestickt war.

Schon eine gute Weile hatte er vergeblich gewartet; jetzt aber zeigte sich der Kopf eines jungen Mädchens am Fenster, und eine helle, frische Stimme rief ihm seinen Vornamen „Wolff" entgegen.

Da schwenkte er die Kappe, trat dem Fenster näher,

begrüßte die Jungfrau mit warmen Worten und that ihr zu wissen, daß es ihn so spät hierher gezogen, um ihr, wenn auch nur vom Vorplatze aus, den Nachtgruß zu bieten.

„So komm doch herauf,“ bat sie heiter. „Der Vater und Eva sind zwar zum Tanz auf dem Rathaus, die Muhme Aebtissin aber sitzt bei der Mutter.“

„Nein, nein,“ entgegnete Wolff. „Ich komme und gehe nur. Ueberhaupt stehle ich mir bloß dies Stündchen.“

„Das Geschäft?“ frug die Jungfrau. „Weißt Du, daß ich anfange auf das Ungetüm, das Dich wie eine alte Spinne immer fester in sein Netz verstrickt, eifersüchtig zu werden? Ist das eine Art! Dem Geschäfte den ganzen Tag, und der Braut einige flüchtige Augenblicke im Mondschein.“

„Ging es doch anders!“ seufzte Wolff. „Du weißt ja nicht, Els, wie schwer diese Zeiten! Und was steckt mir alles im Kopfe, seit der Vater mir überläßt auszuführen, was er an neuen Unternehmungen vorschlägt.“

„Neue und immer neue,“ versetzte Els mit leisem Vorwurf. „Was hat dies Eysvogelgeschäft für einen gefräßigen Magen! Ulmann Nützel sagte erst neulich: ‚Wo man kaufen will, da war schon der Vogel und schnappte es fort, in Venedig und Mailand. Und der junge,‘ sagte er, ‚geht noch schärfer ins Zeug.‘“

„Weil es gilt, Dir, Herzlieb, ein warmes Nest zu bereiten,“ entgegnete Wolff beklommen.

„Als ob wir Handwerksleute wären,“ lachte das Mädchen, „die um die Kundschaft besorgt sind. Das alte Eysvogelhaus hat, denk' ich, große Oefen genug, um den Sohn mit seinem Weiblein warm zu halten.

Bei den Tuchers nährt die Handlung ihrer sieben mit Weib und Kindern. Was wollen wir denn? Uns rechtschaffen lieb haben, mein' ich, und wenn ich auch das Leben besser kenne als Eva, für die Armut und Glückseligkeit eins sind, so brauch' ich doch auch nicht, wie die Frauen bei euch daheim, die Morgensuppe aus goldenen Tellern zu essen und ein Lager von Levantiner Damast für den Schoßhund. Und was der Vater mir mitgibt, zehn Ritterfräulein zusammengenommen ..."

„Ich weiß es ja, Lieb," fiel Wolff ihr hier kleinlaut ins Wort. „Und ich! Wie gern begnügte ich mich mit dem Geringsten ..."

„So thu's doch!" rief sie munter. „Was Du das Geringste heißt, nennen andere immer noch Reichtum. Mehr als gut wollt ihr's haben, und ich — die Heiligen wissen's! — mit dem bloßen ‚gut' wär' ich völlig zufrieden; an dem ‚besser' und ‚vollkommen gut' ist mancher gescheitert."

Da rief er heiß aufwallend:

„Und nun möcht' ich doch noch hinein."

„Und das Geschäft?" frug sie neckisch.

„Laß es gehen wie es will," versetzte er lebhaft und schwenkte die Hand. — Doch schon im nächsten Augenblick ließ er sie wieder sinken und sagte bedenklich: „Nein, nein, es geht doch nicht; es steht zu viel auf dem Spiele."

Els hatte sich schon umgewandt, um Kätterle, der Gürtelmagd, aufzutragen, die schwere Hausthür öffnen zu lassen; bevor sie es that, streckte sie indes das schön geformte Haupt weiter vor und fragte:

„Ist es wirklich so ernst? Will Dir der Unhold nicht einmal den Gutenachtkuß vergönnen?"

„Nein,“ erwiderte er fest. „Eure Knechte sind fort, und bevor die Mägde mir öffnen ... Da steigt der Mond schon über die Linde. Es geht nicht. Morgen aber, und zu Gott mit leichteren Sorgen... Heute noch dürften wir beruhigende Kunde erhalten.“

„Von den Waren aus Venedig und Mailand?“ frug Els gespannt.

„Ja, Herz. In Verona trafen beide Züge zusammen. Von Ingolstadt kam der erste, von München der zweite Bote, und der von Landshut ist seit vorgestern herein. Schon heute morgen hätte ein anderer ... Aber die glühende Hitze gestern, oder was weiß ich ... Jedenfalls ist die Besorgnis nicht grundlos. Du weißt nicht, was da auf dem Spiel steht.“

„Aber gestern schon wurde der Landfrieden verkündigt,“ bemerkte Els, „und wenn Placker*) und Räuber sich unterfingen! ... Doch nein! Die Wagen fahren doch unter starkem Geleit.“

„Dem stärksten,“ versicherte Wolff. „Vor morgen früh könnte überhaupt das erste Fuhrwerk nicht hier sein.“

„Da siehst Du,“ rief das Mädchen heiter. „Warte nur! Bist Du erst mein, so lehr' ich Dich mit dem Schwarzsehen brechen! Ach, Wolff! Warum wird uns alles so viel schwerer gemacht als den anderen. Siehst Du ... heute abend ... Ich wäre so gern mit Dir zum Tanze gegangen.“

„Aber wie oft, Herz, bin ich vergeblich in Dich gedrungen,“ begann er; sie aber unterbrach ihn schnell:

„An Deinem guten Willen fehlte es ja gewiß nicht;

---

*) Raubritter.

doch eine von uns mußte bei der Mutter bleiben, und Eva . . ."

„Gestern noch klagte sie mir unter Thränen, daß man sie zum Tanze zwänge, der ihr zuwider."

„Gerade darum sollte sie gehen," unterbrach ihn Els in erklärendem Ton. „Schon achtzehn Jahr alt ist sie geworden, und noch zu keinem Vergnügen, das uns anderen Freude macht, war sie zu bewegen. Steckt sie nicht drüben im Kloster, ist sie immer daheim oder mit der Muhme Kunigunde oder mit einer Klarissin in Wald und Feld. Will sie später den Schleier nehmen, wer mag es ihr wehren; aber die Aebtissin selbst rät, sie möge, bevor sie der Welt entsagt, einen Blick in sie hinein thun. Und für wenige kommt mir das nötiger vor als gerade für unsere Eva."

„Gewiß," versicherte Wolff. „Ein so holdseliges Geschöpf! Ich kenne kein schöneres in Nürnberg."

„Du!" schalt die Braut hinunter, und drohte dem Verlobten mit dem Finger; er aber versetzte schnell:

„Du lehrtest mich ja vorhin, daß Du das Gute dem Besseren vorziehst, und also wohl auch dem Schöneren das Schöne, und schön bist Du, Els, von außen und innen. Was bei der Eva noch hinzukommt: die erstaunlich großen Heiligenaugen mit dem wunderbaren Aufschlag und den sonderbar langen Wimpern, die leise Neigung des Köpfchens, und was weiß ich sonst noch, das seh' ich wohl gern an Madonnen und Engelsbildern, — an der Herzliebsten und künftigen Hausfrau miss' ich es indes willig . . . Aber Du, Els . . . Wollte der Herrgott mir gestatten, mir eine Gefährtin ganz nach dem eigenen Herzen aus himmlischem Thone zu kneten, weißt Du, wie sie aussehen würde?"

„Wie ich, ganz wie die Els Ortliebin natürlich,“ lachte das Mädchen.

„In aller Bescheidenheit richtig geraten,“ entgegnete er munter. „Aber nimm Dich zusammen, daß sie es Dir nicht doch noch einmal zuvorthut! Denn, weißt Du, wenn die kleine Heilige heut beim Tanz einen schmucken Gesellen ihren Nönnlein vorzuziehen lernt, und es wird aus ihr eine gute Nürnberger Hausfrau, dann geht das engelhafte Zuviel schon von selbst verloren, und hätt' ich einen Bruder — im vollen Ernst — ich wies ihn auf eure Eva.“

„Und,“ rief Els, „wie schnell das Wetter sich auch bei ihr ändert, gewiß nicht zu seinem Schaden. Aber noch will sie ja nichts von euch Männern. Ich kenne sie. Die Thränen, die sie vergoß, als der Vater ihr die köstliche Mailänder Suckenie*) überreichte, in der sie zum Tanz ging, sind alles eher als Freudenthränen gewesen.“

„Es wundert mich nur,“ fügte Wolff hinzu, „daß ihr sie überhaupt zum Nachgeben bewegtet; das fromme Lämmlein versteht es ja, trotzig genug die jungen Hörner zu gebrauchen!“

„O ja,“ pflichtete Els dem Bräutigam bei, als wisse sie es aus Erfahrung; doch fuhr sie sogleich eifrig fort: „Sie ist eben noch wie ein Apriltag.“

„Eben darum,“ bemerkte Wolff, „wird auch der Tanz, den sie mit Thränen begann, fröhlich genug für sie enden. Die jungen Herren und Ritter werden sie umschwärmen

*) Ein am Oberleib anliegendes langes Gewand, das sich unter der Taille stark erweitert, mit Schlitzen für die Arme.

wie die Bienen den Honig. Graf Montfort — mein Schwager Siebenburg sagt es — ist mit der Tochter auch auf dem Rathaus."

„Und dem Kometen Cordula," fügte Els erklärend hinzu, „folgte wie immer ein langer Schweif von Verehrern. Der Vater mußte dem Grafen Quartier geben, es war nicht zu vermeiden. Kaiser Rudolf hatte ihn dem Rat unter denen genannt, die besonders berücksichtigt werden sollten. So wurde er denn uns zugewiesen, — und die ganze Gemächerreihe im Hinterhause, die in den Garten schaut, ist jetzt voll von Montforts, von Montfortschen Hausbeamten, Dienstmännern, Knappen, Pagen und Kaplanen. — Montfortsche Pferde und Rüden drängen unsere guten Gäule aus den Ställen. Außer den zwanzig Rossen, die bei uns stehen, mußten achtzehn in der Brauerei an der Hundsgasse eingestellt werden und acht sind der Gräfin Cordula eigen. Und das Hinundher bei Tage und bis in die späte Nacht! Ein Glück, daß sie nicht mit im Vorderhause wohnen! Es wäre mir leid um die Mutter!"

„Um so herzlicher dürft ihr euch auf den Abschied freuen," bemerkte Wolff.

„Kummer verursachen wird er uns allerdings schwerlich," bekannte das Mädchen. „Aber die junge Gräfin bringt doch manche Kurzweil ins stille Haus. Ein rastloser Tollkopf ist sie gewiß, und daß auch Dein Schwager Siebenburg zu ihren Anbetern gehört, wird Deine stolze Schwester Isabella verdrießen. Ging sie nicht auf das Rathaus?"

„Nein," entgegnete Wolff. „Die Zwillinge haben sie seltsam verwandelt. Du sahst ja das Gewand, das die

Mutter ihr für den Tanz aufdrang: Genueser Sammet und Venezianer Spitzen ... Ein stattliches Haus wäre dafür zu haben gewesen. Sie hatte auch Lust, sich als junge Mutter auf dem Feste zu zeigen, — und königlich, sag' ich Dir, sah sie aus in dem köstlichen Staate. Heute morgen aber entschloß sie sich anders, nachdem sie die Büblein gebadet. Wie Mutter und Großmutter auch drängten, sie blieb dabei, daß sie zu den Zwillingen gehöre, und daß ihnen etwas zustoßen würde, wenn sie die Kleinen verließe."

„Das ist brav," rief Els erfreut, „und wenn ich einmal ... Aber nein ... Isabella und ich sind nicht zu vergleichen. Mein Herr wird nie und nimmer zu den Anbetern einer andern gehören wie sein garstiger Schwager ... Uebrigens ist des Schnurrbarts Mühe bei der Cordula vergebens. Der Eva widersteht sie freilich in ihrer weltlichen Weise, — mir aber kam mancherlei über sie zu Ohren, das mir gefällt. Mein Gott! Sie ist ein mutterlos Kind, und der Vater ein alter Zecher und Weidmann, der sich freut, wenn sie sich etwas Keckes herausnimmt. Doch er hält ihr auch den Beutel offen, und so mildherzig und gefällig wie sie ..."

„Mögen wenige sein," fügte Wolff spottend hinzu. „Die Herren wissen's zu rühmen. Wegen grausamer Härte wurde ihr noch kein Paternoster auferlegt im Beichtstuhl."

„Aber ebenso wenig für eine sündliche oder bösliche Handlung," entgegnete Els bestimmt. „Du, Wolff, läßt sie mir, trotz Deines wüsten Schwagers, in Frieden! Hab' ich doch genug zu thun, ihr bei Eva und der Muhme Kunigunde das Wort zu reden, seit sie einem Schweizer

Ritter vom Kaiserhofe die Locken brannte und salbte. Unser Kätterle brachte die Kohlen. Aber das thut ja auch manche andere, da die Courtoisie es gestattet. Ihr Zug zum Rathause hatte freilich auch ein recht eitles Ansehen. Die fünfzig Frachtwagen, die Du erwartest, geben kaum eine längere Reihe."

Da zuckte der junge Kaufherr zusammen. Der Vergleich, dessen Els sich bediente, hatte die entschlummerte Besorgnis neu in ihm erweckt, und nach einigen kurzen und warmen Abschiedsworten trennte er sich von der Geliebten.

Nachdenklich schaute Els ihm nach, und der Mondschein zeigte ihr noch eine gute Weile seine hohe, kraftvolle Gestalt. Da schlug das Herz ihr schneller, und sie empfand tiefer denn je, wie sehr sie ihn liebte. Aber es war ihr, als ließe er, der sich sonst so frei und aufrecht trug, das Haupt immer tiefer sinken. Wie wenn eine schwere Sorgenlast ihm den starken Nacken beuge, schritt er dahin. Gern wäre sie ihm nachgeeilt, um sich an ihn zu schmiegen, und ihn zu fragen, was ihn ängstige, was er vor ihr, die alles mit ihm zu teilen bereit war, verberge; aber da entzog das Frauenthor, durch das er die Stadt betrat, ihn schon ihren Blicken.

Mit einem leisen Seufzer wandte sie sich in das Zimmer zurück.

Es war doch kaum allein die Besorgnis um die erwarteten Waren, was ihrem Bräutigam die Seele belastete. Seine hoffärtige, schwache Mutter und mehr noch die gräfliche Großmutter, die mit im Eysvogelhofe wohnte und die Tochter immer noch leitete wie ein willenloses Kind, waren zwar ihrem Bunde mit Wolff entgegen gewesen,

doch ihr Widerstand war gebrochen seit dem Verlöbnis. — Manchem hingeworfenen Wort hatte sie dagegen entnommen, daß das Unvermögen der Frau Eysvogelin, sich selbst, der hoffärtigen Mutter, hinter der eine vornehme, doch wenig begüterte und leichtfertige Sippe stand, sowie der Tochter und ihrem verschuldeten, genußsüchtigen Gatten, dem Ritter Siebenburg, was es auch sei zu versagen, schwere Forderungen an die Kasse des alten Handelshauses stellte. Doch das gehörte ja zu den reichsten in Nürnberg. Noch etwas anderes, ihr Fremdes, mußte Wolff bedrücken, und mit dem festen Entschluß, ihm keine Ruhe zu gönnen, bis er ihr alles bekannt, kehrte sie an das Lager der kranken Mutter zurück.

Zweites Kapitel.

Kaum war Wolff von der Straße und Els vom Fenster verschwunden, als sich, wie der Erde entstiegen, eine schmale Männergestalt neben dem Kellerhals auf der linken Seite des Hauses regte. Gleich darauf ließ sich ein leises Klopfen auf dem Pflaster des Vorraums vernehmen, und um weniges später wurden die schweren, mit Eisen beschlagenen Eichenholzflügel der Hausthür aus einander gezogen, und eine Frauenhand winkte dem späten Gaste. Behend huschte er entlang dem schmalen Schatten des Hauses dem Thore zu und war bald hinter ihm verschwunden.

Der Mond schaute ihm bedenklich nach. Oft genug war er früher des schmalschulterigen Gesellen in der Nähe des Ortliebhofes ansichtig geworden, und sein Treiben hatte seine Neugier gereizt; denn er war auf verliebten Wegen gewandelt, und zwar schon, als noch an dem jüngst vollendeten Klarissinnenkloster — eine Stiftung der Brüder Ebner, zu der auch Herr Ernst Ortlieb eine stattliche Summe gefügt — gearbeitet wurde. Damals — etwa drei Jahre war es her — hatte der dreiste

Bursche sich Abend für Abend zum Stelldichein auf die Baustelle begeben. Das saubere Mädchen aber, das sich dort mit ihm zusammen gefunden, war das Kätterle gewesen, die Gürtelmagd der schönen E's, wie man in Nürnberg die Ortliebschen Schwestern Els und Eva nannte.

Viele Eide, die ihr heiße, unwandelbar treue Minne verhießen, waren damals zu dem Monde aufgestiegen, und das Aeußere des Mannes, der sie leistete, bot eine gewisse Gewähr, daß er sie halten werde; denn er hatte schon damals das lange dunkle Gewand der ehrbaren Leute getragen und auf der Vorderseite des Kogels,*) von dem ihm ein sackartiges Netz auf den Rücken herabhing, war ein großes S, auf dem linken Schulterstücke seines langen Rockes aber ein T zu schauen gewesen: die Anfangsbuchstaben der Worte „Standhaftigkeit" und „Treue". Sie lehrten, daß derjenige, der sie sich in die Kleidung hatte einsticken lassen, diese Tugenden für die höchsten und edelsten halte. Man hätte auch glauben mögen, daß der hagere Bursche, dem man übrigens seine fünfunddreißig Jahre kaum ansah, an diesen schönen Eigenschaften festhalte; denn nachdem er, seit er sich mit Kätterle zum letztenmal auf dem Bauplatze getroffen, volle drei Jahre ausgeblieben war, hatte er sich nach dem Einzuge des Kaisers Rudolf der Herzliebsten wieder in gewohnter Standhaftigkeit und Treue genähert.

Er hatte ihr Grund gegeben, auf ihn zu bauen; der Blick des Mondes aber reichte weit, und er hatte sich überzeugt, wie es mit der Standhaftigkeit und Treue Walther Biberlis beschaffen.

---

*) Die Kappe.

In einer Hinsicht bewährten sie sich aufs schönste und beste; denn unter Tausenden von Dienern hatte der Mond keinen gesehen, der mit treuerer Hingabe an seinem Herrn hing. Den hübscheren jungen Weibern gegenüber brachte er dagegen seine Haupttugenden in höchst sonderbarer Weise zur Geltung; denn der blasse nächtliche Wanderer da oben war ihm in verschiedenen Ländern und Städten begegnet, und überall, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, war eine andere der Treue und Standhaftigkeit Biberlis versichert worden.

Allerdings wandte sich der Langrock, so oft ihn der Weg zu einer, der er ewige Minne geschworen, zurückführte, zunächst nur immer wieder an sie, falls auch sie ihm die alte Neigung bewahrt. Das Kätterle aber durfte mit Recht die größten Stücke auf ihn halten; denn ihr war er wärmer ergeben als den übrigen allen, und mit ihr meinte er es in seiner Weise auch redlich. Beabsichtigte er doch allen Ernstes, sich, sobald sein Herr den Kaiserhof — hoffentlich nicht allzu bald — verließ und sich in seiner Schweizer Heimat auf die Burg seiner Väter zurückzog, für die alten Tage einen eigenen Herd zu gründen, und niemand als Kätterle sollte das Feuer auf ihm entzünden. Ihr Aeußeres sagte ihm so wohl zu wie ihr inneres Wesen. Sie war frei geboren wie er selbst, der Sohn eines Waldhüters, sie stammte, wie er, aus der Schweiz, und ihr Erbe, das für sie, die Waise, in ihrer Heimat Sarnen auf Haus und Ackerland feststand, und zu dem noch ihr Erspartes kam, genügte seinen Ansprüchen. Vor allem aber glaubte sie ihm und bewunderte seinen beweglichen Geist und seine Erfahrung. Außerdem leistete sie ihm widerspruchslos

Gehorsam und hing so treu an ihm, daß sie um seinetwillen im ledigen Stand verblieben war, obgleich eine ganze Reihe von ansehnlichen Männern ernstlich um sie warb.

Zum erstenmal war Kätterle ihm begegnet, als er sich nach der Schlacht auf dem Marchfelde vor länger als drei Jahren mehrere Wochen in Nürnberg aufgehalten hatte. Bei einem Turnier war sie auf dem Schaugerüst seine Nachbarin gewesen, und, da sie einander an dem scharfen „ch“ in „ich“ und anderen Worten als Schweizer Landsleute erkannt hatten, war er ihr und sie ihm von vornherein mit gutem Vorurteil entgegen gekommen.

Das Kätterle hatte ein gutes Herz; zu jener Zeit wäre sie aber beinah der Versuchung erlegen, den Himmel anzurufen, die Heilung der schweren Wunden eines tapferen Kämpen nicht allzu sehr zu beschleunigen; denn sie wußte, daß Biberli als Herrenknecht im Dienste des jungen Schweizer Ritters Heinz Schorlin stand, dessen Name in aller Mund war, weil er auf dem Marchfelde trotz seiner jungen Jahre sich durch seltene Tapferkeit ausgezeichnet hatte, und daß der junge Held nur bis zur völligen Heilung seiner schweren Wunden in Nürnberg bleiben würde. Sein Aufbruch brachte für sie die Trennung von seinem Diener mit sich, und sie hatte bisweilen, da sie das Heimweh ohnehin quälte, gemeint, sie würde den Abschied von ihm nicht überleben. Biberli pflegte indes seinen Herrn mit so treuem Eifer gesund, als hielte ihn nichts in Nürnberg zurück, und Kätterle blieb auch nach seinem Aufbruch in gutem Wohlsein.

Jetzt hatte sie ihn wieder.

Gleich nach dem Einzuge des Kaisers Rudolf vor

fünf Tagen war Biberli frei und offen in den Ortliebhof gekommen, und hatte sich Martsche,*) der alten Haushälterin der Herrschaft, als Landsmann und Freund der Gürtelmagd vorgestellt, der ihr Grüße von daheim überbringe.

Ein vertrautes Wort mit ihr zu reden, war indes weder in der vollen Küche, noch im Ehaltengelaß**) möglich gewesen. Das Stelldichein heute abend sollte dazu Gelegenheit bieten.

Die männliche Dienerschaft war, um die Sänften und Fackeln zu tragen, mit dem Herrn, der seine jüngere Tochter Eva zum Tanze führte, ausgegangen. Vor dem Rathause sollten die Knechte warten, weil es in Frage stand, ob die Tochter des Hauses, die nur mit Widerstreben an dem Feste teilnahm, nicht zeitig zum Aufbruch drängen würde. Der Graf von Montfort, der im Ortliebhof im Quartier lag, und seine gesamte männliche Dienerschaft waren sicher erst ganz spät oder gar gegen Morgen zurück zu erwarten; denn Gräfin Cordula hielt es beim Tanze aus bis zum Kehraus, und ihr Vater beim Weine, bis die Tochter ihn von den Zechgenossen in der Trinkstube fortrief.

Das alles berechtigte die Liebenden, auf ein ungestörtes Beisammensein zu hoffen. Auch der Schauplatz des Stelldicheins war gut gewählt. Nur den Mond verdroß seine Wahl; denn nachdem Biberli die schwere Hausthür hinter sich zugezogen, fand er keine Spalte oder Ritze, durch die einer seiner behenden Strahlen

*) Margarethe.

**) Dienstbotenzimmer.

hätte erspähen können, was der treue und standhafte Biberli mit Kätterle trieb. Ein Fensterlein gab es wohl neben der Thür, doch es war verschlossen, und das Kreuz mit undurchsichtigem Schafleder bekleidet.

So mußte der Mond sich denn der Neugier begeben.

Statt seiner beleuchtete den langen, mit einem hohen Kreuzgewölbe überspannten Soler*) des Ortliebhofes nur das Licht dreier Laternen, das sich mühsam durch Hornscheiben Bahn brach. Die glänzenden Punkte in einer dunklen Ecke des weiten Raumes waren die Augen eines schwarzen Katers, der dort auf Ratten und Mäuse lauerte.

Für die heimliche Begegnung zweier Liebenden bot dieser Raum in der That manchen Vorzug; denn er besaß, da er durch die ganze Breite des Hauses hinlief, zwei Oeffnungen, von denen die eine auf die Straße, die andere auf den Hof führte. An den rechten Langseiten des Solers befand sich aber auch noch je eine kleine Thür, zu der Stufen hinaufführten. Beide verschlossen zu dieser Stunde menschenleere Räume; denn die Schreibstube und das Gemach, in dem Herr Ernst Ortlieb die Geschäftsfreunde empfing, waren schon seit Sonnenuntergang unbenützt, und die Badestube mit dem Ankleidezimmer daneben fand nur bei Tage Verwendung.

Von der großen breiten Eichenholztreppe her, die in den oberen Stock führte, hätte freilich leicht ein unberufener Störenfried kommen können. Aber für diesen Fall drängten sich hier den Liebenden die köstlichsten Verstecke geradezu auf; denn dort standen neben und über einander große und kleine Kisten als undurchdringliche

---

*) Hausflur im unteren Stockwerk.

Schutzmauer, hier bildeten hoch über einander getürmte Säcke und lange Reihen von Fässern Gelegenheit, sich hinter ihnen zu verbergen. In Matten verpackte lange Bündel lehnten an die Kisten und luden ein, hinter sie zu schlüpfen, und hinter jenen Bergen von Rinderhäuten und mit Palmenbast umschnürten Paketen hätte niemand leicht ein Liebespärlein vermutet. Es wäre übrigens auch kaum rätlich gewesen, sich in ihrer Nähe zu verbergen; denn diese Warenballen, die das Ortliebsche Haus aus Venedig bezog, enthielten Pfeffer und andere Gewürze, und es entströmte ihnen ein starker, nur für abgehärtete Nerven auf die Dauer erträglicher Duft.

Wertvolle Güter verschiedener Art lagerten hier, bis man sie in Keller und Speicher oder weiter in den Handel führte. Es gab aber auch manchen leeren Platz in dem weiten Raume; denn das Raubwesen auf der Landstraße hatte trotz der Strenge Kaiser Rudolfs noch mit nichten aufgehört und veranlaßte Herrn Ernst Ortlieb immer noch, sich bei der Einführung kostbarer Güter Vorsicht aufzuerlegen.

Nachdem Biberli und seine Herzliebste sich überzeugt, daß die Glut ihrer Minne keineswegs erkaltet, ließen sie sich auf etlichen mit Gewürznelken angefüllten Säcken nieder.

Hier berichteten sie einander, was die Trennungszeit jedem gebracht.

Das Dasein Kätterles war in freundlichem Gleichmaß dahingeflossen.

Ueber die Herrschaft brauchte sie nicht zu klagen.

Die kranke Frau Maria Ortliebin bedurfte ihrer nur selten.

Bei einem Ritt zu Verwandten in Ulm war der Zug der Reisenden, der mit einer Reihe von Nürnberger Frachtwagen unter dem nämlichen Geleit gestanden, von den Rittern Absbach und Hirschhorn überfallen worden. Ein Bolzen hatte den Zelter der Frau Ortliebin getroffen, und die Unglückliche einen schweren Fall gethan, der ihr einen innern Schaden zugefügt, von dem sie noch nicht genesen. Dem jungen Hirschhorn, den das Geleit ergriffen, war der Anfall übrigens schlecht bekommen; denn am Galgen hatte er ein schmähliches Ende gefunden.

Bei dieser Mitteilung brauste Biberli auf. Trotz allen Mitleids für die schwer verletzte Frau meinte er doch, die Nürnberger hätten an dem Hirschhorn wie rechte Schelme gehandelt; denn er war ein Ritter, und sie hätten ihn darum als redliche und des Gesetzes kundige Richter nicht mit dem Strick, sondern mit dem Schwerte zu Tode bringen müssen. Und Kätterle stimmte ihm bei; denn sie widersprach ihm überhaupt nicht, und was einem Ritter zukommt, mußte Biberli, der Milchbruder eines solchen, ja wissen.

Auch über die Töchter des Ortliebschen Hauses, in deren persönlichem Dienste sie stand, führte die Magd keine Klage. Els, die älteste, wußte sie sogar nicht hoch genug zu rühmen. Sie war gerechten Sinnes, die sorgsame Pflegerin der Mutter und sich immer gleich in ihrer heiteren Gutheit.

Auch Eva, der jüngeren, wollte sie nichts Uebles nachsagen, zumal sie an Frömmigkeit alles im Hause überbiete. Trotz ihrer wundervollen Schöne — sie könnte wissen, daß nichts daran falsch und gemacht sei, — werde sie doch wohl bei den Klarissinnen enden. Aber wie der

Wetterhahn auf dem Turm ändere sie bei jedem Lüftchen die Stellung. Wäre sie mit dem falschen Fuß aus dem Bette gestiegen, oder lese man ihr einmal nicht von den Augen ab, was sie begehrte, bringe ein Nichts sie in Wallung. Da fielen denn bisweilen recht unholde Worte; aber lange gram sein könnte man ihr doch nicht; denn es sei nicht zu beschreiben, wie lieblich sie gut zu machen trachte, wozu das rasche junge Blut sie fortgerissen habe. Wie zum Begräbnis sei sie heute zum Tanze gegangen; denn sie meide die Mannsbilder wie Gift, und sogar den Freundinnen der Schwester gehe sie aus dem Wege.

Da lachte Biberli, wie gewiß seiner Sache und rief: „Nur noch ein weilchen Geduld! Heute abend begegnet ihr mein Herr auf dem Rathaus, und wenn sich das magere Eichkätzlein von vor drei Jahren wirklich so köstlich herauswuchs, und er kommt ihr nicht auf die Fährte und bindet mit ihr an, will ich nicht länger Biberli heißen."

„Aber Du sagtest ja," versetzte Kätterle bedenklich, „Du hättest ihn noch nicht bewogen, es Dir nachzuthun in Standhaftigkeit und Treue."

„Dafür ist er ein Ritter," entgegnete der Diener und schlug sich selbstbewußt, als gehöre er mit zu diesem bevorzugten Stande, unter das T an der Schulter, „und einem solchen steht die Jagd frei auf das Weibsbild wie auf das Wild in den Forsten. Und mein Heinz Schorlin! Du sahst ihn ja und bekanntest selbst, es lohne sich, den Hals nach ihm zu drehen. Dazu war das damals, wo er kaum von den schweren Wunden genesen, und was ist er heute! Da war der französische Ritter von Preully, mit dem mein Milchbruder selig zu Paris, so lang er noch munter . . ."

Hier stockte er; denn ein fragender Blick der Herzliebsten bewies, daß er es, vielleicht aus guten Gründen, verabsäumt hatte, ihr von seinem Aufenthalt in Paris zu erzählen.

Jetzt, da er älter geworden und dem wilden Treiben in jener Zeit zu Gunsten der Treue und Standhaftigkeit entsagt, teilte er gelassen mit, was sie zu erfahren begehrte.

Beim Unterricht mit seinem Milchbruder, dem älteren Sohne des alten Ritters Schorlin, der damals noch am Leben gewesen, hatte er mancherlei Kenntnisse erworben. Darum war ihm, kaum zwanzig Jahre alt, die Schulmeisterstelle zu Stansstadt anvertraut worden. Er wäre auch vielleicht beim Unterrichten geblieben, weil er sich gut dazu anließ, wenn ihm nicht eine üble Kränkung sein Aemtlein verleidet.

Es war ihm nämlich kund geworden, daß man den Söldnern in der Schnitzturmwache einen um fünf Heller höheren Wochenlohn vergönnte als ihm, trotz seines mühsam erworbenen Wissens.

Da sei er denn im Verdruß auf die Schorlinburg, die ihm stets offen stehe, zurückgekehrt und zu guter Stunde gekommen.

Der ältere Bruder seines jetzigen Herrn, der von schwacher Gesundheit gewesen, habe nämlich nicht für ritterlich Werk getaugt und eben im Begriff gestanden, sich mit dem Herrn Kaplan und dem Roßknecht auf die hohe Schule nach Paris zu begeben. Da nun Frau Wendula, die gnädige Frau Mutter seines Herrn, gesehen, welch ehrbares Wesen er sich als Schulmeister erworben, habe sie den Gemahl bewogen, ihn als Herrenknecht dem gebrechlichen Sohne mitzugeben.

In Paris hätte es nun anfänglich an Ergötzlichkeiten aller Art mit nichten gefehlt, zumal sie unter den Söldnern des Königs manchen ausgelassenen Schweizer Ritter und Knecht gefunden. Den Versuchungen aber, die der Gottseibeiuns in Paris aussäe wie anderwärts der Bauer Roggen und Hafer, habe sein Milchbruder zu seinem Leidwesen nicht zu widerstehen vermocht, und bald habe den jungen Ritter schweres Siechtum befallen. Da sei es denn auch für ihn aus gewesen mit dem fröhlichen Treiben. Monatelang wäre er Tag und Nacht keine Stunde vom Lager des erkrankten Milchbruders und Herrn gewichen, bis ihn der Tod seiner schweren Leiden entledigt.

Daheim auf der Schorlinburg habe er bei der Rückkehr vieles verändert gefunden; denn der alte Ritter sei wenige Tage vor dem Tode seines Sohnes abgerufen worden, und Heinz Schorlin, seinem jetzigen Herrn, Burg und Land als Erbe zugefallen. Doch damit habe es nicht gar viel auf sich gehabt, weil auf dem schönen großen Grunde der Schorlins viele Schulden gehaftet.

Der alte Ritter sei als Landsmann, guter Gesell und Waffenbruder des Kaisers Rudolf stets bereit gewesen, ihm mit dem Schwerte zu dienen; auch wo es ein großes Turnier gegeben, hätte er dabei sein müssen. So sei das Vermögen aufgezehrt worden, und Frau Wendula mit dem Sohn und drei Töchtern in mäßigem Wohlstand zurück geblieben. Die beiden älteren hätten den Schleier genommen, während die jüngste, ein frohgemuter Wildfang, bei der Frau Mutter verweile.

Aber Kaiser Rudolf hätte Frau Wendulas und ihres verstorbenen Herrn mit nichten vergessen und ihr in aller

Gunst geboten, ihm den einzigen Sohn zuzuschicken, sobald er Schwert und Lanze zu führen gelernt.

Die Liebe und Treue, die der Vater ihm lebenslang erwiesen, denke er an Heinz zu vergelten.

Und der Habsburger, versicherte Biberli, halte sein kaiserlich Wort.

Schon nach wenigen Jahren sei sein junger Herr reif für den Hofdienst gewesen.

Gotthart von Ramsweg, Frau Wendulas älterer Bruder, ein weidlicher Ritter, wäre nach dem Tode ihres Gemahls zu der Schwester verzogen, um des Ihren zu walten und den Neffen in den ritterlichen Künsten zu unterweisen. Bald habe der starke, behende, furchtlose Sohn eines tapferen Vaters es denn auch unter Führung eines solchen Lehrers manchem Aelteren zuvor gethan. Kaum achtzehn Jahre alt sei er gewesen, als die Frau Mutter ihn zu dem kaiserlichen Herrn entsandt. Wackere Rosse und die feinsten Stücke aus der Rüstkammer des Vaters, einen Waffenträger und Pferdeknecht habe sie ihm samt ihrem Segen mit auf den Weg gegeben, und der Ritter Ramsweg, sein Ohm, es auf sich genommen, ihn nach Lausanne zu geleiten, wo Kaiser Rudolf damals Hof hielt, um mit Papst Gregor, dem zehnten seines Namens, wegen eines neuen Kreuzzuges zu verhandeln. Von ihm, den sie da sehe, sei noch keine Rede gewesen. Am Abend vor dem Aufbruch aber hätte ein Fahrender auf der Burg Einlaß gefunden und von den Thaten der früheren Kreuzfahrer gesungen und dabei gar beweglich der Verlassenheit gedacht, mit der der wunde Ritter Wiesenthau auf dem Schmerzenslager gelegen. Da sei ihr der verstorbene älteste Sohn in den Sinn gekommen

und die brüderliche Wartung, die er, Biberli, ihm hatte angedeihen lassen.

„Und darum," fuhr der Diener fort, „trug sie mir in der Besorgnis ihres mütterlichen Herzens auf, auch Heinz, ihr teures Herzblatt, als Herrenknecht zu begleiten und über sein Wohlergehen zu wachen.

„Weil ich der Feder mächtig, sollte ich auch dann und wann schreiben, was einer Mutter frommt von dem Sohn zu erfahren. Sie hegte ein gutes Zutrauen zu mir, weil sie mich als treu und standhaft befunden. Ich aber, wenn ich damals Frau Wendula in die Hand geschworen, daß sie sich nicht in mir betrogen sehen sollte, so hab' ich Wort gehalten in allen Stücken. Als wär' es gestern gewesen, steht jener Abend mir heute noch im Gedächtnis. Damit ich stets vor Augen behalte, welchen Lobes mich Frau Wendula gewürdigt, vermaß ich mich, die Schwestern meines jungen Herrn zu ersuchen, mir ein T und S in den Kogel und in das neue Gewand zu sticken, und noch in der nämlichen Nacht wurde solches von den Fräulein gar säuberlich verrichtet. Seitdem aber begleiten mich diese beiden Anfangsbuchstaben oder Initiales, wohin das Roß uns auch führt, und wie er nach dem Marchfelde seinen Herrn mit Mühe und Sorge gesund gepflegt, so denkt Biberli auch Dir, seiner einzigen Herzliebsten, zu bewähren, daß er mit gutem Recht sein T und S trägt."

Für diese guten Worte gönnte Kätterle dem Freunde mit solcher Hingebung den gebührenden Lohn, daß es ein Raub an dem Monde war, ihr nicht zuschauen zu dürfen.

Ganz unbefriedigt sollte seine Neugier indes dennoch

nicht bleiben; denn als Biberli fand, die Zeit sei für ihn gekommen, auf dem Rathause nachzusehen, ob Ritter Heinz Schorlin, sein Herr, nicht seiner Dienste bedürfe, trat Kätterle mit ihm vor die Hausthür.

Dort fanden sie noch mancherlei zu reden und zu thun, bevor sie sich trennten.

Zunächst begehrte die Schweizer Magd zu wissen, wie Kaiser Rudolf Heinz Schorlin empfangen und erhielt die erfreulichste Auskunft.

Schon zu Lausanne, wo er den ersten Sieg beim Lanzenstechen erfocht, habe Heinz den Ritterschlag erhalten. Nach dem Marchfelde aber sei er dem Kaiser immer lieber geworden, zumal auch eine feste Freundschaft seinen Herrn mit Hartmann, dem achtzehnjährigen Sohne Rudolfs, verbinde, der jetzt aber am Rhein sei. Erst heute hätte Heinz einen klingenden Beweis der kaiserlichen Gnade erhalten und wäre darum auch gar wohlgemut zum Tanze gegangen.

So gute Kunde über den Ritter, der ihrer jungen Herrin vielleicht jetzt schon begegnet sein konnte, weckte in der Magd, die sich gern in der ihrem Geschlechte teuren Beschäftigung des Ehestiftens versucht hätte, hochfliegende Anschläge, die nichts Geringeres bezweckten, als aus ihrer jüngeren Herrin und Heinz Schorlin ein Paar zu machen. Biberli aber hatte kaum gewahrt, worauf die Rede Kätterles zielte, als er sie beunruhigt und mit der Versicherung, er habe schon zu lange gesäumt, unterbrach und es kurz mit dem Abschiede machte, bevor er sie verließ. Die Ehe seines Herrn mit einer Jungfrau von städtischem Adel, der in seinen Augen weit hinter dem eines Ritters Schorlin zurückstand, sollte seinem Heinz keinen Stein

in die Ruhmesbahn werfen, die ihn so schnell aufwärts führte. Es mußte auch noch viel Wasser ins Meer laufen, bevor Biberli ihm aus gutem Herzen den Rat erteilen konnte, dem freien fröhlichen Leben von heute zu entsagen und im eigenen Neste Ruhe zu suchen.

Mochte Eva Ortliebin so holdselig sein wie die gnadenreiche Jungfrau in eigener Person und dem Ritter Heinz das leicht entzündbare Herz wie heiß auch immer entflammen, in die lähmende Knechtschaft der Ehe sollte er sich auch von ihr nicht locken lassen, so lange er da war und über ihn wachte.

Mußte einmal geheiratet sein, dann hatte er etwas anderes für ihn im Sinn, das ihn auf einen Schlag zum großen Herrn machte. Aber auch dafür war es zu früh.

Als er über die Fleischbrücke auf den Markt kam und dem hellerleuchteten Rathause zuschritt, hatte er Mühe, vorwärts zu kommen; denn der ganze Platz war von Neugierigen, Dienern in bunten Festkleidern, Sänften, reich geschirrten Rossen und Fackelträgern erfüllt. Der Troß der Montforts, die im Ortliebhofe Quartier gefunden, gehörte zu den glänzendsten und zahlreichsten von allen, und schmunzelnd ließ er den Blick über die mit Gold beschlagene Sänfte der jungen Gräfin schweifen. Ihr hätte er seinen jungen Herrn lieber gegönnt als der Städterin, die Kätterle noch dazu mit einem Wetterhahne verglich und der darum die hohe Tugend der Standhaftigkeit ganz gewiß abging.

Drittes Kapitel.

Der Diener des Ritters Schorlin stand in vertrautem Verkehr mit vielen Bediensteten des Kaiserhauses, und ein Furier führte ihn auf den Altan der Stadtpfeifer, von wo aus sich der große Rathaussaal übersehen ließ. Da saß der Kaiser bei Tafel, und ihm zur Seite auf einem kleineren Thronsessel seine Schwester, die Frau Burggräfin von Zollern. Nur die Größten und Vornehmsten, die der Reichstag nach Nürnberg gezogen, samt ihren Damen, teilten das Mahl, das die Stadt ihnen auftrug.

Aber dort — ziemlich weit von ihnen entfernt, indes doch noch auf dem für die Speisenden durch eine schwarzgelbe Seidenschnur abgeschlossenen Raume, getrennt von dem glänzenden Gewimmel der übrigen Gäste, gewahrte er — er wollte den eigenen Augen nicht trauen — den Ritter Heinz Schorlin, seinen Herrn, und neben ihm ein junges Weibsbild von wunderbar holdseligem Liebreiz.

Seit länger als drei Jahren hatte er Eva Ortliebin nicht gesehen, und doch wußte er, daß sie es war und keine andere. Aber wie das flinke, eckige Ding mit den

hageren Aermlein sich herausgewachsen hatte! An prächtigen, dem Auge wohlgefälligen Weibsbildern von jedem Alter und von jeder Gestalt mangelte es hier im Saale gewiß nicht. Manche mochte sich auch wohl einer glänzenderen, vornehmeren Schönheit rühmen; an herzbestrickender Anmut konnte sich sicherlich keine mit derjenigen messen, auf die Kätterle für seinen Herrn ein Auge geworfen. Sie hatte ja nur bescheidentlich darauf hinzudeuten begonnen; aber das schon war verdrießlich; denn es dünkte Biberli, als habe sie den Teufel damit an die Wand gemalt, und er wollte nicht, daß er komme.

Mit einem leisen, seiner Ehrbarkeit übel anstehenden Fluche schickte er sich an, den Altan zu verlassen; doch wie mit geheimnisvoller Gewalt fesselte ihn, was es da unten zu sehen gab, wenn es ihn auch mit immer neuem Verdruß erfüllte.

Besonders wenn ihm das wundervolle Ebenmaß der kraftvollen und doch nicht übermäßig großen Gestalt Heinz Schorlins, sein köstlich gewelltes Haar und die vornehme Leichtigkeit, mit der er das prächtige, links saphirblaue, rechts weiße mit Silberfalken bestickte Sammetgewand trug, ins Auge fielen, oder wenn er gewahrte, wie huldreich ihm die Größten und Höchsten nach dem Mahle begegneten, meinte er einen bitteren Geschmack im Munde zu verspüren. Wahrlich nicht aus Neid, sondern weil der Gedanke ihm ins Herz schnitt, dies herrliche, schon in jungen Jahren ruhmreiche Glückskind, das er liebte, sollte sich an die Tochter eines städtischen Kaufherrn verlieren, wenn dessen bunten Kram, den er vorhin kennen gelernt hatte, auch ein adelig Wappenschild zierte.

Aber Heinz Schorlin hatte schon manche Vornehmere

an sich gezogen, um ihrer bald genug überdrüssig zu werden! — Auch diesmal hätte Biberli gelassen auf seinen Leichtsinn gebaut, wäre der nichtswürdige Wunsch Kätterles nur unausgesprochen geblieben, — hätte Heinz nur so keck und übermütig mit der Ortliebin verkehrt, wie es mit anderen Damen sonst seine Art war. Doch einen wie bescheidenen, schier andächtigen Glanz gewann sein Blick, wenn er der Kaufmannstochter in die großen blauen Augen schaute. Und wie sie die aufschlug! Das mußte ja den härtesten Weiberhasser behexen!

Und dem treuen, standhaften Biberli ballten sich die Fäuste, und einmal kam ihm sogar der Gedanke, „Feuer“ in den Tanzsaal hinunter zu rufen, um alles, was sich da freute, umwarb und umwerben ließ, aus einander zu treiben.

Aber die da unten gewahrten nichts von ihm und seinem Zorne, und am wenigsten wohl sein Herr und die Jungfrau, die sich so ungern hierher begeben.

Daheim hatte Eva in der That alles daran gesetzt, um dem Rathause fern bleiben zu dürfen. Herr Ernst Ortlieb, ihr Vater, war indes unerbittlich geblieben. Dem kleinen Manne mit dem bartlosen Gesicht und den eingefallenen Wangen hatte das Kinn sogar schon zu zittern begonnen, und das pflegte der Vorbote eines Ausbruchs des Jähzorns zu sein, der ihn bisweilen mit solcher Macht übermannte, daß er Dinge beging, die er später bereute.

Und er war diesmal gezwungen gewesen, das Widerstreben seines eigenwilligen Kindes unter keiner Bedingung zu dulden; hatte Kaiser Rudolf doch den „Ehrbaren“ vom Rate ans Herz gelegt, ihm selbst und seiner Schwieger-

tochter, der Herzogin Agnes, die er bei ihrem kurzen Besuch wohl zu unterhalten wünschte, zu Gefallen, die schönen Hausfrauen und Töchter bei dem Fest auf dem Rathause nicht fehlen zu lassen.

Die sieche Gattin des Herrn Ortlieb konnte der Els, ihrer älteren Tochter und treuen Pflegerin, in dieser Zeit nicht entbehren. Da hatte er denn von Eva Gehorsam verlangt und sie gezwungen, von ihrem Widerstande gegen den Besuch des Festes zu lassen; ihr aber war vor der lauten weltlichen Lust bange gewesen, ja es hatte sie vor ihr gegraut.

Schon als sie noch zu den Klarissinnen in die Schule ging, hatte sie sich oft gefragt, ob es für sie nicht das Schönste sein würde, wie Muhme Kunigunde, die Aebtissin des St. Klaraklosters, sich dem Heiland anzugeloben und auf vergängliche Freuden zu verzichten, um sich die Seligkeit des Himmels zu sichern. Die dauerte ewig und konnte schon hienieden beginnen bei einem stillen Leben ganz in und mit Gott, bei einem hingebenden Sichhineindenken in das ganz von Liebe gesättigte Wesen des Heilands und auch in die großen Schmerzen, die er aus Liebe auf sich genommen. O, auch das Leiden und Bluten mit dem Höchsten war reich an geheimnisvollen Wonnen; ja, mit dem seligen Nachgefühl, das jene Stunden der frommen Ekstase in ihr zurückließ, konnte keine irdische Freude sich messen.

Manchmal hatte sie sich auch lange mit geschlossenen Augen in das Himmelreich hineingeträumt und, selbst ein Engel, unter Engeln zu weilen vermeint. Wie oft hatte sie sich gefragt, ob weltliche Minne größere Lust bringen könnte als solch ein seliges Träumen oder als die Wanderungen

durch den Garten und den Reichsforst, bei denen ihr die Aebtissin vom heiligen Franz von Assisi erzählte, dem auch ihr Orden den Ursprung verdankte, dem besten und warmherzigsten unter den Nachfolgern Christi, von dem der Papst selbst gesagt, daß er noch diejenigen erhöre, die Gott nicht erhören wollte. Da war außerdem kein Kraut, keine Blume, keine Tierstimme im Walde, die die Muhme Kunigunde nicht gekannt hätte. Und aus allem, was dort das Ohr vernahm und das Auge schaute, waren ihr wie dem heiligen Franz Stimmen entgegengeklungen, die für die Güte und Größe des Höchsten Zeugnis ablegten. Mit jeder Kreatur Gottes fühlte die Aebtissin sich schwesterlich verbunden und lehrte auch Eva sie ans Herz ziehen und, wie einer, der sich dem Kinde hold erweist, die Liebe der Mutter erwirbt, durch die Liebe zu seinen Geschöpfen die des Schöpfers zu gewinnen.

Die anderen hatten sie gut tadeln, weil sie sich von den Freundinnen und Vergnügungen der Schwester zurückzog. Ihnen waren eben die Wonnen der Einsamkeit fremd geblieben, die sie die Muhme und ihr Heiliger kennen gelehrt.

Oft demütig, öfter noch, wenn das schnelle Blut sie fortriß, heftig aufbrausend und unter Thränen hatte sie Störungen und Verweise hingenommen, dabei aber stets im stillen gedacht, auch ihre Zeit werde kommen, auch ihr werde es vergönnt sein, ganz allein, Eins mit ihrem Gotte und Heiland, die Wonnen der Seligkeit zu genießen.

Sie liebte die kranke Mutter, sie hing an dem Vater, so oft auch sein jähes Aufbrausen sie erschreckte; aber es wäre ihr dennoch köstlich erschienen, es den Heiligen nachthun und alle Bande zerschneiden zu dürfen, die sie mit

der Welt und ihren hemmenden Anforderungen verknüpften. Sehnsüchtig wartete sie schon längst des Tages, an dem es ihr gestattet sein sollte, die Aebtissin zu bitten, ihr Einlaß in das Kloster zu gewähren, dessen Pforten weit für sie offen standen, schon weil ihre Eltern, neben den Brüdern Ebner, die es gestiftet, das meiste für seine Erhaltung thaten.

Aber sie hatte sich Geduld auferlegen müssen; denn Els, ihre ältere Schwester, folgte wohl bald ihrem Wolff, und dann war es an ihr, der siechen Mutter zu warten. Das gebot ihr das Herz, und die Aebtissin hatte gesagt: „Laß sie an Deiner Hand in die Seligkeit eingehen, bevor Du bei uns beginnst, mit ganzer Kraft für die eigene Seligkeit zu sorgen. Auch damit kommst Du auf einer schönen Reihe von Stufen Deinem erhabenen Ziele näher."

Aber Eva hätte lieber jetzt schon fern von der Welt dem Höchsten die Hand gereicht zum unverbrüchlichen Bündnis.

Was Wunder, daß es ihr, mit solchem Ziele vor Augen, tief widerstrebte, in das bunte Treiben eines lärmenden Tanzfestes zu treten.

Mit ernstlichem Widerwillen hatte sie sich von Kätterle und der Schwester schmücken lassen und die Sänfte bestiegen, die sie auf das Rathaus führen sollte.

Wohl war ihr das eigene Bild, das der Spiegel ihr zeigte, reizend genug erschienen, wohl hatte das laute Entzücken der Dienstboten und der anderen, die ihren Staat bewunderten, ihr gut gethan; gleich darauf aber war ihr die Eitelkeit dieser Regung bewußt geworden, und während sie sich in der Sänfte dem Rathause näherte,

hatte sie ihre Heilige um Beistand angefleht, sie zu überwinden.

Redlich bestrebt, dieser Verirrung Herr zu werden, war sie bald nach dem Kaiser und seiner jungen Schwiegertochter in den Tanzsaal getreten; dort aber hatten sie von dem Altane der Stadtpfeifer und Spielleute her, längst bevor Biberli ihn erstieg, dieselben Fanfaren mit empfangen, die die hohen Gäste der Stadt begrüßten und in die sich die Trompetenstöße der Herolde mischten. Da war ihr von tausend Kerzen an Kronleuchtern und Kandelabern ein tageshelles Leuchten entgegengeglänzt, und verwirrt von all dem Schall und den Lichtwellen, die auf sie einwogten, war sie dem Vater näher getreten, und hatte sich, seines Schutzes bedürftig, an ihn geschmiegt. Vor allem fehlte ihr die Schwester, mit der sie herangewachsen, die ihr zum andern Ich geworden, und deren sie am meisten bedurfte, wenn sie aus ihrem stillen Innenleben heraus in die Welt trat.

Erst war sie gesenkten Blickes stehen geblieben; bald aber hatte sie das Auge unter all dem Federgewoge und Edelsteingefunkel, unter all der Sammet- und Seidenpracht, dem Goldglanz und Perlenschimmer herumschweifen lassen.

Bisweilen war in der Kirche nicht viel weniger Glänzendes zu sehen gewesen, und auch ohne den Hinweis der Schwester hatte sie darnach ausgeschaut; aber wie so ganz anders war es geschehen! Da hatte sie sich der eigenen bescheidenen Kleidung gefreut und sich gesagt, daß ihre Schlichtheit dem Höchsten und ihrem Heiligen genehmer sei als der eitle Prunk der anderen, denen sie es so leicht hätte nach- oder sogar zuvorthun können. Hier aber

drängte sich ihr die bange Frage auf, wie sie sich unter den anderen ausnehmen möge.

Sie wußte ja, daß die Brokatsuckenie,*) die der Vater für sie aus Mailand verschrieben, köstlich, daß das Meergrün auf der rechten wohl zu dem Weiß auf der linken Seite stand, daß die in Silber gestickten Ranken und Maiblumen, die über dem Ganzen ausgestreut zu sein schienen, sich gar luftig und leicht ausnahmen; aber dabei wollte die Empfindung sie nicht verlassen, alles, was sie trug, sei in Unordnung geraten, — hier müßte sich etwas verschoben, dort etwas Schaden gelitten haben. — Els, die auf alles acht hatte, was ihr äußeres Wesen anging, war nicht da, um es zurecht zu rücken, und sie fühlte sich ernstlich unwohl in diesem weltlichen Glanze und Treiben.

So verlassen wie unter all diesen ihr meist fremden Herren und Frauen hatte sie sich nimmer gefühlt, trotz der Nähe des Vaters.

Ja, die Schwester!

Hätte sie ihre Els nur herbeizaubern können, sie, die mit den anderen Jungfrauen ihres Alters und Standes, von denen hier wenige fehlten, auf Du und Du stand, — dann wäre wohl manche gekommen, um sich an sie zu schließen; sie aber stand mit keiner in traulichem Verkehr, und wenn auch manche sie begrüßte, hielt doch keine bei ihr aus. Jede besaß hier Freundinnen, die ihr so viel näher standen. Die junge Gräfin Montfort, ihre Alters- und Hausgenossin, trat auch nur flüchtig an sie heran.

*) Langes Frauengewand, das mit einem Halsausschnitt an der Brust fest anlag und von den Hüften an weiter wurde.

Doch das war ihr genehm; denn Cordulas freies Wesen widerstand ihr.

Viele, die ihrer Els lieb waren, scharten sich um Ursula Vorchtelin, die Tochter des reichsten Mannes der Stadt, und sie ging den Ortliebs geflissentlich aus dem Wege; denn bevor Wolff Eysvogel sich um Els bewarb, waren er und Ursula für einander bestimmt gewesen.

Eben gelobte sich Eva im stillen, dies erste Tanzfest sollte auch das letzte sein, als der kaiserliche Schultheiß, Herr Berthold Pfinzing, ihr Firmpate, kam, um sie dem Kaiser vorzuführen, der Herrn Ernst Ortlieb, dessen Sohn auf dem Marchfelde im Kampfe für ihn gefallen, und sein Töchterlein zu sehen begehrte. Seine „kleine Heilige“, fügte der Schultheiß hinzu, nehme sich übrigens bei der Musik der Stadtpfeifer nicht minder holdselig aus als beim Orgelklange im Betstuhl.

Da war Eva das Blut aus den Wangen gewichen, und wenn sie die Schwester noch vor wenigen Stunden gefragt, was denn die Größe des Kaisers vor Gott dem Herrn bedeute, daß sie um seinetwillen gezwungen werden sollte, dem Heiligsten untreu zu werden, zwang sie jetzt dennoch die Scheu vor der Majestät des mächtigen Herrschers, bang und schneller zu atmen.

Wie sie an der Hand des Herrn Pathen vor den Thron Kaiser Rudolfs gelangt war, wußte sie später nicht mehr zu berichten; denn was dann gekommen war, das hatte einem bunten, bald qualvollen, bald seligen Traume geglichen, aus dem sie erst durch die Mahnung des Vaters, es sei nun Zeit zum Aufbruch, erwacht war.

Als sie das niedergeschlagene Auge, womit sie sich Kaiser Rudolf genähert, zu ihm erhob, hatte er aufrecht

vor dem für ihn bereiteten Throne gestanden. Um ihm ins Antlitz zu schauen, war sie genötigt gewesen, den Kopf rückwärts zu neigen; denn wie ein Rolandsbild überragte er mit den sieben Fuß seiner Größe, was ihn umgab, um eines Hauptes Länge. Als sie aber, nachdem die kaum den Kinderschuhen entwachsene Herzogin von Oesterreich, seine Schwiegertochter, und die Burggräfin von Zollern, seine Schwester, sie gnädig begrüßt und Eva, nachdem sie bescheidentlich gedankt, sich auch vor Kaiser Rudolf tief verneigt hatte, war ihr trotz ihrer Bangigkeit ein Lächeln um die Lippen geflogen; denn während sie das Knie am tiefsten neigte, hatte ihr Scheitel ihm nur bis über den Gürtel gereicht. Dies Lächeln aber mußte die Frau Burggräfin, eine heitere Matrone, wahrgenommen haben; denn sie hatte ihr gewinkt, ihr einige freundliche Worte gegönnt und ihr den jungen Ritter, der hinter ihr, zwischen ihrem und dem Sessel der jungen Herzogin Agnes von Oesterreich stand, bei Namen genannt, und als einen wackeren Tänzer empfohlen.

Heinz Schorlin aber, der Herr des treuen und standhaften Biberli, hatte sich höfisch verneigt und ehrfurchtsvoll bemerkt, er hoffe sich nicht allzu unwürdig des Lobes aus solchem Munde zu erweisen. Dabei war sein Blick dem Evas begegnet, und die Frau Burggräfin mußte wohl wahrgenommen haben, mit wie warmer Bewunderung der Ritter auf die junge Nürnbergerin schaute; denn kaum war sie nach dem Abschiedsgruß zurückgetreten, als die hohe Frau leise, doch laut genug, daß Evas feines Ohr es verstand, ihm zurief: „Diese da, ist mir recht, wird gut thun, das Herzchen heute abend vor Dir, Wildfang, zu behüten. Welch holdseliges Engelsgesicht!“

Da war Eva vor Scham, aber auch vor Wohlgefallen an solchem Worte aus solchem Munde das Blut in die Wangen gestiegen, und allzu gern hätte sie erhorcht, was der Ritter sich jetzt der hohen Frau zuzuraunen getraute.

Die junge Herzogin Agnes, die Tochter des Königs Ottokar von Böhmen und Gemahlin des dritten Sohnes des Kaisers, der seinen Namen Rudolf teilte, war während dieses Vorganges durch den Herzog von Nassau in Anspruch genommen worden, der ihr seine Damen vorgeführt hatte; kaum aber waren diese zurückgetreten, als sie Heinz Schorlin winkte und ihm, während sie ihn anredete, mit so warmem kindlichen Wohlgefallen in die Augen schaute, daß es Eva verdroß; denn sie fand es unziemlich für eine Gattin und Herzogin, so vertraut mit einem schlichten Ritter zu verkehren. Ja, die Mißbilligung über das Verhalten der Königstochter mußte ihr merkwürdig tief gehen; denn so lange sie mit dem Ritter plauderte, brauste es ihr laut vor den Ohren. Hübsch war das Antlitz der Böhmin doch wohl zu nennen; denn die dunklen Augen blitzten ihr frisch und lebensvoll aus den leicht gebräunten kindlichen Zügen, und obgleich sie um vier Jahre jünger als Eva, war ihre mittelgroße Gestalt wohl ausgebildet und bei aller Beweglichkeit von vornehmer Haltung.

Im Gespräch mit Heinz Schorlin schien sie froh bewegt und von zutraulich unbefangener Wärme, doch gewann ihr Wesen schnell den Ausdruck der Enttäuschung und des selbstbewußten fürstlichen Stolzes, als ihr eine neue Gruppe von Herren und Damen vorgeführt wurde, die sie zwang, dem Schweizer mit einem bedauerlichen Achselzucken den Rücken zu wenden.

Die Grafen und Gräfinnen, Ritter und Ritterfrauen,

die sie umstanden, entzogen sie den Blicken Evas, die nun, da auch Heinz Schorlin sich von der Böhmin entfernt hatte, dem Kaiser von neuem ihre Aufmerksamkeit zuwandte und ihm sogar näher zu treten wagte. Wie väterlich mild klang doch die tiefe Stimme Rudolfs, wie wohl gefiel ihr sein Antlitz!

Auf Schönheit durfte das freilich keinen Anspruch erheben; denn dazu war die gebogene schmale Nase viel zu groß und lang gestreckt, dazu senkten die Mundwinkel sich zu tief nach unten, und vielleicht war es diese Besonderheit, die dem ganzen Antlitz einen so kummervollen Ausdruck verlieh. Sie glaubte auch zu wissen, woher er kam. Die Wunde, die ihm der Tod seines treuen Weibes, der Geliebten seiner Jugend, vor wenigen Monden geschlagen, schmerzte ihn noch immer. — Seine Augen konnte man weder groß noch glänzend nennen; doch wie freundlich, wie ernst und klug und — flog ihm etwas Scherzhaftes durch den Sinn — wie schelmisch wußten sie zu blicken! Sein hellbraunes Haar war für seine dreiundsechzig Jahre noch nicht stark ergraut, doch hatte es die Fülle verloren und floß ihm schlicht und nur am untern Saume leicht gebogen bis über den Hals nieder.

Der Vater Evas hatte als junger Mann den zweiten Friedrich, den Hohenstaufen, in Italien gesehen und pflegte dies eine besondere Gunst des Schicksals zu nennen. Die Muhme Aebtissin sagte zwar, sie neide ihm nicht die Ehre, dem Antichrist begegnet zu sein; dagegen hatte sie heute nach der Messe Eva selbst geraten, sich das Bild des Kaisers Rudolf ins Gedächtnis zu prägen. Frommen großen Männern zu begegnen, erhebe das Herz und mache uns besser, weil wir uns ihnen gegenüber der eigenen

Kleinheit bewußt würden und unserer Pflicht, ihnen nachzueifern. Mehr als ein Lebensjahr würde sie willig hergeben, wenn es ihr noch vergönnt gewesen wäre, dem heiligen Franz, der sieben Jahre nach ihrer Geburt die Augen geschlossen, in das reine, liebreiche Antlitz zu schauen.

So hatte denn Eva, die gewöhnt war, der verehrten Muhme Gehorsam zu leisten, sich redlich bemüht, jeder Bewegung des Kaisers Rudolf offenen Auges zu folgen; doch ihre Aufmerksamkeit war fortwährend abgelenkt worden, und zwar wiederum durch den jungen Ritter, von dem aus — die Schwester des Kaisers, die Frau Burggräfin Elisabeth, hatte es selbst gesagt — ihrem Herzen eine Gefahr drohen sollte.

Aber auch die junge Gräfin Cordula Montfort, ihre Hausgenossin, zwang sie, nach ihr hinzuschauen; denn Heinz Schorlin war auf die lebhafte Vorarlbergerin zugetreten, und die freie Weise, mit der sie ihm begegnete und von der sie sich sogar hinreißen ließ, ihm mit dem Fächer auf den Arm zu schlagen, verdroß und kränkte sie, wie eine ihrem ganzen Geschlecht zugefügte Unbill. Daß eine Jungfrau hohen Standes sich solchen Gebarens vor den Augen des Kaisers und seiner hohen Schwester unterfangen durfte!

Nicht um die Welt hätte sie es dulden mögen, daß ein Mann so mit ihr verkehrte und so über sie lachte. Der junge Ritter aber, den sie dies thun sah, war wiederum der Schweizer. Doch seine hellen Augen hatten vorhin mit so andächtiger Bewunderung auf ihr geruht, daß Unehrerbietigkeit gegen eine Dame gewiß nicht in seiner Art lag, und er sich nur genötigt sah, sich gegen seinen Wunsch und Willen der Gräfin und ihrer Keckheit zu erwehren.

Schon früher hatte Eva viel Rühmens von dem großen Heldenmut des Ritters Schorlin vernommen. Wenn Kätterle, deren Freund und Landsmann in seinen Diensten stand, von ihm geredet — und das war nicht selten geschehen — hatte sie ihn stets einen frommen Ritter genannt, und daß er in der That ein solcher war, gab er ihr deutlich genug zu erkennen; — denn wahrhaft inbrünstige Andacht lag in den Augen, mit denen er jetzt wie ein demütig Bittender die ihren abermals suchte.

Eben rief die Musik zum polnischen Tanze, und wahrscheinlich hatte der Ritter, den ihr die Schwester des Kaisers selbst als Tänzer empfohlen, sich mit jenem Blicke bei ihr entschuldigen wollen, daß er nicht sie, sondern die Gräfin Cordula Montfort zur Partnerin erwählte. Darum hatte sie auch diesem Blicke nicht auszuweichen brauchen und dem Drange ihres Herzens folgen dürfen, ihm mit der stummen Sprache der Augen, die doch so wohl verständlich ist, eine Warnung zu erteilen. Vorhin hatte sie nicht dazu kommen können, seine Anrede auch nur mit einem Worte zu erwidern, und trotzdem meinte sie zu wissen, daß es ihr bestimmt sei, ihm näher zu kommen, wenn auch nur, um ihm zu zeigen, daß seine Macht, von der die Burggräfin gesprochen, an einem frommen Jungfrauenherzen scheitere.

Und auch ihn mußte es zu ihr hinziehen; denn während ihr die Ehre widerfuhr, daß sie einer der stattlichen Söhne des Burggrafen von Zollern zu dem Marsche, den die Stadtpfeifer bliesen, im Saale auf und nieder führte, that er zwar mit seiner Dame das Gleiche, doch schaute er von ihr fort und auf sie hin, so oft sie an ihm vorbei kam.

Ihr Tänzer war gesprächig genug, und was er ihr von dem deutschen Orden berichtete, in den er, wie zwei seiner Brüder es schon gethan, zu treten gedachte, wäre ihr zu anderer Zeit wohl wert des Aufmerkens erschienen, jetzt aber folgte sie ihm nur mit halbem Ohre.

Als der Tanz zu Ende war, und Ritter Schorlin auf sie zutrat, schlug das Herz ihr so laut, daß sie meinte, die Nachbarn müßten es vernehmen; bevor er aber noch das erste Wort an sie gerichtet, begrüßte sie der alte Burggraf Friedrich in eigener Person, frug nach der kranken Mutter, der munteren Schwester und der Muhme Aebtissin, die in der Jugend bei jedem Tanze die Königin gewesen, und ob sie in seinem Sohn einen ihr wohlgefälligen Tänzer gefunden.

Eine seltene Auszeichnung war es, so von dem hohen Herrn ins Gespräch gezogen zu werden. Und doch hätte Eva ihn weit fortgewünscht, und ihre Antworten mochten einsilbig genug gelautet haben; aber die holde Verwirrung, die sich ihrer bemächtigt, stand dem sittigen, kaum erblühten Kinde so wohl, daß der Burggraf nicht von ihr wich, bis das Raien begann und er sie mit dem Ersuchen verließ, die Tarnkappe abzunehmen, die sie bisher zum Schaden der Ritter und Herren unsichtbar gemacht, und bei dem Tanzfeste, das er bald auf der Burg zu veranstalten gedenke, nicht zu fehlen.

Kaum hatte der freundliche Herr sie verlassen, als sie sich nach demjenigen umwandte, der ihr vorhin doch sicherlich genaht war, um sie zum Raien zu führen; aber da stand er wieder neben Cordula Montfort, und ein scharfer Groll bemächtigte sich ihrer.

Noch kecker als vorhin forderte die junge Dame ihn

heraus, indem sie das Haupt so stürmisch zurückwarf, daß der turbanartige Wulst auf ihrem Scheitel, trotz der breiten Binde, die ihn unter dem Kinn festhielt, beinahe zu Boden gefallen wäre. Doch ihr Aufbegehren verfehlte nicht nur die Wirkung, sondern schien den Ritter zu verdrießen. Und was konnte das Mädchen ihm auch gewähren, das in den die Mode überbietenden Prunkgewändern eher einer Türkin glich als einer christlichen Jungfrau. Stattlich war sie gewiß, und Els hatte vielleicht recht, wenn sie aus ihren derben Zügen eine gewisse Gutmütigkeit herauserkennen wollte, — aber an Liebreiz und dem Zauber sittsamer Weiblichkeit fehlte es ihr gänzlich. Die freundlichen grauen Augen und die vollen Lippen schienen nur da, um zu lachen, und solche Fülle der Gestalt mochte einer Ehefrau anstehen, nicht einem Fräulein in ihren jungen Jahren. Kein Fehler oder Fehlerlein entging Eva bei dieser Musterung. Daneben erinnerte sie sich auch des eigenen Spiegelbildes, und ein zufriedenes Lächeln umspielte ihr den roten Mund.

Jetzt verneigte sich der Ritter.

Ob er die Gräfin wieder zum Tanze führen wollte?

Aber nein!

Er wandte ihr den Rücken und schritt ihr entgegen.

Da flog es Eva wie Sonnenschein über das holde Kindergesicht, und die Möglichkeit, ihm das Raien an seiner Hand zu versagen, kam ihr nicht einmal in den Sinn; er aber bekannte ihr aus freien Stücken, daß er Gräfin Cordula nur auf Befehl der Frau Burggräfin zum polnischen Tanze geführt, daß er jedoch, nun es ihm vergönnt sei an ihrer Seite zu weilen, die verlorene Zeit einzubringen gedenke.

Und er hielt Wort und ließ es sich an dem Raien mit ihr keineswegs gegnügen; denn nachdem die junge Herzogin Agnes ihn zu einem Zäunertanz gerufen und dabei abermals viel vertraulicher mit ihm verkehrt hatte, als es die sittige Nürnbergerin billigen konnte, überredete er Eva, es auch beim Schwäbeln mit ihm zu versuchen. Und sie, obgleich ihr dergleichen stets zuwider gewesen, that ihm den Willen, und ihre natürliche Anmut sowie der musikalische Taktsinn, der ihr eigen, halfen ihr, die fremden Schritte dieses Tanzes im Fluge zu treffen. Dabei raunte er ihr zu, höhere Wonne als es ihm bereite, so mit ihr im Arme dahinzuwallen, könnte auch den Engeln im Himmel nicht vergönnt sein; sie aber schaute glückselig zu ihm auf und neigte leise bejahend das Köpfchen. Lieber hätte sie ihm freilich laut und innig zugerufen: „Ja gewiß! Und von Dir, Du lieber, freundlicher Gesell, meint die Frau Burggräfin, drohe mir Gefahr, und ich thäte gut, mich vor Dir zu hüten!“

Vor allem fühlte sie sich ihm zu Dank verpflichtet. Wie wäre es ihr hier ohne ihn ergangen! Und dazu hatte es ein so wundersames Wohlgefühl in ihr erweckt, ihm in die Augen zu schauen, sich von seinem starken Arm durch den weiten Raum schwingen zu lassen, dicht an ihn geschmiegt zu ahnen, daß sein schnell pochendes Herz den Schlag des ihren empfinde. Statt ihr wehe zu thun, ihr übel zu wollen und Unrechtes von ihr zu begehren, trug er gewiß nichts für sie im Sinn als Gutes. Als stände er an der Stelle ihres einzigen Bruders, der in der Schlacht auf dem Marchfelde gefallen, war er um sie besorgt. — Alle Tänze mit ihr zu tanzen — er hatte es selbst gesagt — wäre ihm das

liebste gewesen, doch der Wohlanstand und die fürstlichen Damen, die ihn an ihre Seite befahlen, ließen es nicht zu. Dafür kam er in jeder Pause zu ihr, um wenigstens einige kurze Worte und einen Blick mit ihr zu wechseln. Während der längsten, die über eine Stunde dauerte und der Erfrischung der Gäste gewidmet war, führte er sie in einen Nebenraum, den man in einen blühenden Garten verwandelt. Dort standen hinter grünen Birkenstämmen, in deren Zweigen bunte Lampen hingen, und bei den Rosenbüschen, die einen kleinen duftenden Springquell umgaben, Ruhesitze, und Eva war dem Schweizer schon über die Schwelle gefolgt, als sie in der grünen Laube im Hintergrund des Gemaches Gräfin Cordula wahrnahm, der einige junge Ritter zu Füßen knieten oder lagen und unter ihnen Seitz Siebenburg, der Schwager Wolff Eysvogels, des Bräutigams ihrer Schwester.

Das Verhalten des Eheherrn und Vaters, dem sein Weib vor kaum sechs Wochen ein Zwillingspaar, zwei prächtige Büblein, geschenkt und der seiner Pflichten um Cordulas willen so schmählich vergaß, trieb ihr vor Unwillen das Blut in die Wangen, während der halb mißbilligende, halb bekümmerte Blick, mit dem der Ritter Altrosen bald auf die Gräfin, bald auf Siebenburg schaute, sie lehrte, daß sie selbst auf dem Wege sei etwas zu begehen, das die Besten nicht gut heißen konnten; denn den Altrosen, der dort stumm neben der Gräfin an der Wand lehnte und sich das kohlschwarze Haar aus dem blassen Gesicht strich, hatte der Ohm Schultheiß den edelsten unter der gesamten jüngeren Ritterschaft genannt. Daß hier kein Platz für sie sei, rief ihr auch eine Stimme im eigenen Innern zu. Wäre Els bei ihr gewesen, sagte

sie sich, hätte sie ihr sicher nicht gestattet, allein mit einem Ritter in dies Gemach, wo es so ausgelassen herging, zu treten, und dieser Gedanke entzog sie auf kurze Zeit dem seligen Rausche, in dem sie bis dahin geschwelgt, und erweckte in ihr die Ahnung, daß dennoch eine Gefahr darin liege, sich Heinz Schorlin sorglos zu überlassen.

„Hier nicht," bat sie den Ritter, und er that ihr ungesäumt den Willen, obgleich Gräfin Cordula ihm laut und als sei er allein und nicht der Begleiter einer Dame, munter gebot, da zu verweilen, wo sich der Frohsinn unter Rosen eine Hütte baute.

Daß ihr neuer Freund die junge Gräfin nicht einmal einer Antwort würdigte, that Eva wohl. Aus seinem Gehorsam meinte sie auch zu erkennen, ihr Bangen sei vergebens gewesen. Dennoch legte sie sich so ernstlich strengere Zurückhaltung auf, daß er es wahrnahm und sie frug, welche Wolke den reinen Glanz seines holden Sonnenscheins trübe.

Da schlug sie das Auge nieder und versetzte leise: „Ihr hättet mich nicht dahin führen sollen, wo man der Scheu vergißt, die man der Sittsamkeit schuldet." Heinz Schorlin aber verstand sie und freute sich dieser Antwort; denn auch in seinen Augen überschritt Gräfin Cordula an diesem Abend die Freiheit, die man ihr vor anderen vergönnte. In Eva meinte er das Urbild schöner und reiner Weiblichkeit gefunden zu haben. Er hatte ihr das Herz geschenkt, seit ihr Blick dem seinen zum erstenmal begegnet war. Sie in allen Stücken so zu finden, wie er sie sich gedacht, bevor er noch das erste Wort von ihren Lippen vernommen, steigerte das Wohlgefühl, das ihn erfüllte, zur reinsten Glückseligkeit, die er jemals empfunden.

Für wie viele hatte er schon in flüchtiger Minne geglüht; keine aber war ihm auch nur entfernt so liebenswert erschienen, wie dies junge anmutsvolle Geschöpf, das ihm so kindlich vertraute, dessen unschuldige Sicherheit neben ihm, dem gefürchteten Herzensbrecher, ihn rührte.

Noch keiner gegenüber war es ihm in den Sinn gekommen, sich zu fragen, ob sie seinem Mütterlein daheim wohlgefallen würde. Der Gedanke, die verehrte Frau könnte einen Zauberspiegel besitzen, der ihr den leichtfertigen Sohn zeigte, wie er mit den gefälligen Schönen koste, deren Zärtlichkeit ihm neben dem Würfelspiel das Blut am stärksten erregte, hatte ihm sogar, seit Biberli ihn darauf gebracht, bisweilen die Ruhe gestört. Als Eva aber mit der gläubigen Zuversicht eines vertrauensvollen Kindes froh zu ihm aufblickte, sagte er sich, es könnte nichts Wonnigeres geben, als die Mutter daheim dies anmutsvolle Geschöpf herzen und es ihr liebes Töchterlein nennen zu hören.

Der Wagemut war ihm wie gebrochen, und eine weiche, ihm bis dahin fremde Bewegung ergriff ihn, als sie ihm zuflüsterte: „Führt mich an eine Stelle, wo alle uns sehen, wo es uns aber vergönnt ist, keines andern zu achten.“

Was in dem kleinen Worte „uns“ doch alles gelegen war! Es zeigte ihm, daß sie sich selbst und ihn schon als ein einiges zusammengehörendes Etwas zu denken vermochte. Ihrem lauteren Wesen konnte ja auch nichts genehm sein, was sich vor dem Licht der Sonne und den Augen der Menschen hätte verbergen müssen.

Und ihr Wunsch war erfüllbar.

Die Stelle des Saales, an der Biberli ihn mit ihr

entdeckt und wo dem Kaiser und den ihm am nächsten stehenden Herren und Damen, zu denen sich auch einige hohe Kirchenfürsten gesellt, eben Erfrischungen gereicht wurden, war von den Bannerherren abgeschlossen worden, und kein Unberufener durfte sie betreten; er aber gehörte zu der nächsten Umgebung des Herrschers und hatte überall Zutritt.

So führte er denn Eva hinter die schwarz-gelbe Schnur zu zwei frei stehenden Stühlen im Hintergrunde des Raumes, wo man für den Kaiser und die anderen höchsten Gäste der Stadt die Tafel schnell aufgerichtet hatte.

Diese Sessel waren den Blicken aller Anwesenden erreichbar, und doch hätte man ihn und seine Dame dort ebenso wenig stören dürfen wie die Tischgenossen des kaiserlichen Paares. Unbesorgt folgte Eva dem Ritter auf den gut gewählten Platz und ließ sich neben ihm nieder.

Ein ihm vertrauter junger Schenk von gräflicher Geburt reichte ihm und seiner Begleiterin ungerufen funkelnden Malvasier in venetianischen Gläsern, und Heinz begann das Gespräch, indem er Eva bat, mit ihm anzustoßen auf die vielen durch ihre Huld verschönten Tage, die, wenn die lieben Heiligen sein Gebet erhörten, diesem köstlichsten Abend seines Lebens folgen sollten. Sie zu bitten, ihm den Wein zu kredenzen, unterließ er; denn er wußte, daß mancher unter den Gästen im Saal auf sie hinsah; auch kam das mutwillige Gräflein wieder und wieder, um ihm den Pokal zu füllen; er aber wollte alles vermeiden, was zu Stichelreden herausfordern konnte. Der junge Schenk ließ übrigens von ihm ab, nachdem er gewahrt, mit wie achtungsvoller Zurückhaltung

er seiner Dame begegnete. Bald war er auch gezwungen, den Saal mit seinem Lehnsherrn, dem Herzog Rudolf von Oesterreich, zu verlassen, der morgen in der Frühe nach Kärnthen aufbrechen mußte und sich, ohne an dem Gastmahle teil zu nehmen, mit seiner Gemahlin entfernte. Jetzt begleitete sie den Gatten auf die Burg, — doch sollte sie in Nürnberg zurückbleiben, um während des Reichstages dem einsamen verwitweten Kaiser, der die junge böhmische Königstochter besonders ins Herz geschlossen hatte, Gesellschaft zu leisten. Vorher und während des Tanzes mit Heinz hatte sie ihn gebeten, sich des edlen arabischen Rosses — ein Geschenk des Sultans Kalaûn an den Kaiser — das dieser ihr verehrt hatte, anzunehmen, und dabei die Hoffnung ausgesprochen, dem Ritter recht oft zu begegnen.

In dem Gespräch, das der Schweizer mit Eva begann, war er zuerst genötigt, die eigene Verteidigung zu führen; denn sie hatte ihm bekannt, daß sie die Mahnung der Frau Burggräfin vernommen, sich vor ihm zu hüten.

Dabei war es ihr angelegen gewesen, dem Ritter zu zeigen, daß ihr Herz nach anderer als nach weltlicher Minne trachte, und daß sie sich sicher fühle, vor wem es auch sei, weil die heilige Klara jederzeit über sie wache.

Da zeigte er ihr, daß er in Frömmigkeit erzogen, daß er wisse, wie eng ihre Patronin mit dem heiligen Franz von Assisi zusammenhing, und daß auch er von diesem Gottesmanne mancherlei in Erfahrung gebracht. Sie aber frug mit warmer Teilnahme, wo und von wem, und er vertraute es ihr gern.

Auf dem Wege von Augsburg nach Nürnberg war

ihm, da er dem kaiserlichen Hoflager vorausritt, bei Treuchtingen ein alter Barfüßler begegnet, der, von der Hitze des Tages erschöpft, an der Straße zusammengesunken war. Wie entseelt hatte er das Haupt an den Stamm eines Kreuzes gelehnt, und Heinz war mitleidig abgestiegen, um zu sehen, wie es mit dem Greise bestellt sei. Einige Schluck Wein hatten ihm die Besinnung zurückgegeben, doch die matten, wunden Füße ihn nicht weiter tragen wollen. Aber es wäre dem Greise schmerzlich gewesen, die Wanderung unterbrechen zu müssen; denn das Generalkapitel zu Portiuncula in Italien hatte ihn mit einer wichtigen Botschaft an seine Ordensbrüder in Deutschland und vornehmlich auch in Nürnberg entsandt.

Der alte Minoritenpater war von besonders ehrwürdigem Aussehen, und als er gelegentlich erwähnte, er habe den heiligen Franz in eigener Person gar wohl gekannt und zu denen gehört, die ihn während seiner letzten Krankheit gepflegt, war ein Wettstreit zwischen Heinz Schorlin, dem Waffenträger und seinem Diener Walther Biberli entbrannt; denn jeder hatte begehrt, den Sattel für den Greis zu räumen und ihm zu Liebe und um des Gotteslohnes willen zu Fuß weiter zu wandern.

Aber der Minorit war nicht zu bewegen gewesen, seinem Eide, nie wieder einen ritterlichen Streithengst zu besteigen, zuwider zu handeln, und wäre es nicht aus seinen Worten hervorgegangen, hätte es, versicherte Heinz, doch der vornehme Anstand seines Wesens verraten, daß er einem edlen Geschlechte entstammte. Die Beredsamkeit Biberlis hatte ihm auch hier zum Siege verholfen, und obgleich der Roßknecht noch einen ledigen jungen Hengst am Zügel führte, den der frühere Schulmeister hätte

besteigen können, war er doch wohlgemut neben dem alten Bruder dahin geschritten und hatte mit seinem langen Gewande den Staub gefegt.

In der Herberge war dem Ritter und seinen Leuten dann reichlich vergolten worden, was sie dem Minoriten Gutes gethan; denn er wußte fesselnd und erbaulich zu erzählen, und vieles was er von dem heiligen Franz berichtet hatte, wiederholte Heinz seiner Dame, die ihm aufmerksam das Ohr lieh.

Damit war Eva aber auch auf den Boden gelangt, der ihr der liebste und auf dem sie heimisch, und das Zünglein ging ihr darum schnell genug, und ihre großen blauen Augen gewannen einen besonders hellen und frohen Glanz, während sie ergänzte und berichtigte, was der junge Ritter von dem Heiligen erzählte.

Und wie viel Liebenswürdiges, Gütiges, Wunderbares gab es von diesem Verkünder des Friedens und der Liebe, diesem Apostel der Armut und Arbeit zu berichten, der in jeder Regung der Natur einen Aufruf zur Erkenntnis der Allmacht und Güte Gottes, eine Einladung zur andächtigen Hingabe an den Höchsten erblickt und empfunden.

Wie viel Heiteres und doch Erbauliches und Rührendes hatte ihr die Aebtissin Kunigunde von ihm und den liebsten seiner Jünger berichtet. Davon gab sie dem Ritter mancherlei zu hören, und die Freude an dem Gegenstande des Gespräches steigerte die Lebhaftigkeit ihres regen Geistes und brachte sie bald dahin, mit eifriger Beredsamkeit das Wort zu führen; Heinz Schorlin aber hing an ihrem Munde, und sein Auge, das ihr verriet, wie tief alles, was er vernahm, auf ihn wirkte ruhte,

in dem ihren, bis eine Fanfare meldete, daß die Pause vorüber.

Entzückt und — er fühlte es — auf ewig mit ihr verbunden, hatte er ihr gelauscht, und als die Pflicht ihn rief, dem Kaiser aufzuwarten, frug er sich, ob wohl je bei einem fröhlichen Tanzfeste ein gleiches Gespräch geführt worden sei, ob Gott der Herr in seiner Güte je ein an Leib und Seele gleich vollkommenes Wesen geschaffen wie diese holdselige Heilige, die es verstand, aus dem Tanzsaal eine Kirche zu machen.

Ja, das war Eva gelungen; denn wie heiß den Ritter die Minne auch brannte, mischte sich doch etwas wie fromme Andacht in sein sehnsüchtiges Verlangen. Die letzten Worte, die er, bevor er sie zu den anderen zurückführte, an sie richtete, enthielten auch das Versprechen, die heilige Klara, ihre Patronin, zu der seinen zu machen.

Für den nächsten Tanz hatte ihn die Prinzessin von Nassau auffordern lassen, doch sie fand in dem Heinz Schorlin, von dem die junge Herzogin Agnes vorhin versichert, sein Frohmut sei dazu angethan, Tote lebendig zu machen, einen stillen Genossen; der junge Herr Schürstab aber, der Eva zum Tanze führte, und wie alles, was zum ehrbaren Rate gehörte, wußte, daß sie nach dem Schleier begehrte, versicherte später seinen Freunden, für das jüngere Ortlieb-E tauge ein Karthäuserkloster, in dem das Reden verboten sei, weit besser als der Tanzsaal.

Aber nach diesem „Zäuner“ löste Heinz Schorlin ihr wieder die Zunge. Als er ihr erzählt, wie er an den Hof gekommen, und nachdem sie erfahren, daß er in Lausanne zu Kaiser Rudolf gestoßen, da er eben dem Papst das Kreuzzuggelübde geleistet, fand sie des Fragens kein

Ende, warum das deutsche Kreuzheer nicht schon gegen die Ungläubigen gezogen, und ob er selbst nicht darauf brenne, sie sein Schwert fühlen zu lassen.

Dann erkundigte sie sich näher nach dem Bruder Benedictus, dem alten Minoriten, dessen er sich so freundlich angenommen. Heinz teilte ihr mit, was er wußte, und als er endlich zu erfahren begehrte, ob es sie noch reue, ihm, vor dem ihr gebangt, begegnet zu sein, schaute sie ihm frei in die Augen und schüttelte mit einem leisen Lächeln das Haupt.

Da wallte das Blut ihm heißer auf, und er bat sie recht innig, ihm zu sagen, wo er ihr wieder begegnen könne, und ihm zu gestatten, sie seine Dame zu nennen. Aber sie zauderte mit der Antwort, und bevor er ihr auch nur die bescheidenste Zusage abgerungen, unterbrach ihn Ernst Ortlieb, der vorher mit anderen Herren vom Rat in der Trinkstube geplaudert, um die Tochter nach Hause zu führen.

Sie folgte ihm ungern. Den Händedruck des Ritters fühlte sie noch auf dem Heimweg, und es wäre ja auch unmöglich und dazu unhold gewesen, ihn nicht zu erwidern.

Heinz Schorlin hatte keine Zusage erlangt; der letzte Blick ihres Auges war indes beredter gewesen als manches in Worte gekleidete Versprechen, und wie berauscht schaute er ihr nach.

Einer Entweihung gleich wollte es ihm erscheinen, die Hand, in der die ihre geruht, bei diesem Feste einer andern zum Tanze zu reichen, und als der behäbige Herzog von Pommern ihn einlud, ihm in sein Quartier im „Grünen Schild“ zu einem guten Trunke zu folgen,

that er ihm den Willen; denn ohne sie erschien ihm der Saal wie verödet, das Licht seines Glanzes beraubt und die frohe Musik ein trübseliges Gewinsel.

Als aber im „Grünen Schild" der herzogliche Wein in den Bechern funkelte, das Gold auf den Tischen gleißte und blitzte, und das Geklapper der Würfel zum Spiele lud, dachte er, an solchem Glückstage müsse, was er auch unternahm, zu einem fröhlichen Ende gelangen.

Der Kaiser hatte ihm den Beutel wieder gefüllt, aber seine freundliche Gabe reichte nicht einmal aus, um seine Schulden zu decken, und ihrer wollte er ledig sein, bevor er der Mutter vermeldete, daß er eine liebe, fromme Tochter für sie gefunden und daß er endlich heimkehren wollte, um sich auf der väterlichen Burg, seinem Erbe, festzusetzen und mit dem alten Oheim die Verteidigung seiner Rechte, die Verwaltung der Fluren und Wälder zu teilen.

Es galt auch zum erstenmale an Stelle des heiligen Leodegar, seines heimischen Patrons, seine neue Schutzherrin, die heilige Klara, auf die Probe zu stellen.

Aber sie bestand sie übel genug; denn sie versagte ihm wenigstens beim Spiel ihre Hilfe. Nur zu bald war der volle Beutel bis auf die letzte Zechine geleert. Lachend drehte ihn Heinz vor den Augen der Spielgenossen um. Obgleich ihm aber der herzensgute, ihm besonders wohlgesinnte Herzog von Pommern mit den kurzen runden Händen ein Häuflein Gold zuschob, um das Glück mit geliehenem Gut, das Segen bringe, weiter zu versuchen, blieb er standhaft, und zwar, wenn auch nur mittelbar, um Evas willen.

Auf dem Wege in den „Grünen Schild" hatte er

nämlich Biberli, der ihm die Fackel vorantrug, bekannt, daß er dem Hofe den Rücken zu wenden und das Roß bald heim zu lenken gedenke, weil er diesmal die rechte Burgfrau gefunden.

„Das wäre das Neueste," hatte der frühere Schulmeister gelassen versetzt und sich wohl gehütet, das Verlangen des jungen Herrn durch Widerspruch zu verschärfen. Nur die Bitte, er möge sich heute die Finger nicht an den Würfeln verbrennen, hatte er nicht zurückhalten können, und, um sie zu begründen, hinzugefügt, das Spielglück erweise sich karg, wo das Minneglück so reiche Gaben verschenke.

Jetzt erinnerte sich Heinz dieser Warnung.

Der Herzliebsten war ja auch vorausgesagt worden, er sei ihr zu ihrem Unheil begegnet; ihn aber beseelte der redliche Wille, das Kleinod seines Herzens zu nötigen, ganz anders als in Kummer und Reue Heinz Schorlins zu gedenken.

Was ihm noch vor wenigen Stunden unmöglich erschienen wäre, das machte er jetzt wahr. Mit sicherer Hand schob er dem Herzog, der nicht abließ, ihn mit freundlichen Blicken aus den guten kleinen Augen und leiser, dringlicher Mahnung zu seiner Annahme zu ermuntern, das Gold zurück und beurlaubte sich mit der Bemerkung, die Würfel wären ihm heute gram und er ihnen.

Damit war er aufgebrochen, obgleich der Wirt ihn beinahe gewaltsam zurückzuhalten versuchte, und auch die Gäste sich redliche Mühe gegeben hatten, den guten und frohen Gesellen zurückzuhalten.

Der Verlust, über den Biberli verdrießlich den Kopf

schüttelte, focht ihn nicht an. Auch auf dem Lager fand er nur kurze Zeit, des geleerten Beutels und der holdseligen Maid, die ihm die alte Burg mitten in seinen lieben Schweizerbergen zum Paradies machen sollte, zu gedenken; denn der Schlaf schloß ihm sehr bald die Augen.

Am nächsten Morgen wollten ihm die Erlebnisse des Abends wie ein Traum erscheinen. Wäre es doch ein solcher gewesen! Nur die süßen Erinnerungen, die sich an die Begegnung mit Eva knüpften, hätte er um keinen Preis missen mögen. Aber, ob sie wirklich sein eigen werden konnte? Er fürchtete, nein; denn je höher die Sonne stieg, desto unausführbarer wollten ihm seine Vorsätze von gestern abend erscheinen. Endlich gedachte er sogar mit einem überlegenen Lächeln, und als hätte es ein anderer an seiner Stelle geführt, des frommen Gespräches im Tanzsaal. Den Vorsatz, nun allen Ernstes um die Geliebte bei ihrem Vater zu werben, wies er jetzt weit von sich. Nein, zum Eheherrn und für das Stillsitzen auf der alten Burg taugte er noch nicht. — Dennoch sollte Eva die Dame seines Herzens, ihre Heilige seine Patronin bleiben, und um die Minne keiner andern wollte er je wieder werben. Ihrer Liebe mußte er sich jedenfalls versichern, ihre roten Lippen nur ein einzigesmal zu küssen, schien ihm wert, das Leben aufs Spiel zu setzen. Hatte er aber die brennende Sehnsucht gestillt, dann konnte er mit ihrer Farbe an Helm und Schild von Turnier zu Turnier reiten und beim Foresten in allen Landen, die er mit dem Kaiser durchzog, Lanzen für sie brechen. Was später geschehen sollte, das mochten die lieben Heiligen fügen.

Wie immer, so war Biberli auch diesmal sein Ver-

trauter und zeigte sich gerne bereit, die Dienste Kätterles für ihn in Anspruch zu nehmen.

Er hatte dabei seine eigenen Gedanken. Auf den Beistand der Gürtelmagd durfte er zählen, und kam es zu heimlichen Begegnungen zwischen der Jungfrau Ortliebin und seinem Herrn, die die Sehnsucht des Ritters auch nur ein wenig stillten, dann konnte es ihm nicht mehr allzu schwer fallen, Heinz diese unseligen verfrühten Heiratsgedanken zu verleiden.

Viertes Kapitel.

Eva Ortlieb war nach dem Tanze in der Sänfte nach Hause getragen worden. Ein glückseliges Lächeln hatte ihr dabei die frischen jungen Lippen umspielt.

Es blieb ihr auch treu, als sie in ihrem Gemach die Schwester noch am Spinnrocken fand. Sie hatte die leidende Mutter erst verlassen, nachdem sie die Augen geschlossen, und wartete nun auf Eva, um zu hören, ob dies Fest sich nicht doch weniger unerfreulich für sie gestaltet, als sie gefürchtet, und um ihr, da sie die Gürtelmagd zur Ruhe geschickt hatte, beim Auskleiden zu helfen.

Ein Blick auf die Schwester lehrte sie, daß sie den Festsaal, den sie mit so großem Widerwillen betreten, vielleicht mit noch größerem verlassen; Eva aber, die in der Sänfte entschlossen gewesen war, keinem auf Erden zu bekennen, was ihr das Herz so mächtig bewegte, konnte, als Els sie so liebreich befragte und ihr mit mütterlicher Sorgfalt die Binde vom Baret zu lösen begann, dem mächtigen Drange nicht widerstehen, sie in die Arme zu schließen und mit warmem Ungestüm zu küssen.

Jene ließ es verwundert geschehen; denn wenn die

beiden Jungfrauen sich auch innig genug liebten, gaben sie es einander doch, wie die meisten Schwestern, nur selten durch handgreifliche Zärtlichkeitsbeweise zu erkennen. Erst als Eva sie wieder losließ, frug Els in heiterem Erstaunen: „So herrlich also ist es gewesen, mein Mädchen?“

„O, so herrlich!“ versicherte Eva mit erhobenen Händen und suchte dabei mit einem strahlenden Blicke die Augen der Schwester.

Doch schon kam ihr in den Sinn, wie wenig es sich für sie schicke, sich zu solcher Lust an einem weltlichen Vergnügen rückhaltlos zu bekennen. Beschämt senkte sie darum den Blick und fuhr in jenem Tone des Mitleids mit sich selbst, der den Ihren nicht fremd an ihr war, leise fort: „Freilich, — so groß der Kaiser auch ist, und wie gnädig er und die Frau Burggräfin sich mir auch erwiesen, anfangs — und nicht nur ein Viertelstündchen, sondern recht lange — konnt' ich zu keiner rechten Freude gelangen. Was sag' ich! Unbeschreiblich beklommen und verlassen kam ich mir vor unter all den fremden, eitlen, prunkenden Menschen. Wie dem Schiffbrüchigen, sag' ich Dir, war mir zu Mute, den die Welle ans Land spült und der da von lauter Leuten umringt wird, deren Sprache ihm fremd ist.“

„Aber halb Nürnberg war ja auf dem Feste,“ unterbrach sie die Schwester. „Da hast Du es, Liebling! Wer sich abschließt wie Du und sich auf einen hohen Baum setzt, um hübsch allein zu sein, der bleibt auch verlassen; denn wer wäre ihm wohl gut genug, um sich ihm zu liebe im Klettern zu üben. Aber es scheint ja, als wäre Dir später dennoch diese und jene . . .“

„O,“ fiel ihr Eva abwehrend ins Wort, „wenn Du denkst, eine Deiner Freundinnen hätte mir mehr vergönnt als einen flüchtigen Gruß, so irrst Du. Nicht einmal die Bärbel, die Ann und Metz kümmerten sich sonderlich um Deine Schwester. Zu der Ursel Vorchtelin hielten sie sich, und sie wie ihr Bruder Ulrich thaten natürlich, als trüg' ich eine Tarnkappe und wäre unsichtbar geworden. Da wurde mir denn so bang, ich kann's nicht sagen, — und da — nun ja, Elsle — da fühlte ich zum erstenmale so recht deutlich, was ich an Dir habe. Wie zuwider ich Dir auch manchmal bin, trotz all Deiner Güte und Sorge, wie unhold ich Dir auch oft begegne — heute hab' ich recht gefühlt, daß wir doch zusammen gehören wie die beiden Augen, und daß ich ohne Dich nur etwas Halbes bin oder doch sicher nichts Rechtes. Und da wir doch einmal in Bildern reden: wie einem jungen Baume, dem man die Stütze fortnahm, war mir zu Mute, und sehnlicher kann Dich auch Dein Wolff nimmer herbeigewünscht haben. Der Vater fand wenig Zeit für mich. — Sobald er mich im polnischen Tanz mit dahinschreiten sah, folgte er dem Ohm Schultheiß in die Trinkstube. Erst als er kam, um mich nach Hause zu führen, sah ich ihn wieder. Der Frau Nützelin hatte er ans Herz gelegt, mich im Auge zu behalten, — doch ihre Kathrin wurde unpaß, wie ich beim Fortgehen hörte, und schon während des ersten Tanzes ist sie mit ihr verschwunden. So schwankte ich denn elendiglich hin und her, bis er, bis der Heinz Schorlin kam und sich meiner annahm.“

„Er? Der Ritter Schorlin?“ frug Els überrascht, und ihr hübsches, offenes Gesicht gewann einen ängstlich gespannten Ausdruck. „Der wilde Schweizer, von dem

Gräfin Cordula noch gestern sagte, er sei der Hecht im dumpfen Karpfenteiche des Hofes und der einzige, für den es sich lohne, im Beichtstuhl eine Buße auf sich zu nehmen?"

„Die Montfort!" rief Eva verächtlich. „Wenn sie mich anspricht, sage ich Dir, bleib' ich ihr billig die Antwort schuldig. Das Blut steigt mir noch in die Wangen, wenn ich der Freiheit gedenke . . ."

„Laß sie gehen," bat die Schwester in begütigendem Tone. „Als mutterloses Kind ist sie erwachsen und darum anders als wir. Was indes den Heinz Schorlin angeht, so ist er sicherlich ein weidlicher Ritter; aber Du, mein unschuldig Lämmlein, ein Wolf ist er dennoch!"

„Ein Wolf?" frug Eva und öffnete die großen Augen so weit, als sei ihnen etwas Schreckliches begegnet. Doch bald lachte sie leise auf und fuhr gelassen fort: „Aber ein frommer Wolf ist er, der demütig von seiner Art läßt, wenn die rechte Hand ihn nur streichelt. Wie Du mich ansiehst! Nicht an Deinen lieben Wolff, den Du ja leidlich gut zähmtest, an den Wolf von Gubbio denk' ich, der so viel Schaden angerichtet hatte und zu dem der heilige Franz dann hinausging. ‚Bruder Wolf,' redete er ihn an und erinnerte ihn, daß sie ja beide der Güte des nämlichen himmlischen Vaters das Leben verdankten. Das schien das Tier zu begreifen; denn es nickte ihm zu. Und nun schloß der Heilige einen Vertrag mit dem Wolfe, und der reichte ihm an Eidesstatt die Pfote und hielt, was er versprochen; denn er folgte dem heiligen Franz in die Stadt und that niemand mehr Schaden. Die Bürger von Gubbio aber fütterten das fromme Tier, und als es starb, beklagten sie es redlich. — Wenn Du aber

wissen willst, von wem ich diese erbauliche Geschichte vernahm, die wahr ist und mit nichten erfunden, ja, die einer hier in Nürnberg bezeugen kann, der sie mit ansah, so sei Dir vermeldet, daß es der schlimme Wolf selbst war, nicht der von Gubbio, sondern der aus der Schweiz. Ein alter Minoritenpater, den er mitleidig auf sein Roß nahm, er ist der Zeuge, von dem ich sprach. In der Herberge gab der Mönch ihm zu hören, was er mit eigenen Augen geschaut. Schiltst Du noch auf das reißende Tier, das wie der barmherzige Samariter handelt und sich nichts Schöneres weiß, als von meinem lieben Heiligen zu hören oder zu reden?"

„Und das im Rathaussaal, auf dem Feste, beim Tanz?" frug Els und schlug, als handle es sich um etwas Unerhörtes, in die Hände.

Da nickte Eva ihr strahlend vor Glückseligkeit zu, und helle Freude klang Els aus ihrer frischen Stimme entgegen, als sie ihr zurief: „Das war es ja eben, was das Fest so herrlich verschönte. Der Tanz! O ja, es schreitet und schwebt sich ja beim Takt der Musika leicht genug dahin, wenn man von solchem Ritter geführt wird, und doch war er lange nicht das Schönste. Bei der Pause — wie im Nu war sie verflogen, und doch währte sie eine gute Weile — da erst kamen wir recht ins Gespräch."

„In einem der Nebengemächer?" frug Els, und das frische Rot schwand ihr von den Wangen.

„Wo denkst Du hin?" entgegnete Eva verletzt. „Was sich ziemt, ist mir, denk' ich, nicht weniger gut bewußt, als jeder andern. Deine Gräfin Cordula gab freilich nicht eben das rühmlichste Beispiel. Von einer

ganzen Schar von Rittern — und Dein künftiger Schwager Siebenburg that es den anderen zuvor — ließ sie sich im Nebengemache umlagern. Wir — Heinz Schorlin und ich — vor aller Augen weilten wir unweit der Tafel des Kaisers im großen Saale. Da wandte sich dann das Gespräch von dem alten Minoriten aus wie von selbst auf den heiligen Stifter seines Ordens, und bei ihm blieb es auch stehen. Und wenn ein tapferer Ritter jemals frommen Sinnes war, so ist es Heinz Schorlin. ‚Wer in Kampf und Schlacht geht und baut nicht auf den Höchsten im Himmel und seinen Heiligen,‘ sagte er, ‚dem fehlen am Mute die Flügel und das festeste Wehrstück an der Rüstung.‘“

„Im Tanzsaal!“ klang es wiederum erstaunt von den Lippen der Schwester.

„Wo denn sonst?“ frug Eva unwillig. „Ich bin ihm ja dort zum ersten- und letztenmale begegnet. Wovon redet ihr anderen denn bei solchem Feste, wenn Dich das schon verwundert? Beim heiligen Franz allein sind wir übrigens keineswegs geblieben. Wir sprachen auch von dem künftigen Kreuzzug. Und, o, ganz ebenso gern wie ich — Du darfst es glauben — hätte auch er noch stundenlang von dergleichen mit mir geredet. Uebrigens wußte er auch schon mancherlei von unserem Heiligen; aber gerade das, was ihn so besonders groß und liebenswert macht und dazu so mächtig, daß er sich alles nachzog, was er für wert hielt, daß es ihm folge, das hatte er sich nicht deutlich gemacht, das war erst mir vergönnt, Heinz vor die Seele zu führen. O, und sein Witz ist so schnell wie sein Schwert, und sein Herz so offen für das Hohe und Heilige, wie es in fester Treue schlägt

für seinen Kaiser und Herrn. Wenn wir einander wieder begegnen, dann gewinn' ich ihn für das weiße Kreuz auf dem schwarzen Mantel und für den Kampf gegen die Feinde des Glaubens."

„Aber Mädchen," unterbrach sie hier die Schwester, immer noch im Bann der gleichen Ueberraschung: „Solche Reden beim fröhlichen Spiel der Stadtpfeiferbande."

„Ueberall," fiel ihr Eva jetzt gewichtig ins Wort, „wo drei Christen beisammen sind, und wären es auch Laien, sagt Tertullian, — da ist eine Kirche. Um über Dinge zu reden, die jedem das Höchste und Liebste sein sollten, braucht man nicht in das Gotteshaus zu gehen, — und Heinz Schorlin — ich weiß es von ihm selbst — ist der nämlichen Meinung; denn er bekannte mir frei, daß er die wenigen Stunden nie und nimmer vergessen würde, die wir mit einander genossen."

„So, so," machte die Schwester bedenklich. „Aber, ob er diese Wonnen nicht mehr dem Tanze verdankt als den erbaulichen Gesprächen . . ."

„Sicher und gewiß nicht!" beteuerte Eva mit großer Bestimmtheit. „Auch das kann ich beweisen; denn zuletzt und nachdem er mancherlei von der heiligen Klara vernommen, das weibliche Gegenbild des Franciscus, gelobte er, sie zu seiner Patronin zu machen. Oder meinst Du, daß ein Ritter den Heiligen wechselt wie das Wams und den Harnisch, ohne daß ihn etwas Großes und Mächtiges dazu antreibt? Das aber . . . Hältst Du es für denkbar, die eitle Lust des Tanzes habe ihn zu etwas so Wichtigem veranlaßt?"

„Gewiß nicht. Dazu bewog ihn sicherlich nichts als der unwiderstehliche Eifer meiner frommen Schwester,"

lächelte Els und fuhr fort, ihr das aschblonde Haar zu strählen. „Mit Zungen hat sie im Tanzsaal geredet wie die Apostel zu Pfingsten, und so ward denn von unserer ‚kleinen Heiligen‘ das erste Wunder verrichtet: die Bekehrung eines gottlosen Ritters beim Raien und Schwenken.“

„Nenn es so, wenn Du willst,“ versetzte Eva und warf die roten Lippen verächtlich auf, als fühlte sie sich über den kläglichen Spott aus solchem Munde erhaben. „Wie weh Du mir thust, Els! Das ganze Haar reißt Du mir noch vom Kopfe!“

Die so Gescholtene hatte den Kamm mit aller Behutsamkeit geführt, doch die starke Fülle des leicht gewellten langen Blondhaares hatte ihm manches Hindernis entgegengestellt, und Eva schien heute besonders empfindlich. Els meinte auch zu wissen, warum und ließ die ungerechte Beschuldigung über sich ergehen. Sie kannte die Schwester, und während sie ihr die Zöpfe um das Haupt wand und ihren Staat, wie sonst die Gürtelmagd, teils an den Haken hängte, teils vorsichtig in die Truhe legte, frug sie sie mancherlei über das Tanzfest, wurde aber nur recht einsilbiger Antworten gewürdigt.

Endlich kniete Els vor dem Betpulte nieder. Eva that vor dem ihren das gleiche und ließ das Haupt so lange auf den gefalteten Händen ruhen, daß die geduldige ältere Schwester das „Amen“ nicht abwarten konnte.

Um die Andacht Evas nicht zu stören, hauchte sie ihr nur einen leisen Kuß auf den Scheitel und zog dann die Vorhänge an den Fenstern, die statt mit Glas mit geöltem Pergament verschlossen waren, peinlich sorgsam zusammen.

Die Erregung der Schwester erfüllte sie mit Besorgnis. Sie wußte auch, wie mächtig das helle Mondlicht bisweilen, wenn Eva schlief, auf sie wirkte. Erst nachdem sie noch einen Blick auf das fest verhängte Fenster geworfen, bestieg sie das Lager. Da blieb sie lange offenen Auges liegen und überdachte den Bericht der Schwester. Dabei erkannte sie immer klarer, daß die Minne jetzt auch an das Herz des Kindes dort vor dem Betstuhle gepocht. Den Ritter Schorlin, den wilden Schmetterling, verlangte es, auch an dieser unberührten, süßen Blume zu naschen, um sie dann wohl zu verlassen wie so manche vor ihr. Liebe und Besorgnis machten sie, deren Urteil sonst milder war als das der Schwester, zu einer strengen und unvorsichtigen Richterin; denn sie nahm mit aller Sicherheit an, daß der Schweizer, dem in Wirklichkeit nichts ferner lag als schnöde Gleißnerei, daß der Mann, den sie vorhin einen Wolf genannt hatte, das Schaffell umgethan habe, um ihr liebes Lamm leichter zu erbeuten. Aber sie stand auf der Wacht und hielt sich bereit, ihm das Spiel zu verderben.

Ob Eva sich wirklich keine Rechenschaft gab von der neuen Empfindung, die sie so schnell und mächtig ergriffen? Wiegte sie sich in der Täuschung, nur das Heil der Seele des frommen jungen Ritters liege ihr am Herzen?

Ja, es konnte so sein, und das kluge Mädchen, das sich aufmerksam genug in seiner kleinen Welt umgeschaut hatte, sagte sich, daß es Oel ins Feuer gießen heiße, Eva mit der Niederlage zu necken, die sie, die „kleine Heilige“, im Kampfe gegen die Forderungen der Welt und des weiblichen Herzens erlitten. Um sich ihrer Demütigung zu freuen, war die Schwester ihr ohnehin zu teuer. Mit

keinem Worte, nahm Els sich vor, wollte sie des Schweizers gedenken, wenn sie nicht ausdrücklich dazu veranlaßt wurde.

Oftmals währte Evas Gebet vor dem Schlafengehen recht lange; heute aber schien es kein Ende finden zu wollen.

„Sie ruft die heilige Klara nicht mehr allein für sich selbst an, sondern auch noch mit für einen andern," dachte sich Els. „Bei mir geht es schneller. Ein Heinz Schorlin bedarf freilich längerer Fürbitten als meine Eva, mein Wolff und die arme fromme Mutter. Aber stören will ich sie doch nicht."

Damit änderte sie, leise vor sich hin seufzend, die Lage, doch blieb sie aufgerichtet in den weißen Kissen sitzen, um sich nicht vom Schlafe überwältigen zu lassen. Aber der Kampf war hart, und oft sanken ihr die Lider, und das Haupt fiel ihr auf die Brust.

Schon dämmerte draußen das Frühlicht, als sich die Betende endlich erhob und das Lager bestieg. Eine Weile ließ die andere sie ruhig liegen. Dann erhob sie sich und löschte die Lampe aus, die Eva auszulöschen vergessen. Das gewahrte diese, wandte das Antlitz der Schwester zu und rief leise: „Daß Du wieder aufstehen mußtest, mein armes Elsle! Gib mir doch noch den Gutenachtkuß."

„Gern, Herzchen!" versetzte die andere. „Aber es wäre eigentlich schon Zeit, sich ‚Guten Morgen' zu sagen."

„Und Du hast so lange gewacht!" entgegnete Eva mitleidig, schlang dankbar die Arme um den Hals der Schwester, küßte sie zärtlich und schmiegte dann die heiße Wange an die ihre.

Da frug Els aufrichtig besorgt: „Was ist das? Hast Du Dir weh gethan, Kind? Du weinst ja!"

„Nein, nein," lautete die Antwort. „Ich bin nur ... es kam mir nur in den Sinn, daß ich mich geputzt, mit eitlem Tand geschmückt, obgleich ich doch weiß, wie viele Arme in Not und Elend darben und wie viel wohlgefälliger dem Auge des Herrn der Klarissinnen graues Gewand ist. Kaum lassen konnte ich mich vor übermütiger Glückseligkeit, und doch hätte es mir besser geziemt, die Schmerzen des teuren Gekreuzigten mit zu erdulden."

„Aber, Kind!" suchte Els die Schwester zu beschwichtigen. „Wie oft hörte ich doch von Dir und von der Muhme Aebtissin, niemand sei so heiteren Gemütes gewesen und habe die Fröhlichkeit bei Mensch und Tier so gern gesehen wie Dein heiliger Franz."

„Er, er!" stöhnte Eva. „Er, der das Höchste erreichte, dem die Stimme des Herrn kund ward, wohin er auch lauschte. Er, dessen geliebte Braut die Armut, der Schmuck und Putz und was der Reichtum erwirbt, so tief verachtete wie die irdische Minne! Er, der die Liebe der für den Höchsten glühenden Seele so mächtig im Liede feierte, wie kein Troubadour es vermöchte ... O, wie heiß er zu lieben verstand, zu lieben, was doch nicht von dieser Welt ist."

Da drängte es Els, zu fragen, was Eva denn von dem heißen Feuer der Minne wisse. Doch sie hielt an sich, verdunkelte mit dem beweglichen Vorhange, der zu beiden Seiten von dem Dache niederhing, das sich wie ein Baldachin über das Doppellager spannte, das Bett so gut es anging, und sagte: „Sei verständig, Mädchen,

und laß jetzt von solchen Gedanken! Wie laut die Vöglein schon zwitschern! Wenn der Vater allein bei der Frühsuppe bleibt, kann es leicht ein Unwetter geben, und ein Stündchen schlief' ich wohl auch noch recht gern. Und Du! Vom Tanz wird man müde. Mach die Augen nur zu und schlafe so lang Du nur magst. Beim Ankleiden bin ich leis wie ein Mäuschen."

Dabei wandte sie sich von der Schwester ab und wehrte dem Schlafe nicht länger, der ihr bald genug die müden Augen zuschloß.

Fünftes Kapitel.

Weil der Vater geboten, die Mädchen ungestört zu lassen, erwachte Els erst, als die Sonne schon hoch stand. Evas Platz an ihrer Seite war leer. Sie hatte das Gemach schon verlassen. Zum erstenmal war es ihr unmöglich gewesen, auch nur für kurze Augenblicke zu entschlummern, und als sie vom nahen Kloster her das Glöcklein läuten hörte, das die Nonnen zum Gebete rief, hatte es sie nicht länger auf dem Lager geduldet.

Sonst liebte sie es, sich in aller Gemächlichkeit anzukleiden und dabei an mancherlei zu denken, was ihr die Seele bewegte. Bisweilen las sie sogar in einem Andachtsbuche, das die Aebtissin ihr geliehen, während die Magd oder Els ihr das Haar flocht; heute aber hatte sie die nötigen Gewänder, um die Schwester nicht zu wecken, auf den Zehen in die Nebenkammer getragen und dort die Gürtelmagd, die ihr beim Ankleiden half, zur Eile ermuntert.

Es drängte sie zu der Muhme im Kloster.

Vor dem Betpulte war es ihr zur Gewißheit geworden, daß Heinz Schorlin ihr von ihrer Heiligen selbst

zugeführt worden. — War er ihr Ritter, und sie seine Dame, so mußte er ihr Gehorsam leisten, und das wollte sie benützen, um ihn der Eitelkeit der Welt zu entfremden und ihn zu einem Vorkämpfer für die heilige Sache der Kirche Christi, zum siegreichen Ueberwinder ihrer Feinde zu machen. Das Himmelblau, die Farbe der heiligen Jungfrau, sollte die ihre und damit auch die seine werden, und jeder Sieg, den der Ritter mit dem Himmelblau an der Helmzier unter dem Schutze der heiligen Klara erfocht, war dann zugleich auch der ihre.

Einer der kühnsten und stärksten Ritter war Heinz Schorlin schon jetzt; — ihn auch zum frömmsten zu machen, das mußte ihrer Minne gelingen. Ja, ihrer Minne! Wenn der heilige Franz es nicht verschmäht hatte, einen Wolf zu seinem Bruder zu machen, warum durfte sie sich nicht als liebende Schwester eines Jünglings fühlen, der ihr Gehorsam leistete wie der edle Falke der Herrin, und den sie schon lehren wollte, das rechte Wild zu erjagen. Solcher Minne würde auch die Aebtissin nicht wehren, und was sie so mächtig zu ihr in das Kloster zog, war die Sehnsucht, zu erfahren, wie sie ihr Bekenntnis aufnehmen würde.

Gestern abend, als sie nach dem Gespräche mit Els das Gebet begann, hatte sie noch gefürchtet, der weltlichen Minne verfallen zu sein und vor dem Geständnis gezittert, das sie der Muhme Kunigunde zu machen hatte. Jetzt fand sie, daß es kein fleischliches Band sei, was sie mit dem Ritter vereinte. O nein! Wie der heilige Franz ausgegangen war, um zu trösten, um dem Herrn Seelen zu gewinnen, um Frieden zu bringen und aufzurufen zur rechten Arbeit im Dienste des Heilands, wie

seine Jünger es ihm nachgethan hatten und die heilige Klara nicht müde geworden war, in seinem Geiste unter den Frauen zu wirken, so wollte auch sie der Berufung nachkommen, die ihrem Heiligen zu Portiuncula geworden, und sich zum erstenmale, wie es in der Schrift hieß, als „Seelenfischer" bewähren.

Jetzt freute sie sich auf die Begegnung mit der Muhme; denn wenn die Schwester sie auch nicht verstand, — die Aebtissin mußte nachzufühlen verstehen, was in ihr vorging.

Und diese Voraussetzung ging in Erfüllung; denn sobald sie mit der ehrwürdigen Frau allein war, strömte sie rückhaltlos vor ihr aus, was sie fühlte und hoffte. Frisch und heiter pries sie sich glücklich, daß die heilige Klara sie den edelsten und kühnsten Ritter hatte finden lassen, um ihn für den Glaubensstreit unter ihrem, der Heiligen, Schutze und zu ihrer Ehre zu gewinnen.

Freilich hatte die Aebtissin, die das Frauenherz kannte, anfänglich der nämlichen Befürchtung Raum gegeben wie Els; bald aber war sie anderer Meinung geworden und hatte gemeint, sich dieser neuen Bewegung im Herzen ihres Lieblings freuen zu dürfen.

So unbefangen und froh des errungenen Erfolges sprach kein verliebtes Mädchen, und am letzten ihre wahrheitsliebende, so leicht erregbare Nichte, die sie sich schon auf den eigenen Weg nachgezogen, von dem Manne, der ihr die Ruhe störte. Mit so zielbewußter Sicherheit, so frei von jedem Wunsche für sich selbst, verfügte keine tief fühlende und dazu weltfremde Jungfrau, die den Kinderschuhen kaum entwachsen, über die Zukunft des Herzliebsten. Nein, nein! Eva war eben bereits zur Wiedergeburt gelangt und mit anderen Mädchen nicht zu vergleichen.

Hatte sie es doch schon einmal bis zu jener ekstatischen Verzückung gebracht, die nur einem langen Sichversenken in Gott sowie einem regen Sichhineindenken in die tiefe Menschenliebe des Heilands und in das unsägliche Leid, das er auf sich genommen, folgte. Für sie, die sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer feurigen Natur der Liebe zu dem himmlischen Bräutigam hingegeben, war von irdischer Minne wenig zu befürchten. Unter den vielen, die Kunigunde als Novizen in das Kloster aufgenommen, war sie am sichersten eine „Berufene“. Wenn sie aber dennoch etwas für den jungen Ritter empfand, was der Minne gleich sah, — und sie machte daraus ja auch kein Hehl — so war das nur die Folge der süßen Wonne, eine Seele, die ihr solcher Gnade wert schien, für den Herrn, den Glauben und ihre Heilige zu gewinnen.

Teures, hochbegnadigtes Kind!

Sie, die Aebtissin Kunigunde, wollte es auf diesem Wege erhalten und Eva es ihr selbst zuvorthun lassen. Den Beweis sollte sie liefern, daß wahre Frömmigkeit auch das Verlangen eines rasch schlagenden jungen Herzens besiegt.

Freilich galt es, die Augen offen halten, um dem Teufel, der überall lauert, zu wehren, sich in dies nicht ganz gefahrlose Spiel zu mischen. Von der andern Seite aber nahm die Klarissin sich vor, dem geliebten Mädchen zu helfen, den Lohn seiner Frömmigkeit zu ernten.

Daß Heinz Schorlin für Eva in heißer Leidenschaft glühte, war kaum zu bezweifeln; gerade darum würde er aber willig bereit sein, ihr Gehorsam zu leisten, und es empfahl sich deswegen, ihr fest vorzuschreiben, wozu sie ihn zu bewegen habe. Für den Orden der Johanniter sollte sie ihn gewinnen, und wenn er, der ruhmreiche

Streiter vom Marchfelde, mit dem weißen Kreuz auf dem schwarzen Mantel oder im Krieg auf dem roten Waffenrocke Heldenthaten verrichtete, dann war ihm, dem Lieblinge des Kaisers, eine führende Stellung unter den kriegführenden Mitgliedern des Ordens gewiß.

Gespannten Ohres lauschte das Mädchen; die alternde Aebtissin aber wurde selbst warm, während sie die junge künftige „Schwester" für ihre schöne Aufgabe erwärmte. Die Tage, in denen sie mit den Klostergenossinnen gebetet, daß Kaiser Rudolf das Verlangen des Papstes erfüllen und auf einem neuen Kreuzzuge das heilige Land den Ungläubigen wieder entreißen möge, lebten neu in ihr auf, und der von den Klarissinnen geleitete Heinz Schorlin schien der Mann, diesen alten, heißen Wunsch der Erfüllung näher zu bringen.

Wie eine Fügung der Heiligen und ein Fingerzeig Gottes wollte es ihr erscheinen, daß Heinz zu Lausanne, während Kaiser Rudolf sich zu einem neuen Kreuzzuge verpflichtete, den Ritterschlag erhalten und die ruhmreiche Laufbahn begonnen hatte.

So lange hielt sie Eva zurück, daß im Ortliebhofe das Mittagsmahl ohne sie genossen werden mußte und der ungeduldige Vater nach ihr ausgeschickt hätte, wäre die leidende Mutter nicht in ihn gedrungen, sie gewähren zu lassen.

Wohl sehnte sie sich nach einer Aussprache mit dem Liebling, der zum erstenmale an einem großen Feste teilgenommen hatte, wohl erfüllte sie der Gedanke, daß Eva nicht das Bedürfnis fühlte, ihr, der Mutter, vor jeder andern das Herz auszuschütten und sie an all dem Neuen teilnehmen zu lassen, was gestern abend doch gewiß auf

sie eingestürmt war, mit leisem Weh; aber sie kannte ihr Kind und hätte es für eigennützig gehalten, der Auserwählten, die Gott mit so lauter Stimme rief, auf dem Wege zum ewigen Heil ein Hindernis zu bereiten. Früher hätte sie das Mädchen, dessen Anmut sich so schön entfaltete, am liebsten einem wackeren Manne in die Ehe folgen sehen; jetzt aber gefiel sie sich in der Vorstellung, Eva sei berufen, eines Tages an Stelle ihrer Schwägerin Kunigunde den Klarissinnen im nahen Kloster als Aebtissin zu gebieten. Ihre eigenen Tage, sie wußte es, waren gezählt, wo aber konnte ihr Kind sicherer die Glückseligkeit finden, die sie ihm wünschte, als bei seinen teueren Klarissinnen, denen ihr Gatte und sie das Haus bauen geholfen.

Els hatte den Eltern noch verschwiegen, was sie wahrgenommen zu haben meinte; denn jede Beunruhigung verschlimmerte den Zustand der Kranken — und niemand konnte wissen, wie der reizbare Vater ihre Befürchtung aufnehmen würde. Wolff, ihrem Verlobten, hätte sie dagegen sorglos anvertrauen können, was sie bewegte. Er war klug, besonnen, Eva gut wie einer Schwester, und im Gedankenaustausche mit ihm fand sie immer das Rechte. Aber so sehnlich und sicher sie ihn auch erwartete, — er kam nicht.

Als Eva am Nachmittag heimkehrte, zeigte ihr gesamtes Wesen eine so sichere, heitere Ruhe, daß Els zu hoffen begann, sie hätte sich geirrt. Auch die gelassene und doch innige Zärtlichkeit, mit der sie der Mutter begegnete, paßte nicht zu ihrer Befürchtung.

Wie holdselig Eva doch war, während sie auf einem niedrigen Schemel am Hauptende des Lagers der Leidenden hockte und mit der abgezehrten mütterlichen Hand in

der ihren erzählte, was sie gestern abend gesehen und erfahren. Um die teure Frau zu erfreuen, blieb sie länger dabei stehen, wie gnädig sich Kaiser Rudolf und seine hohe Schwester gegen den Vater und sie erwiesen, wie der Herr Burggraf sie mit einer Anrede geehrt und sein Sohn sie zum Tanze geführt hatte. Dann erst sprach sie von Heinz Schorlin, den sie als einen frommen Ritter erfunden und ging endlich schnell auf die großen fremden Herren und Damen über, die er ihr gezeigt und genannt.

Das alles erinnerte Frau Maria an frühere Tage, und trotz der Warnung der pflegsamen Els, nicht zu viel zu sprechen, ließ sie nicht ab zu fragen und der Tage zu gedenken, an denen sie selbst Feste besucht und als eine der Schönsten sich mancher Huldigung erfreut hatte.

Der Tag war gut verlaufen; denn solcher Stille hatte sie im eigenen Heim lange nicht genossen. Die Montforts, erzählte sie Eva, wären schon zeitig mit einem großen Troß von Rittern und Dienstleuten aufgebrochen, um auf die Kadolzburg, das Schloß des Burggrafen von Zollern, zu reiten. Der Vater meine, es würde dort wohl auch zum Tanze kommen; denn die jungen Herren Burggrafen würden auf dem Schlosse die Wirte spielen.

Da frug Eva leichthin, wer sich denn diesmal bequeme, Cordula nachzureiten und sich ihren Launen zu fügen; Els aber bemerkte an dem Ton der Stimme und an den errötenden Wangen der Schwester, worauf sie hinauswollte, und entgegnete wie von ungefähr, Ritter Schorlin gehöre gewiß nicht mit zu ihren Begleitern; denn nach Mittag sei er im Gefolge des Kaisers Rudolf und seiner böhmischen Schwiegertochter durch das Frauenthor geritten.

Schon begann es zu dämmern, und Els bemerkte

nicht, ob diese Kunde Eva zur Lust oder zur Unlust gereiche; — denn die Mutter hatte ihrer Schwäche zu wenig geachtet, und einer der Zufälle, die der Arzt ihr so dringend durch Mäßigung zu meiden gebot, meldete sich wieder.

Els und die Klarissin Renata, die ihr bei der Wartung der Kranken beistand, wurden nun voll in Anspruch genommen; Eva aber wandte sich von der teuren Leidenden ab; denn der Anblick ihrer Zuckungen war ihrem empfindlichen Wesen unerträglich.

Sobald die Mutter wieder matt und still in den Kissen lag, die Els neu zurechtgelegt hatte, folgte Eva ihrer Bitte, sich zu entfernen, und begab sich in ihr Gemach. Als dann ein neuer Krampf der Kranken sie zu ihr zurückzog, gebot ihr schon von der Schwelle aus ein Wink der Schwester, dem Lager fern zu bleiben. Wenn es not thäte, flüsterte sie ihr zu, würde sie sie rufen. Käme ihr Bräutigam noch, möge sie ihm sagen, sie könnte die Mutter nicht verlassen; morgen früh müßte er indes wiederkehren; denn sie hätte ihm viel zu vertrauen.

Da suchte Eva den Vater auf, der sich für einen Herrentrunk bei Herrn Berthold Vorchtel, dem ersten Losunger im Rate, rüstete, dem er schwer fern bleiben konnte, gerade weil das Haus des Gastgebers dem seinen übel entfremdet, seitdem die Lautmerung*) Wolff Eysvogels, in dem die Vorchtels den künftigen Gatten ihrer Tochter Ursula gesehen, ruchbar geworden.

Dennoch wäre Herr Ernst dem Herrentrunke fern geblieben, hätte der Zustand seiner Hausfrau Anlaß zu Besorgnis gegeben. Er kannte jedoch diese Krämpfe, die

*) Verlobung.

die Kranke zwar schwächten, doch keine anderen Folgen nach sich zogen, und gestattete Eva, ihm zu helfen, die letzte Hand an den Anzug zu legen, auf den er große Sorgfalt verwandte. Schmuck wie aus dem Ei geschält, begab sich der alternde Herr, bevor er das Haus verließ, noch einmal an das Krankenzimmer, und Eva stand in seiner Nähe, während er ihrer Schwester nach mancherlei Fragen und Wünschen etwas zuraunte, das sie nicht verstand. Neugierig wünschte sie zu wissen, was er Els so heimlich vertraue; er aber versetzte nur schnell: „Wie der Hund des Mannes im Mond heißt," küßte ihr die Wange und stieg die Treppe hinab.

Unten wandte er sich Eva noch einmal zu und gebot, ihn rufen zu lassen, falls es mit der Mutter übler gehen sollte; denn der Herrentrunk bei den Vorchtels pflegte lange zu dauern.

„Sind die Eysvogels auch dabei?" frug das Mädchen.

„Wer weiß?" entgegnete der Vater. „Wenn Wolff kommt, soll es mich freuen."

Aus dem Ton, den er auf den Namen des künftigen Schwiegersohnes legte, ging deutlich hervor, wie wenig ihm an der Begegnung mit einem andern Mitglied des Eysvogelschen Hauses gelegen, und Eva bemerkte darum verständnisvoll: „So findest Du hoffentlich nur Gelegenheit, meinen Gruß an Wolff zu bestellen."

„Soll ich der Ursel nichts sagen?" frug Herr Ernst, nachdem er dem Mädchen einen Gutenachtkuß auf die Stirne gedrückt.

„Sie würde sich nichts daraus machen," lautete die Antwort. „Es muß auch nicht leicht sein, einen Mann wie Wolff zu vergessen."

„Hätte er doch fest an der Ursel gehalten und Els die Freiheit gelassen," versetzte der Vater gereizt. „Für beide Teile wär' es besser gewesen."

„Aber, Herr Vater," fiel ihm Eva vorwurfsvoll ins Wort, „ist denn unser Brautpaar nicht wie für einander geschaffen?"

„Wären die Eysvogels nur der nämlichen Ansicht!" rief Ernst Ortlieb und zuckte mit einem leisen Seufzer die Achseln. „Wer in die Ehe tritt, Kind, der bekommt nicht nur einen Mann oder ein Weib; was an jedem hängt geht vielmehr, Gott sei's geklagt, mit in den Kauf. Uebrigens fehlte es Els mit nichten an ernstlicher Warnung. Der Vater wird sich vorsichtiger umschauen, wenn die Reihe an Dich kommt, mein Mädchen."

Damit strich er ihr liebevoll lächelnd über das Häublein, das ihr das volle Blondhaar bedeckte, und schritt auf die Thür zu.

Eva ging in ihr Gemach zurück und setzte sich dort in den Erker, wo Kätterle eben die Fenster mit dem Vorhang verschlossen und die Hängelampe angezündet hatte, an das Spinnrad. Die Kunkel blieb indes unberührt, und ihre Gedanken kehrten rasch genug zum gestrigen Abend und in den Rathaussaal zurück.

Das Bild Heinz Schorlins trat ihr immer deutlicher vor das innere Auge, und das freute sie; denn es war ihr, als trüge er die blaue Farbe, die sie sich gewählt, an der Helmzier, und das forderte sie auf, zu überlegen, gegen welchen Feind sie ihn im Dienste seiner Dame und der heiligen Kirche zuerst aussenden sollte.

Sechstes Kapitel.

Eine gute Weile hatte sie ins Leere geschaut und war dabei einer Reihe von freundlichen Bildern begegnet.

Heinz Schorlin fehlte in keinem. Einmal hatte sie ihm auch im Geiste nach einem großen Siege über die Ungläubigen den Kranz um den Helm gewunden.

Warum sollte dies Gesicht nicht zur Wirklichkeit werden?

Es. dankte wohl einer Erinnerung die Entstehung; denn Wolff Eysvogel hatte die Minne zu ihrer Schwester ergriffen, während Els ihm den Lorbeer um die Sturmhaube schlang.

Nachdem der ehrbare Rat beschlossen, die den Geschlechtern angehörenden jungen Herren, die in der Schlacht auf dem Marchfelde mitgekämpft hatten und siegreich heimgekehrt waren, von auserwählten Jungfrauen mit einem Kranze schmücken zu lassen, hatte das Los ihre Schwester bestimmt, ihn dem jungen Eysvogel zu reichen.

Wolff war damals erst vor kurzem von der schweren Wunde genesen, die er von dem Feldzuge heimgebracht

hatte. Während er aber vor Els niedergekniet und sein Blick dem ihren begegnet war, hatte die Minne sich seiner so schnell und stark bemächtigt, daß er schon nach wenigen Tagen um sie zu werben beschloß. Die Seinen waren indes seiner Wahl allen Ernstes entgegen gewesen. Der Vater versicherte, er sei eins mit Berthold Vorchtel, ihn mit seiner Tochter Ursula zu vermählen, und ein Rücktritt von seiten des Sohnes stelle ihn bloß. Seine Großmutter, die alte hochmütige Gräfin Rotterbach, stimmte ihm bei und versicherte, Wolff dürfe nur eine Dame von vornehmster Herkunft oder eine Erbin wie Ursula freien; ihre Tochter, Frau Rosalinde Eysvogelin, aber war wie immer das Echo der Mutter.

Uebrigens hätte auch Herr Ernst Ortlieb seine Els weit lieber in ein anderes Haus heiraten sehen; aber Wolff selbst war ein so tadellos ehrenhafter junger Mann, und seine Erwählte so froh geneigt die Seine zu werden, daß er es für Pflicht hielt, die Abneigung zu vergessen, die ihm der Vater und das Wesen der Großmutter und Mutter des Freiers einflößten.

Was Wolff anging, so hatte er den Eltern gegenüber so fest auf seinem Willen bestanden, daß sie ihm die Annäherung an die Herzliebste endlich gestatteten; doch war von seinem Vater die Bedingung gestellt worden, die Lautmerung*) bei der Jugend des Paares erst zu verkündigen, nachdem Wolff aus Mailand heimgekehrt sei, wo er die in Venedig begonnene Lehrzeit zu beenden habe. Nun war zwar jedermann der Meinung gewesen, diese wäre schon längst zum Abschluß gelangt; Vater Eysvogel hielt

*) Verlobung.

aber an seiner Forderung fest und verstand es auch später, die Verbindung des jungen Paares hinauszuschieben, bis das entschiedene Auftreten Wolffs, den er inzwischen in die Leitung des Handelshauses aufgenommen, und das Verlangen seiner eigenen greisen Mutter, einer verständigen Frau, die die Wahl des Enkels von Anfang an billigte und gegen die Herr Kaspar Rücksichten zu üben hatte, ihn zwangen, das Verlöbnis der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Wenige Tage später war der Bruder des Herrn Kaspar und bald darauf auch die würdige alte Mutter gestorben. Da hatte er denn diesen Umstand zu einem neuen Aufschub benutzt, und versichert, daß er wie seine Hausfrau eines halben Jahres bedürften, um es über sich zu gewinnen, bei einem frohen Hochzeitsfeste die Trauer zu vergessen. Außerdem würde es ihm gefallen, wenn die Vermählung erst nach der Wahl Wolffs in den Rat stattfände, die aller Wahrscheinlichkeit nach zu Walpurgis des kommenden Jahres bevorstand.

Murrend hatte Ernst Ortlieb sich in das alles gefügt. Nur aus Liebe zu seinem Kinde und aus Achtung vor der nunmehr gestorbenen Mutter des Herrn Kaspar, die Els wie eine liebe Großtochter ans Herz gezogen hatte, war es ihm geglückt, bei den Verhandlungen mit dem Manne, der ihm in der Seele zuwider, den Jähzorn zu bemeistern und ihm nicht das Jawort, das er dem Sohne so unwillig gönnte, vor die Füße zu schleudern.

Die Freunde, die ihn kannten, bewunderten die Willenskraft, mit der er in dieser Angelegenheit das rasche Wesen beherrschte.

Einige wollten wissen, geheime Verpflichtungen zwängen

ihn, sich dem reichen Eysvogel zu fügen; denn wenn auch das Ortliebsche Haus für vermögend galt, so erzielte es doch bei der geschäftlichen Vorsicht seines Leiters bescheidenere Gewinne, und man hatte nicht vergessen, daß es in der schrecklichen Zeit der Willkür, die der Thronbesteigung Kaiser Rudolfs vorangegangen war, schwere Verluste erlitten.

Die Unsicherheit der Straßen hatte jedem Kaufmanne Schaden zugefügt; da es aber die Fügsamkeit des Herrn Ortlieb zu erklären galt, wurde der Ueberfälle, die ihm diesen und jenen Warenzug gekostet, als besonders verhängnisvoll gedacht.

Endlich sollte die Mitgift der Els in keinem Verhältnis zu den großen Summen stehen, die Ernst Ortlieb für die Errichtung des Klarissinnenklosters gespendet, und man schloß daraus, das Vermögen des Hauses habe beträchtliche Einbuße erfahren. Dies wurde noch glaubhafter durch das zurückgezogene Leben, das die Ortliebs, deren „Hof“ früher zu den gastlichsten in der Stadt gehört hatte, seit der Erkrankung der Mutter und dem Heranwachsen der weltscheuen Eva führten, und nur wenige unterzogen sich der Mühe, nach den doch so naheliegenden Ursachen dieser Aenderung zu forschen.

Dennoch wurde solcher Auffassung der Dinge auch von vielen widersprochen, ja Herr Berthold Vorchtel, vielleicht der angesehenste und vermögendste Mann in Nürnberg, der die Reichszölle gepachtet, warf, wenn auf diese Dinge die Rede kam, Bemerkungen hin, denen man, wäre es nicht so schwer glaubhaft gewesen, hätte entnehmen können, Kaspar Eysvogel sei eher dem Ernst Ortlieb, als dieser jenem verpflichtet.

Auf eine Begründung seiner Meinung ließ sich indes der bedächtige und wohlgesinnte Mann niemals ein; denn er sprach überhaupt von beiden Häusern, dem Eysvogelschen wie dem Ortliebschen, nur in seltenen Fällen; hatte er doch vor der Schlacht auf dem Marchfelde der Ueberzeugung gelebt, seine eigene Tochter Ursula und Wolff Eysvogel würden früher oder später ein Paar werden. Herr Kaspar, der Vater des jungen Mannes, hatte ihn, wo es nur anging, in dieser Meinung bestärkt, er selbst und seine Hausfrau schätzten Wolff, und seine „Ursel" hatte ihn deutlich genug den übrigen Freunden ihres älteren Bruders Ulrich vorgezogen.

Bei der Heimkehr waren die beiden einander wie Bruder und Schwester begegnet, und die Eltern Vorchtel hatten auf Wolffs Werbung gewartet, bis der Tag der Bekränzung sie um einen lieben Wunsch ärmer gemacht und die schönste Hoffnung ihrer Tochter Ursula vernichtet hatte.

Nun hielt zwar der würdige Kaufherr die Minne für ein schönes Ding; in Nürnberg aber war es die Sache der Eltern, für den Sohn wie für die Tochter Weib und Mann zu wählen, und nach der Hochzeit bemächtigte sich die Minne dennoch gemeinhin der Neuvermählten. Ein Verstoß gegen diesen alten Gebrauch gehörte zu den seltenen Dingen, und wenn das Herz Wolffs auch in der That für Els Ortliebin entbrannt war, hätte sein Vater dennoch — meinte Herr Vorchel — ihm die Einwilligung zu einem Verlöbnis vorenthalten sollen, zumal gerade er der Ursel schon wie der künftigen Tochter begegnet war. Es mußte darum doch wohl ein Zwang auf ihn gedrückt haben, als er dem Sohne gestattete, sich

eine andere als die ihm von ihm erwählte Hausfrau zu wählen.

Was aber konnte den einen Kaufherrn von dem andern abhängig machen als geschäftliche Verbindlichkeiten, und Berthold Vorchtel sah scharf und meinte auch wahrgenommen zu haben, daß der große Prunk der Eysvogelschen Frauen, die Freigebigkeit, mit der Herr Kaspar für ihre herabgekommenen gräflichen Angehörigen eintrat, und der Aufwand, den sein Schwiegersohn, der verschuldete Ritter Seitz Siebenburg, trieb, an die Einnahmen des alten Hauses zu starke Zumutungen stellte.

Jedenfalls bewies das ganze Gebaren Kaspar Eysvogels auch jetzt noch, wie ungenehm ihm die Wahl des Sohnes war. Grade ihm, dem Vater Ursulas gegenüber, deutete er auch jetzt noch bei mancher Gelegenheit an, daß er keineswegs jede Hoffnung aufgegeben habe, durch den Sohn seinem Hause näher zu treten; denn die Lautmerung sei noch keine Vermählung.

Doch Berthold Vorchtel war nicht der Mann, sich auf so zweideutige Dinge einzulässen, obgleich er deutlich genug sah, wie es mit seinem armen Kinde bestellt war. Es hatte sich keinem anvertraut, doch trotz der verschlossenen Art der Ursel konnte auch ein Fremder gewahren, daß ihr etwas die Daseinslust verkümmerte. Dazu hatte sie beharrlich die ansehnlichen Bewerber abgewiesen, die ihrer, der hübschen Tochter des reichen Herrn Berthold, begehrten und erst in der letzten Zeit den Eltern aus freien Stücken verheißen, von ihrem Widerstande gegen die Ehe zu lassen.

Der Braut Wolffs, die ihr eine der liebsten Freundinnen gewesen, war sie seit ihrer Verlobung, zum aufrichtigen

Bedauern der Els, mit unverkennbarer Beflissenheit aus dem Wege gegangen, und Ulrich, der ältere Sohn des Herrn Vorchtel, hielt zu der Schwester und gab Wolff, der ihm von Kind an und auch noch in der Schlacht auf dem Marchfeld ein guter Kamerad gewesen, wo es nur anging zu erkennen, daß er ihm gram sei und sein Verlöbnis mit einer andern wie seine Schwester für einen schmählichen Treubruch erachte.

Der billig gesinnte Vater sah dies Verhalten des Sohnes nicht gern; denn seine Hausfrau hatte von Ursula erkundet, Wolff habe ihr nie von Minne geredet oder ihr gar die Ehe versprochen.

Der alte Herr Berthold Vorchtel begegnete darum dem Vater der Els, wo er mit ihm zusammentraf, — und dies geschah oft auf dem Rate — mit schuldiger Achtung, und gab es einen Herrentrunk in seinem Hause, ließ er, wie in früheren Jahren, auch an ihn eine Ladung ergehen, und Ernst Ortlieb folgte ihr, wenn ihn nichts Ernstliches zurückhielt.

Dem Verhalten seiner Kinder gegenüber blieb der Vater Vorchtel indes machtlos. Dennoch ward er nicht müde, seinem Sohne vorzuhalten, wie ungerecht und gefahrvoll die Angriffe wären, mit denen er Wolff, dessen Kraft und Fechtkunst kaum ihres gleichen hatten in Nürnberg, bei jeder Gelegenheit reizte. In der That hätte dieser den früheren Freund auch schon längst vor die Klinge gefordert, wenn er sich nicht seiner Ueberlegenheit so sicher bewußt und der Gedanke ihm nicht peinlich gewesen wäre, Ursula und ihren Eltern, deren er immer noch mit freundschaftlicher Verehrung gedachte, einen neuen Kummer zu bereiten.

Eva hatte den künftigen Schwager gern, und auch

ihr war es nicht entgangen, daß ihn in der letzten Zeit etwas bedrückte.

Was ihm nur war?

Sinnend gab sie dem Rädchen einen Stoß, und während es sich hurtig drehte, erinnerte sie sich an den Schweizertanz von gestern abend, und plötzlich schlug sie mit der zur Faust geballten kleinen Rechten leicht in die Fläche der linken Hand.

Sie meinte die Ursache der Verstimmung Wolffs gefunden zu haben; denn greifbar deutlich sah sie den Gatten seiner Schwester Isabella, den Ritter Siebenburg, vor sich, wie er Gräfin Cordula so unbändig schwenkte, daß die im Edelsteinschmuck funkelnden Röcke ihr flogen. In dem Nebengemache des Rathaussaales hatte er vor der Gräfin auf den Knieen gelegen, und es war ihr als tauchte sein großes, ziegelrotes Gesicht mit dem langen, starken, weit in die Luft hinausragenden gelben Schnurrbarte, desgleichen nur wenige Herren seines Standes trugen, neu vor ihr auf. Wie der eines Trunkenen war der Blick seiner wasserblauen Augen gewesen, mit denen er Cordula ins Antlitz geschaut.

Heute war er ihr wieder auf die Kadolzburg gefolgt und gedachte wohl auch über Nacht dort zu bleiben. So hatte Wolff denn Grund genug, sich um die Schwester und ihren Frieden zu sorgen. Das mußte es sein!

Vielleicht kam er doch noch heute abend, um Els wenigstens von der Straße aus zu begrüßen.

Wie spät es wohl schon war?

Hastig wollte sie die Vorhänge vom Erker zurückziehen, doch das ging nicht so schnell, wie sie dachte; denn sie waren sorgfältig mit Nadeln verschlossen.

Das fiel ihr auf, und plötzlich erinnerte sie sich der Worte, die der Vater Els heimlich zugeflüstert hatte.

Gewiß hatten sie dem Fenster gegolten.

Vollmond stand für heute im Kalender, und sie wußte recht wohl, daß der ganz sonderbar auf sie wirkte. Schon seit dem vorigen Jahre schien er freilich seine Macht über sie verloren zu haben; früher aber war sie manchmal, besonders wenn sie sich recht eifrig frommen Uebungen ergeben hatte, ohne selbst zu wissen wie und warum, dem Lager entstiegen und nicht nur im Schlafzimmer, sondern auch im Hause umher gewandelt. Einmal hatte sie den Taubenschlag im Hofe erklettert, und ein anderesmal sich auf den Hausboden verstiegen. Dort war sie, sie wußte selbst nicht mehr wodurch, erwacht. Als sie Umschau hielt, hatte der Mond den weiten Raum erleuchtet und ihr gezeigt, daß sie auf einem der obersten Balken des Sparrenwerkes hockte, das in kunstvollem Gefüge das Hausdach trug. Unter ihr hatte ein unergründlich tiefer Abgrund gegähnt, und da sie zu ihm niederschaute, so furchtbare Angst sie befallen, daß sie in ein lautes Hilfegeschrei ausgebrochen und erst zur Ruhe gekommen war, als die alte Haushälterin Martsche*) erschrocken das Lager verlassen und ihr den Vater zugeführt hatte.

Mit mühevoller Vorsicht war sie dann heruntergeholt worden; und dabei hatte nur noch der weißhaarige Nickel, der alte oberste Aufläder, der manchmal einen ganzen Tag vergehen ließ, ohne die Lippen zu öffnen, Beistand leisten dürfen; denn Herrn Ernst schien viel daran zu

*) Margarethe.

liegen, geheim bleiben zu lassen, wie der Mond auf Eva wirkte. Es hatte freilich auch etwas Unheimliches in diesem Nachtwandeln gelegen; denn noch jetzt erschien es ihr unbegreiflich, wie sie zu dem Balken, der sich in der Höhe dreier Männer über der Diele erhob, gelangt war. Ein Sturz hätte ihr das Leben gekostet, und der Vater war darum im Rechte, wenn er die Wiederholung solcher nächtlichen Ausflüge zu verhindern suchte. Els hatte ihm diesmal geholfen.

Wie treu sie doch alle für sie sorgten!

Wahrlich! Auch dem leisesten Schimmer hatten sie den Zugang versperrt. Lächelnd faßte sie die vielen Nadeln ins Auge, womit die Schwester den Vorhang geschlossen, und dabei ergriff sie ein unwiderstehlicher Drang, das wunderbare Licht wiederzusehen, das den Wuchs des Haares beförderte, wenn man es bei seiner Zunahme schnitt und das auch sonst einen so merkwürdigen Einfluß auf sie und mancherlei übte.

Sie mußte zu dem Monde hinaufschauen!

Flink und geschickt, als hülfen ihr unsichtbare Hände, öffneten ihre zierlichen Finger Vorhang und Fenster.

Tief aufatmend, mit einem Wohlgefühl, wie sie es lange nicht empfunden, schaute sie auf die mit lichtem Silberglanz übergossene Linde vor dem Hause und aufwärts zu der reinen am wolkenlosen Himmel schwebenden Scheibe des Vollmonds.

Wie schön und still diese Nacht war! Wie wonnig mußte es sein, jetzt im Garten auf und nieder zu wandeln mit der Muhme Aebtissin, mit ihrer Els, vielleicht — und sie fühlte, daß ihr dabei das Blut in die Wangen stieg, — vielleicht auch mit ihm, mit Heinz Schorlin.

Wo er jetzt wohl weilte?

Gewiß bei dem Kaiser und bei seinen Damen, vielleicht neben der böhmischen Königstochter, der blutjungen Herzogin Agnes, die ihm gestern so deutlich gezeigt, daß er ihr gefiel.

Doch da gab die Scharwache, die von dem Marienturm her nach dem Frauenthore hinzog, ihren schweifenden Gedanken eine neue Richtung. — Den Stadtknechten folgte bald ein Zug Reisiger, der wohl zu den Mannen des Kaisers gehörte.

Es war doch ergötzlich, zu so später Stunde auf die vom Mondlicht erhellte Straße zu schauen, und es wunderte sie, daß sie nie vorher Lust daran gefunden. Hätte Els ihr Gesellschaft geleistet, wäre es freilich noch schöner gewesen, und dazu drängte es sie, ihr mitzuteilen, welche neue Erklärung sie für Wolffs verändertes Wesen gefunden.

Vielleicht schlief die Mutter schon, und sie konnte ihr folgen.

Wie still es im Hause war!

Behutsam öffnete sie die Thüre des Krankenzimmers und schaute hinein. Da stand Els am Hauptende des Lagers und richtete die Mutter mit den jungen kräftigen Armen auf, während Schwester Renata die Kissen zwischen den Rücken der Leidenden und die Bettlehne schob.

Gewiß hatte die Mutter die alte Atemnot wieder befallen.

Ja, ja! Das matte Licht der Ampel schien ihr in das bleiche Antlitz, und schmerzlich bittend schaute sie mit den großen eingefallenen Augen nach dem Gnadenbilde an der Wand ihr gegenüber.

Wie gern hätte Eva ihr Erleichterung geschafft! Mit leisem Neid blickte sie auf die Schwester, deren geschickte pflegsame Hände der teuren Frau alles zu dank machten, während sie bei der Wartung nur zu oft das Rechte verfehlte. Aber beten, ihre Heilige recht inbrünstig anflehen konnte sie; ja sie war ihr vertrauter und durfte hoffen, daß sie ihr eher einen rechten Herzenswunsch erfüllte als der Schwester.

Els ans Fenster zu rufen ging jetzt nicht an.

Leise schloß sie die Thür, kehrte in ihr Gemach zurück, kniete vor dem Betstuhle nieder und legte dort mit aller Inbrunst der heiligen Klara ans Herz, der Mutter eine gute Nacht zu schenken. Dann zog sie die Vorhänge wieder recht fest vor das Fenster und schickte sich an, zur Ruhe zu gehen und Kätterle zu rufen, damit sie ihr dabei helfe.

Aber die Gürtelmagd trat eben schon von selbst mit frischem Wasser herein.

Was sie nur hatte?

Die Hand zitterte ihr, während sie der jungen Herrin das Haar strählte, und bisweilen ließ sie den Kamm leise aufseufzend ruhen.

Daß sie nicht sprach, war erklärlich; denn Eva hatte dem Kätterle, wenn es sie bei stillem Denken gestört, oft das Plaudern verboten. — Aber das Mädchen mußte etwas Besonderes auf der Seele haben; denn als Eva schon das Lager bestiegen hatte, konnte es sich nicht entschließen, das Gemach zu verlassen, sondern blieb verlegen an der Schwelle stehen.

Da sprach Eva ihr Mut zu, und nun stammelte die Magd so befangen, daß ihr das Wort oft versagte, und

die Bänder, an denen sie zupfte, Gefahr liefen, von der weißen Schürze zu reißen, sie komme nicht in eigener Sache, sondern in der eines andern. Es sei ja im Hause bekannt, daß ihr Verlobter, der treue und standhafte Walther Biberli, einem frommen Ritter, ihrem Landsmanne, diene.

„Ich weiß es," fiel ihr Eva mit scheinbarer Gelassenheit ins Wort. „Und Dein Biberli trägt Dir auf, mir den ehrerbietigen Gruß des Ritters Heinz Schorlin zu entbieten."

Ueberrascht schaute die Magd auf die junge Herrin. Sie war auf eine strenge Abweisung gefaßt gewesen, und nur unter Thränen und mit großer Angst hatte Kätterle den Bitten des Herzliebsten nachgegeben, diesen Botendienst zu übernehmen; denn wurde ihre Zwischenträgerei verraten, so verlor sie mit Schimpf und Schande den Dienst, der ihr lieb war. Aber Biberlis Macht über sie und ihr Vertrauen auf ihn waren so groß, daß sie ihm in die Höhle eines Löwen gefolgt wäre, und sehr viel rätlicher war es ihr kaum erschienen, der frommen, den Mannsbildern abholden Jungfrau, die so jäh wie der Vater aufbrausen konnte, eine Liebesbotschaft zu überbringen.

Und nun!

Eva hatte gar eine solche erwartet.

Wie ein Wunder wollte es ihr erscheinen.

Aufatmend und mit einem schnellen Dank an ihre Heilige, begann sie sogleich die Tugend und Frömmigkeit des Dieners wie des Herrn zu preisen; Eva aber schnitt ihr abermals das Wort ab und verlangte kurz zu wissen, was Ritter Schorlin von ihr begehre.

Da wiederholte Kätterle mit neu erwachter Sicherheit, und als handle es sich um ein billiges Verlangen, was Biberli ihr eingeprägt hatte:

„Kraft des Rechtes eines jeden guten und frommen Ritters, seine Dame um ihre Farbe zu fragen, stellt der Ritter Schorlin an Euch, Jungfrau Eva, in aller Bescheidenheit das demütige Gesuch, ihm die Eure zu nennen; denn wie könnte er vor Euch und vor der gesamten Ritterschaft bestehen, wenn es ihm versagt bliebe, sie im Streit wie im Frieden zu Eurer Ehre . . .“

Aber wieder unterbrach sie die Herrin mit einem bestimmten: „Ich weiß,“ und neu ermutigt führte Kätterle die Lektion des früheren Schulmeisters zu Ende, indem sie fortfuhr:

„Hier unter dem Fenster, sagt mein Verlobter, gedenke sein Herr in aller Ehrfurcht, müßte es sein bis zum Morgen, zu verziehen, bis Ihr ihm das holde Angesicht zeigtet . . . Nein — unterbrecht mich noch nicht, Jungfrau Eva; denn Ihr müßt wissen, daß die Frau Mutter des Ritters Heinz meinen Biberli dem lieben Sohne mitgab, auf daß er seiner warte und ihn vor Schaden und Siechtum behüte. Nun aber wankt sein Herr, seit er Euch begegnete, umher, wie von einem Lanzenwurf getroffen, und weil der Ritter dazu dem treuen Knechte bekannte, kein Arzt könnte ihm helfen, bis Ihr ihm nicht vergönntet, Euch, wo auch immer, das Herz zu eröffnen und Euch zu zeigen, mit wie demütig frommer Ergebung . . .“

Hier aber wurde die Magd in anderer Weise unterbrochen, als sie erwartet; denn Eva hatte sich in den Kissen aufgerichtet und rief, vor lebhaftem Unwillen der Stimme kaum mächtig:

„Der Herr, der sich vermißt, durch den Diener ... Und mit welchem Rechte darf der Ritter sich kecklich ... Aber nein! Wer weiß, welch bescheidener Wunsch sich in euerem Munde zu einer so unerhörten Forderung verkehrte ... Mein Antlitz will er sehen? Mir selbst, ich weiß nicht was zu bekennen, verlangt ihn? Du, Du, Kätterle, die Magd, von Dir erwartet der Ritter ..."

Hier schlug sie mit der kleinen Hand unwillig auf das Holz des Lagers und fuhr mit fliegendem Atem fort:

„Man wird ihm zeigen! ... Doch nein! Was ich ihm zu antworten habe, das soll kein anderer ... Durch mich selbst, durch mich allein, mag er ungesäumt erfahren ... In der Truhe dort, ganz oben, liegt das Papier. Bring es her samt dem Schreibzeug!"

Schweigend beeilte sich die Magd diesem Befehle zu gehorchen; Eva aber preßte die Hand auf die hochwogende Brust und sah ernst sinnend vor sich hin.

Der Knecht und die Magd, die Heinz Schorlin mit einem Botendienste betraut hatte, konnten ja nicht wissen, was sie mit ihm verband; hatte doch sogar ihre eigene Schwester es mißverstanden. Jetzt sollte er erfahren, daß Eva Ortliebin wohl bewußt sei, was ihr geziemte! Aber auch sie verlangte es nach einer neuen Zusammenkunft mit ihm, und sein Verhalten machte eine solche notwendig.

Je eher es zur Aussprache kam zwischen ihnen beiden, um so besser! Getrost durfte sie auch wagen, ihn zu der Begegnung, die ihr im Sinne lag, zu laden; hatte die Muhme Aebtissin ihr doch verheißen, ihr zur Seite zu stehen, wenn sie ihrer im Verkehre mit dem Ritter bedurfte.

Aber ihre Farbe?

Kätterle hatte ihr längst das Schreibzeug gereicht und das Papier vor ihr niedergelegt, als sie noch immer überlegte.

Endlich griff sie mit einem zufriedenen Lächeln zur Feder. Die Art und Weise, mit der sie ihm die Farbe zu nennen gedachte, sollte ihm zeigen, wie es mit dem Bande bestellt, das sie vereinte.

Der Feder war sie vollkommen mächtig; denn im Kloster hatte sie die Evangelien, die Psalmen und anderes abgeschrieben. Dennoch zitterte ihr die Hand, während sie die folgenden Zeilen dem Papier anvertraute:

„Daß Ihr, ein frommer Ritter, der die Ehrfurcht doch kennt, die einer Dame geziemt, Euch erkühnt, vor meinem väterlichen Hause meines Grußes zu warten, verdrießt mich, ja gereicht mir zum Kummer. Auch werdet Ihr meiner vergeblich warten. Seid Ihr ein rechter Ritter, so muß Euch bewußt sein, daß Ihr mir freiwillig verhießet, jedem Winke meiner Augen fröhlich zu gehorchen. Auf diese Verheißung darf ich bauen, und da ich es nötig finde, mit Euch zu reden, lade ich Euch ein zu einem Gespräche. Wann und wo soll meine Gürtelmagd Eurem Herrenknechte, der ihr verlobt ist, melden. Eine Freundin wird mir zur Seite stehen, der Euer Heil am Herzen liegt wie das meine. Es soll bald geschehen, wenn die heilige Klara es gestattet, die auf Euch, da Ihr sie zu Eurer Patronin erkoret, niederschaut wie auf mich.

„Was meine Farbe angeht, so weiß ich Euch keine zu nennen, weil der Tand mir fremd ist, der sich mit weltlicher Minne verbindet. Das Blau aber ist die Farbe

des reinen Himmels und seiner hohen Königin, der gnadenreichen Jungfrau. Wenn Ihr diese Farbe zu der Euren macht und für sie streitet, so wird es mich freuen, und gern bin ich bereit, sie die meine zu nennen."

Unter dies Brieflein setzte sie nur ihren Vornamen „Eva", und als sie es durchlas, fand sie, daß es alles in ziemlicher und zutreffender Form enthielt, was sie dem Ritter zu sagen begehrte.

Während sie das Papier zusammenrollte und überlegte, womit sie es, da kein Wachs zur Hand war, schließen könnte, gedachte sie der Bändchen, mit denen Els die feinen Hals- und Brusttücher, die aus der Wäsche kamen, nach halben Dutzenden zusammenband. Sie waren himmelblau, und etwas Passenderes für diesen Zweck ließ sich nicht denken.

Kätterle nahm denn auch das nächste aus der Truhe. Eva schlang es mit fliegenden Fingern um das Röllchen, und die Magd entfernte sich schnell, der Erkenntlichkeit des treuen und standhaften Biberli versichert.

Als Eva wieder allein war, meinte sie erst, ihrer raschen That froh sein zu dürfen; als sie sich aber frug, was Els wohl zu ihr sagen würde, und mit voller Gewißheit fühlte, sie würde sie mißbilligen, ward sie stutzig und begann sich zu vergegenwärtigen, welche Folge sie nach sich ziehen konnte.

Der Rat, den der Vater neulich Wolff erteilt hatte, nichts Geschriebenes von Wichtigkeit aus der Hand zu geben, bevor nicht eine Nacht darüber verronnen, kam ihr in den Sinn, und von nun an bedrückte ihr das leichte Brieflein wie eine Zentnerlast die Seele.

Am liebsten wäre sie aufgesprungen, um es zurück zu verlangen.

Dazu zog es sie mächtig ans Fenster, um sich zu überzeugen, ob Heinz Schorlin wirklich gekommen sei, und ihres Grußes harrte.

Kätterle hatte das Schreiben vielleicht noch nicht aus der Hand gegeben. Wenn sie nun noch vor der Hausthür stand, um Biberli zu erwarten? Blickte sie nur ins Freie, um sich ganz vorsichtig Gewißheit zu verschaffen, so war das kein Ausschauen nach dem Ritter, und diese Entschuldigung machte sie sich ungesäumt zu nutze.

Im Nu sprang sie aus dem Bette und öffnete leise den Vorhang. Die Straße war ganz still. Die Linde und die Häuser in der Nähe warfen dunkle, scharf umrissene Schatten auf das helle Pflaster, und aus dem Klostergarten scholl das Flöten einer Nachtigall durch die in Licht gebadete, ruhende Straße.

Kätterle hatte den Brief doch wohl schon Heinz Schorlin übergeben. Als ein seiner Dame gehorsamer Ritter war er gegangen. Das beschwichtigte ihre Besorgnis, und aufatmend bestieg sie von neuem das Lager.

Der Drang, auf die Straße zu schauen, war indes so stark, daß sie ihm noch einmal unterlag. Bevor sie aber bis zum Fenster gelangt war, nahm sie die starke Willenskraft zusammen, die ihr eigen, und legte sich wieder nieder. Dann schloß sie mit dem festen Vorsatz, nichts mehr zu sehen und zu hören, die Lider, und da sie in der vergangenen Nacht kein Auge zugethan und auch in der vorletzten aus Furcht vor dem Tanzfeste nur wenig geschlafen, geriet sie, obwohl das Mondlicht immer noch durch die offenen Vorhänge schimmerte, sehr bald in einen Zustand,

der die Mitte hielt zwischen Wachen und Schlummer. Wohl lähmte ihr schon die Macht der Müdigkeit die Selbstbestimmung; es war ihr aber dennoch als hörte sie draußen auf dem Pflaster bald Schritte, bald tiefe Männerstimmen.

Und was sie da im Halbschlummer, dem übrigens der feste Schlaf der Jugend bald genug folgte, vernahm, das war keine bloße Täuschung der Sinne.

Siebentes Kapitel.

Der Mond fand heute vor dem Ortliebhause seine Rechnung. Mit reinerem, hellerem Glanze hatte er selten den Menschenkindern, die seine Neugier erweckten, den Pfad erleuchtet als den beiden stattlichen jungen Männern, die, von einem mäßigen Zwischenraume getrennt, das Frauenthor durchschritten und endlich beinahe zu gleicher Zeit den Vorhof des Ortliebschen Hauses betraten.

Erst sah er beide schweigend auf und nieder schreiten, und die bitterbösen Blicke, die sie einander zuwarfen, gereichten ihm zum Ergötzen. Das aber steigerte sich, als sich der eine mit den in den länglichen Rock gestickten Vögeln an der Schulter, und dann auch der andere, dessen geschmeidigen, kraftvollen Gliedern die ritterliche Hoftracht gar wohl stand, sich auf je eine der Ketten niederließ, die die granitnen Prellsteine zwischen der Straße und dem Vorhof mit einander verbanden.

Der sehr große, der ernst und sorgenvoll dreinschaute, war Wolff Eysvogel, der andere etwas kleinere, der sich, als böte es ihm Ergötzen, munter auf der Kette schaukelte, Heinz Schorlin.

Beide blickten oft zu dem erleuchteten Erker und dem Fensterlein im ersten Stocke hinauf, hinter dem Eva im Halbschlafe ruhte.

Sie begegneten einander hier zum erstenmale.

Wolff, der sich bewußt war, mit gutem Rechte an dieser Stelle zu weilen, hätte dem lästigen Eindringling schon früher sein Mißfallen zu erkennen gegeben, wäre er nicht der Meinung gewesen, der andere, in dem sich auf den ersten Blick der Ritter erkennen ließ, gehöre zu den Anbetern der munteren Gräfin Cordula Montfort. Trotzdem konnte er bald Verdruß und Ungeduld nicht länger bemeistern. Einem schnellen Antrieb gehorsam, verließ er die Kette; während er aber auf den Fremden zutrat, setzte jener seinen schwankenden Sitz in schnellere Bewegung und warf ihm leichthin, ohne ihn eines Grußes oder einleitenden Wortes zu würdigen, die Bemerkung entgegen: „Eine liebliche Nacht, sollt' ich meinen."

„Der nämlichen Ansicht," versetzte Wolff kurz. „Indes möcht' ich Euch fragen, Herr, was Euch veranlaßt, den Vorplatz just dieses Hauses zum Genuß einer solchen zu wählen?"

„Veranlaßt?" frug der Schweizer erstaunt und fügte dann, indem er dem andern mit herausfordernder Schärfe ins Antlitz schaute, höhnisch hinzu: „Ich wärme, weil es mir ansteht, die Kette."

„Diese Freude," entgegnete Wolff gereizt, „sei Euch vergönnt; — ja es dünkt mir begreiflich, daß Nachtvögel von Eurer Art keine bessere finden. Immerhin aber will es mir scheinen, als könnte ein Ritter, dem es am Herzen liegt, das Eisen nicht kalt werden zu lassen, diesen Zweck auf einem andern Wege besser erreichen."

„Ei freilich!" rief nun Heinz Schorlin und sprang frisch und mit seltener Schwungkraft auf die Füße. „Wenn Klinge an Klinge sich reibt oder das heiße Blut sie benetzt, das gibt eine lieblichere Wärme. Dem Dunkel bin ich nicht hold, und es will mich bedünken, Herr, als stünden wir hier beide einander im Lichte."

„So begegnen sich unsere Meinungen zum zweitenmale in dieser lieblichen Nacht," versetzte der Patriziersohn, der sich seiner ungewöhnlichen Kraft und Fechtkunst bewußt war, gelassen und mit leisem Hohne: „Wie Ihr, so bin auch ich jederzeit bereit, meinen Stahl an einem andern zu reiben. Nur taugt dafür in dieser Zeit kaum die offene Straße."

„Daß Dich die Plage bestehe," fluchte der Schweizer zum Beweise, daß er die Meinung des andern teile. „Uebrigens, Herr, — wem das Eisen so schnell in die Hand fährt, mit dem läßt sich reden. Zu fragen, ob Ihr ritterlichen Blutes, wäre vergebene Mühe, — und soll es also zu einem rechtschaffenen Schwerttanze gehen . . ."

„So findet Ihr in mir jederzeit so gewiß den Partner," lautete die Antwort, „wie ich, der ich mein altes Wappen mit gutem Fug trage, euch gern ein rotes Andenken an diese Stunde mit nach Hause gäbe — auch wenn Ihr nur eines Altsorgers*) Sohn wäret. Zuvor aber lasset uns prüfen, Herr, ob wir einander hier in der That — denn auch mir ist das Finstere zuwider — den Weg verdunkeln. Alle Achtung vor Eurer Lust, Ketten zu wärmen; doch bevor der Rotrock**) uns zu diesem Zweck die seinen

*) Flickschuster.

**) Der Henker.

wegen Landfriedensbruchs um die Knöchel schließt, thäten wir gut, ein verständig Wort mit einander zu reden."

„Laßt es uns meinetwegen versuchen," entgegnete Heinz Schorlin munter. „Was mich betrifft, so lebe ich leider gerade mit der Verständigkeit in immerwährender Fehde. Eins scheint mir indes auch ohne ernstliches Nachdenken sicher: Was mich wie Euch hierher zieht, das wird, wenn es ins Kloster geht, kein Mönch, sondern ein Nönnlein, das trägt keinen Bart, sondern zöpft sich die Haare. Kurz denn: Seid Ihr wegen der Gräfin Cordula Montfort hier, so kommt Ihr vergebens; denn sie wird diese Nacht auf der Kadolzburg schlafen."

„Möge sie sanft ruhen," versetzte Wolff gelassen. „Sie steht mir so nah wie der Mond dort in der Höhe."

„Das gibt denn der Sache ein ernsteres Ansehen," fuhr der Ritter auf. „Ihr oder ich. Wie heißt Eure Dame?"

„Das dünkt mich zu viel gefragt," entgegnete Wolff bestimmt.

„Und das Gesetz der Minne," fügte der andere bestätigend hinzu, „verleiht Euch das Recht, mir die Antwort zu verweigern. Aber, Herr, not thut es uns dennoch zu erfahren, welcher Allerschönsten zu Gefallen jeder von uns hier dem Schlaf aus dem Weg geht."

„So kündet mir mit Vergunst die Farbe der Euren," ersuchte Wolff den Schweizer.

Dieser aber lachte hell auf: „Damit bin ich bei meiner Heiligen gleichfalls noch überfragt."

Als Heinz jedoch das erstaunte Kopfschütteln des andern wahrnahm, versicherte er in weniger ausgelassenem Tone: „Wenn Ihr übrigens ein wenig Geduld übt, kann

ich sie Euch hoffentlich, bevor wir auseinander gehen, nennen."

Wie ein Rätsel erschien Wolff auch diese Versicherung. Wer in aller Welt durfte zu dieser Stunde aus dem ehrbaren Ortliebhofe kommen, um einem Fremden was auch immer über eine seiner Töchter zu vermelden? Keine von beiden konnte ihm das Recht gegeben haben, ihrer als seiner Dame zu gedenken und das Haus, das ihm das Teuerste barg, nächtlicherweise wie ein Marder zu umschleichen. Dies unklare Wesen gereichte Wolff Eysvogel zum Aergernis, und er war nicht der Mann, es sich gefallen zu lassen. Der verwegene Gesell dort sollte zu seinem Schaden erfahren, daß er hier an die unrechte Schmiede gekommen!

Kaum aber hatte er Heinz zu erklären begonnen, daß er das Recht für sich in Anspruch nehme, über beide Töchter dieses Hauses, die ältere wie die jüngere, zu wachen, da sie des Bruders entbehrten, fiel ihm der Ritter ins Wort:

„Sieh da! Es sind ihrer zwei, und sie sprach mir ja auch von einer Schwester! Wenn es zum Teilen kommt, Herr, brauchen wir es also nicht wie beim Urteil Salomonis zu halten. Laßt uns denn sehen! Die Farbe kommt nicht in Frage, aber an jedem Christenmenschen haftet ein Name so sicher wie der Schatten, und wenn ich euch den Anfangsbuchstaben dessen nenne, der meine Dame ziert, verübe ich damit, denk' ich, nichts, was ein Minnegericht verurteilen könnte. Selbiger Buchstabe aber, der mir wohl zusagt, weil er fein rundlich und nicht allzu schwer zu schreiben — merkt wohl auf: er ist das ‚E'."

Da zuckte Wolff Eysvogel leicht zusammen und griff nach dem Stoßmesser am Gürtel. Doch noch im nämlichen Augenblicke zog er die Hand zurück und sagte halb belustigt, halb unwirsch: „Dank für den guten Willen, Herr Ritter; doch auch das bringt uns nicht weiter; denn das E am Anfang des Namens ist beiden Ortliebschwestern gemein. Die ältere, die, daß Ihr's wißt, meine Braut ist, heißt Elisabeth oder ‚Els', wie wir hier in Nürnberg sagen."

„Und die Jüngere," rief Heinz fröhlich, „bringt mit ihrer holdseligen Frömmigkeit den Namen derjenigen zu Ehren, durch die die Sünde in die Welt kam."

„Ihr aber, Herr Ritter," brauste Wolff auf, „thätet besser, die üble Sünde nicht in einem Atem mit Eva Ortliebin zu nennen. Seid Ihr anderer Meinung . . ."

„So," unterbrach ihn der Schweizer, „kommen wir auf das Eisenwärmen zurück."

„Ihr sagt es," rief Wolff entschieden. „Trotz des Landfriedens steh' ich Euch, wann auch immer, zu Diensten. Ohne Kampfwaffe ging ich aus, wie Ihr seht, und hier wäre es überhaupt nicht wohlgethan, die Schwerter zu kreuzen."

„Gewiß nicht," bestätigte Heinz diese Bemerkung. „Aber es folgen dieser Mondnacht noch manche Tage und Nächte, und damit Ihr mich ohne große Mühe findet, wenn Ihr meiner begehrt, mögt Ihr wissen, daß ich ‚Heinrich' heiße, oder für die näheren Freunde, unter die Ihr leicht geraten könntet, wenn wir einander nicht um das Vergnügen bringen, uns unter der Sonne wieder zu begegnen, Heinz Schorlin."

„Schorlin?" frug Wolff überrascht. „So seid Ihr

derselbe Ritter, der als unbärtiger Knabe auf dem Marchfelde den Böhmen niederhieb, dessen Lanze den Hengst des Kaisers gefällt, der Schweizer, der ihm half, das Roß des Thurgauers Ramsweg — ist mir's recht, Eures Ohms — zu besteigen, und der dann den wilden Ritt that, um den langen Kapeller mit seinen Haufen heranzuholen, die den Tag so herrlich entschieden?"

„Und," lachte Heinz, „der endlich für tot fortgetragen wurde, bevor ihm sein Herzenswunsch erfüllt ward, den Schweizer Stahl mit böhmischem Königsblute zu färben. Damit wäre denn die Chronica beschlossen, Herr — wie soll ich Euch nennen?"

„Wolff Eysvogel von Nürnberg," versetzte der andere.

„Sieh da! Ein Sohn des reichen Kaufherrn, bei dem der Herzog von Gülich Quartier fand?" rief der Schweizer und lüftete leicht die mit feinem Grauwerk verbrämte Kappe. „Daß das Wetter mich angeh! Wenn ich nicht meines Vaters selig leiblicher Sohn wär', hätt' ich nicht übel Lust, mit Euch zu tauschen. Muß doch den Nacken gewaltig steif machen, dünkt mich, mit einem guten ritterlichen Wappen am Hausthor und auf der Brust die Gulden und Zechinen hinauswerfen zu dürfen und doch nicht an dem Gottseibeiuns von einem leeren Beutel zu kranken. Wenn Ihr nicht wissen solltet, wie solch ein Ding aussieht, so kann ich's Euch zeigen."

„Doch der Kaiser, heißt es, sei Euch hold," bemerkte Wolff, „und wisse ihn wieder zu füllen."

„Wenn man's nicht gar zu bunt treibt," erwiderte Heinz, „und bis der edle Herr, dem es selbst nur zu oft am Besten mangelt, am Ende doch einmal das Wort wahr macht, es sei zum letztenmal geschehen. Hab's

gestern morgen noch vernommen und dachte, der goldene Segen, dem es gefolgt war, würde, die lieben Heiligen wissen wie lange dauern. Aber bevor der Hahn diesen Morgen nur einmal krähte, war der letzte Gulden dahin. Die Würfel, Herr Wolff Eysvogel, die Würfel!"

„So würd' ich," mahnte der Nürnberger, „die Hand von ihnen lassen."

„Wenn sie der Gottseibeiuns oder wer sonst nicht immer wieder an den Rüblingbecher*) führte! Ihr, der Ihr eines reichen Mannes Sohn seid, versuchtet Ihr nie, wie die Würfel für Euch fallen?"

„Doch, Herr Ritter. Zu Venedig war's, wo ich in der Lehre stand und mit anderen Söhnen von Kaufherren aus Nürnberger, Augsburger und Kölner Geschlechtern, zu denen sich auch etliche welsche Edele gesellten, an manchem fröhlichen Abend auch das Glück beim Spiele erprobte."

„Und da wurden Euch die Federn wacker gerupft?"

„Das nicht. Gemeinhin ging ich mit einem Gewinne von dannen. Seit sie aber einen lieben Gesellen von Ulm rein ausgezogen und er sich dann am Gute seines Lehrherrn vergriffen, ließ ich ab von den Würfeln."

„Als hättet Ihr das so leicht über Euch gebracht wie ein Fastenstündchen nach einem reichlichen Mahle!"

„Ist mir auch nicht viel schwerer gefallen," versicherte Wolff. „Der Vater hätte es mich gern den Landsleuten zuvorthun sehen und sandte mir mehr als ich brauchte. Wozu sollte ich redliche Burschen ausziehen, die es spärlicher hatten?"

*) Würfel in der Gaunersprache.

„Da liegt eben der Hase im Pfeffer," rief hier der andere eifrig. „Ihr ließet leicht vom Glücksspiele, weil der Gewinn bei Euch nur etwas mehr zu dem Uebrigen fügte, und es Euch entgegen war, ärmere Partner zu rupfen. Aber ich! Bei so einem armen Schächer reicht es nicht, wenn das liebe Mütterlein daheim in ihrer treuen Sorge ihm auch zufließen läßt, was sie entbehren kann von der Ernte, vom Zins und von den Gefällen, um Waffenträger, Knecht und Rosse zu erhalten. Wie könnte es unsereins wohl glücken, bei Hof und auf dem Turnier etwas vorzustellen, wenn die Würfel nicht wären? Und dann! Im Verlust werde ich nur wieder zu dem mageren Ritterlein, wozu die lieben Heiligen mich machten, im Gewinne bin ich dagegen der große reiche Herr, zu dem ich geboren worden wäre, hätte der Herrgott mir vergönnt, mir selbst die Wiege zu wählen. Dazu sind diejenigen, die durch mich bluten, meist Herzoge, Grafen und Herren mit reichen Lehen und fetten Pfründen, denen der Verlust so wohl anschlägt wie der Aderlaß dem Kranken. Was für den Kriegsmann gilt, das paßt eben nicht auf den Kaufherrn. Wofür wir leben ist lauter Wagen und Wetten. Jede Schlacht, jeder Strauß ist ein Würfelspiel, bei dem der Einsatz das Leben. Wer sich da lange besinnt, der ist von vornherein im Verluste. Könnt' ich Euch schildern, Herr Eysvogel, wie das ist, wenn es drauf und dran auf den Feind geht!"

„Das vermöcht' ich Euch selbst deutlich genug vor Augen zu führen," fiel Wolff ihm lebhaft ins Wort. „Auch ich habe schon beim Turnier manche Lanze gebrochen und Blut genug auf dem Marchfelde gelassen."

„Daß der Tropf mich schlage!" rief Heinz überrascht

und griff sich dabei an die Stirn. „Deswegen kamet ihr mir von Anfang an so vertraut vor. Bei meinem Heiligen! Ich will kein Ritter sein, wenn ich Euch nicht damals, bevor es heiß ward, gewahrte. Dicht neben Eurem Burggrafen Friedrich war's, der die Reichssturmfahne hoch hielt.

„Wohl möglich," entgegnete Wolff in bestätigendem Tone. „Er überließ mir, weil ich von uns Nürnbergern der größte und stärkste, bisweilen das Banner, wenn es seinem gewaltigen Arme zu viel ward. Leider aber wollt' es nicht gar lange mit dieser Dienstleistung währen. Ein krummer Säbel traf mir das Haupt. Der beste Teil des Schrämmleins hier oben verliert sich unter die Haare."

„Das Schrämmlein!" wiederholte Heinz munter. „Breit genug war es jedenfalls auch für die größte Seele, um aus ihr zu entweichen. Eine vierjährige Narbe auf dem Kopfe, die sich im Mondschein so deutlich kund thut."

„Das eben sollte uns zur Warnung dienen," unterbrach ihn hier der andere, indem er besorgt auf die Straße blickte. „Wenn die Scharwache oder ein Nachtschwärmer uns hier wahrnimmt, so thät' es mir leid um die Ortliebschwestern und ihren guten Leumund; denn männiglich weiß, daß nur Einer, der Verlobte der Jungfrau Els, das Recht hat, hier so spät eines Grußes zu warten. Folgt mir darum zu dem beschatteten Raume unter der Linde, bitt' ich Euch dringend; denn dort — wo kommt es nur her? — schleicht sich — Ihr müßt es auch sehen — etwas heran . . ."

Da lachte Heinz Schorlin glockenhell auf und raunte dem Nürnberger zu: „Dies Etwas ist mir wohl vertraut, und weder wir noch unsere Damen haben Uebles davon

zu befahren. Gebt mir einen Augenblick Urlaub, und zwanzig Goldgulden gegen das Lindenblatt dort: bevor noch das Mondlicht den Prellstein verläßt, weiß ich Euch die Farbe meiner Dame zu nennen."

Damit eilte er der Gestalt entgegen, die vorsichtig im Schatten des Thürpfostens neben dem hohen Hausthore stillstand.

Wolff Eysvogel blieb allein zurück und schaute sinnend zu Boden.

Achtes Kapitel.

Der stumme Wanderer in der Höhe hatte gehofft, sich da unten an einem ganz andern Anblick zu weiden als an der Zusammenkunft zweier Männer. Für eine solche hätte es weder seines reinsten, vollsten Lichtes, noch einer blühenden Linde bedurft.

Jetzt nahm er wahr, wie der junge Nürnberger dem Schweizer nachschaute und wie dabei die mannhaften Züge Wolffs den Ausdruck so tiefer Unruhe und Seelenpein annahmen, daß er ihm leid that. Nicht einmal zu dem Fenster der schönen Braut blickte der junge Mann wie sonst in die Höhe; — nur nach der Stelle schaute er hin, wo der neue Bekannte sich mit einem andern unterredete, oder sorgenvoll zu Boden.

Es war Wolff, da er des Ritters Schorlin gedachte, als habe das Schicksal ihm den Schweizer in den Weg geführt, damit er den Stich der Dornen doppelt schmerzlich empfände, mit denen sein Lebensweg besät war. Dem jungen Ritter reichte es die Rose ohne den Stachel. Was focht ihn wohl an? Die Gegenwart warf ihm das Schönste in den Schoß, und wenn er in die Zukunft

schaute, gewahrte der Ritter dort gewiß nichts als fröhlich sprießendes Hoffnungsgrün.

Und dies Glückskind hatte den Wunsch geäußert, mit ihm zu tauschen! Der Gedanke aber, daß auch viele andere gewiß gern an seine Stelle getreten wären, quälte Wolffs redliches Herz, als hätte er selbst die Täuschung dieser Kurzsichtigen verschuldet.

Wenn er von der Kraft und Gesundheit, dem wohlgebildeten Körper, der adeligen Geburt, dem Glauben an die Minne der Geliebten absah, — wie viel das sei, vergaß er zu dieser Stunde — fand er nichts an sich, was ihm wert erschienen wäre, darnach zu trachten.

Selbst der spiegelblanken Redlichkeit durfte er sich nicht mehr mit der nämlichen schönen Sicherheit freuen, wie vor seinem Verlöbnis.

Ja, er war der Tochter des alten wackeren Berthold Vorchtel gut gewesen wie einer Schwester. Er hatte selbst gern geglaubt, daß Ursula seine Hausfrau zu werden bestimmt sei, doch es war zwischen ihnen weder von Liebe noch von einer künftigen Ehe je die Rede gewesen. Er hatte sich frei gefühlt und sich so fühlen dürfen, als die Minne für Els Ortliebin ihn so schnell und mächtig ergriff.

Dennoch begegnete ihm Ursula und ihr ältester Bruder, als hätte er schnöden Verrat an der Jungfrau geübt. Darüber half ihm indes das reine Gewissen immer noch leichter hinweg, als über das andere, was er an dem langersehnten Tage erfuhr, an dem der Vater ihn zum Teilhaber seines alten Handelshauses erhob und ihm Einblick in den Stand des Vermögens und den Lauf der Geschäfte gewährte.

Da hatte er erfahren, wie große Verluste die letzte Zeit dem Hause gebracht und in wie traurigem Mißverhältnis der große Glanz, mit dem Vater und Mutter, und ihnen voran die gräfliche Großmutter, den Schein des alten fürstlichen Reichtums aufrecht erhielten, zu den Abschlüssen der letzten Jahre stand.

Wenn er sich eben noch vor dem leichtfertigen jungen Ritter gerühmt, dem Spiele abgesagt zu haben, so hatte er nur die halbe Wahrheit gesagt; denn war ihm auch seit der Lehrzeit in Venedig und später auch zu Mailand kein Würfel mehr in die Hand gekommen, hatte er sich doch gezwungen gesehen, einer Reihe von Unternehmungen des Vaters zuzustimmen, bei denen es sich um ganz andere Einsätze handelte, als beim Spiele der Ritter und Herren im Grünen Schild oder im Lagerzelte.

Dennoch war er willens, das Schicksal eines geliebten Wesens an das seine zu knüpfen; ja Els wäre schon jetzt, trotz des Widerstandes der Seinen, unzertrennlich mit ihm verbunden gewesen, hätte ihm nicht ein Fehlschlag nach dem andern den Mut, ihr die Hand zu reichen, gebrochen. Endlich war es ihm ratsam erschienen, den Abschluß der letzten großen Unternehmung, der nahe bevorstand, abzuwarten. Manches, was die letzten Jahre verschuldet, konnte er wieder gut machen. Gestaltete er sich günstig, dann war ihm der schwerste Stein von der Seele gewälzt; im entgegengesetzten Falle mußte das alte Haus ins Wanken geraten. Aber selbst sein Fall wäre ihm leichter erträglich gewesen, als diese grausame Ungewißheit, zu der das peinigende Mißgefühl sich gesellte, die Verantwortlichkeit für Dinge mit zu tragen, die er nicht verschuldet und die es ihm dazu ganz klar zu überschauen

versagt war. Fühlte er doch mit voller Gewißheit, daß der Vater ihm mancherlei, und vielleicht das Schlimmste, verbarg. So war es ihm denn oft, als wandle er im Dunkeln über eine morsche Brücke. O, wenn es doch sie zu stützen und sie dann neu aufzurichten gelänge! War es aber bestimmt, daß sie zusammenbrach, dann mochte es bald geschehen! Er fühlte die Kraft in sich, ein neues Heim für sich und seine Els zu erbauen. Fiel es auch klein und bescheiden aus, sollte es doch auf festem Grund errichtet werden und sicher darin zu wohnen gestatten.

Was wußte der junge, fröhliche Gesell, der um Eva warb, von solchen Sorgen! Ihn hatte die Schickung auf die Sonnenseite des Lebens gestellt, wo alles gedieh, ihn, Wolff, auf die Schattenseite, wo Gras und Blumen verkamen.

Dem Ruhme wohnt eine Zaubermacht inne, der sich die junge Seele schwer entzieht, und der Name Heinz Schorlin war in der That ehrenvoll und in aller Munde. Mit ihm verband sich die Vorstellung von dem leichten Sinn, mit dem der Erfolg wie ein treuer Genoß Hand in Hand geht, von verdientem und unverdientem Glück, von Frauenhuld und wacker ausgefochtenen Händeln auch mit den Höchsten und Stärksten.

Wie Sonnenschein, der das Widerstreben zerschmilzt, ging es von Heinz aus. Wolff hatte es an sich selbst erfahren. Allen Ernstes war er willens gewesen, den übermütigen Eindringling seinen starken Arm fühlen zu lassen; seit er aber wußte, wer der Schweizer sei, war ihm sein Thun und Wesen in einem neuen Lichte erschienen. Seine Keckheit hatte das Ansehen von Selbstbewußtsein gewonnen, dem es nicht an Berechtigung fehlte,

— und als der weibliche Ritter so offenen Herzens wie der jüngere zu einem älteren, verständigeren Bruder mit ihm geredet, da war es ihm gewesen, als wäre ihm, dem Vereinsamten, der sich in der letzten Zeit, ganz von der Sorge um den Lauf des Geschäftes hingenommen, von den Lustbarkeiten, Gelagen und Aufzügen der Altersgenossen fern hielt, etwas besonders Freundliches begegnet. Wie weich und herzlich hatte es geklungen, als Heinz des „Mütterleins“ daheim gedacht.

Er, Wolff, hätte dagegen nur mit leiser Bitterkeit der schwachen Frau zu gedenken vermocht, der er das Leben verdankte, die zu lieben ihm Kindespflicht und ein ernster Wille geboten, und die es ihm doch so schwer machte, ihrer anders als in Besorgnis oder gar mit stiller Mißbilligung zu gedenken.

Vielleicht war das Höchste, was der Schweizer vor ihm voraus hatte, die Art und Weise, mit der es ihn von den Seinen daheim zu reden drängte. Wie hätte es einem Wolff Ehsvogel auch nur in den Sinn kommen können, die steife, hochgewachsene Frau, die das willenlose Echo ihrer verschwenderischen, hochmütigen gräflichen Mutter war, und die ihm schon beim Morgengruß in Federschmuck und Brokat entgegen rauschte, sein „lieb Mütterlein“ zu nennen?

Wem so warme Herzenstöne von den Lippen flossen, wie dem Ritter Heinz, wenn er derer daheim gedachte, der konnte nicht schlecht sein, von dem war nicht zu befürchten, daß er mit einem reinen, unschuldsvollen Geschöpfe wie Eva nur ein frevles Spiel trieb, wie leichtfertig es ihm auch sonst zu reden gefiel.

Auf welchem Wege es Heinz hatte gelingen können,

dies fromme, den Tändeleien der Altersgenossinnen abholde Kind so schnell zu gewinnen, erschien ihm unfaßbar; heute aber fehlte es ihm an Zeit, es zu erforschen.

Er mußte fort, denn der Boden brannte ihm längst unter den Füßen. Erst vor wenigen Stunden war der Landfrieden in Kraft getreten, und die großen Wagenzüge aus Italien, von denen er gestern seiner Braut erzählte, ließen immer noch auf sich warten. Was sie von der Marcusstadt an Gewürzen und Gütern der Levante, aus Mailand an Sammet, Seide und feinen Florentiner Tuchen brachten, das stellte an Wert ein großes Vermögen dar. War es zeitig zur Hand, so deckte der Gewinn einen großen Teil des Verlustes der letzten beiden Jahre, und das Haus stand wieder fest.

Kam es zum Schlimmsten, wie würden die Seinen sich in Entbehrung, vielleicht in Dürftigkeit fügen? Die Zornausbrüche der Großmutter fürchtete er weniger; doch die Mutter, die schwache, wie ein Kind von der ihren abhängige Mutter! Er liebte sie dennoch; tief innerlich fühlte er es angesichts der schweren Demütigung, die ihr drohte. Auch seine Schwester Isabella war ihm teuer, trotz ihres Gemahls, des zügellosen Ritters Siebenburg, in dessen Händen das Geld fortschmolz, das die Kasse des Hauses ihm zahlte, und den dennoch ein Berg von Schulden bedrückte.

Daheim hatte Wolff befohlen, sein Roß bereit zu halten. Er war willens gewesen, seiner Els nur einen Gruß zuzuwinken und dann den Wagen nach Neumarkt, mußte es sein bis nach Ingolstadt, entgegen zu reiten.

Noch ein Wort des Abschiedes an den neuen Bekannten, der doch wohl bestimmt war, sein Schwager zu

werden, — und dann ... Aber da trat Heinz schon auf ihn zu, und auf Wolffs leise Frage: „Und die Farbe Eurer Dame?“ versetzte jener fröhlich, indem er auf die Brustöffnung seines Wamses wies: „Ich trage den Boten, der sie mir zu künden verheißt, hier auf dem Herzen. Im Dunkeln war er stumm; doch das helle Mondlicht dort drüben löst ihm die Zunge, wenn anders die Schrift hier von der des Gebetbuches nicht gar zu weit abweicht.“

Damit zog er Evas Brieflöllchen hervor, näherte sich damit einer hell beleuchteten Stelle, wies auf das Band, womit es verschlossen war, und rief: „Sie bediente sich zum Binden doch wohl keiner andern als der eigenen Farbe. Blau, das köstliche, reine Blau ihrer Augen! Ich dacht' es! Vergißmeinnichtblau! Die allerschönste der Farben. Ihr müßt meiner Ungeduld vergeben!“

Damit wollte er zu lesen beginnen; Wolff aber hielt ihn zurück, indem er auf den Ortliebhof und zwei angetrunkene Soldknechte wies, die singend und schwankend aus der Schenke „Zum durstigen Reisigen“ auf der andern Seite der Straße kamen. Dann bot er Heinz die Hand zum Abschied und frug leise, indem er auf die aus dem Dunkel hervortretende Gestalt Biberlis wies, wer der Liebesbote sei, der ihn so trefflich bediene.

„Mein Schatten,“ antwortete der Ritter. „Ich löste ihn mir von den Fersen und ließ ihn dort stehen. Aber nichts für ungut, Herr Wolff Eysvogel; Ihr lernt den wunderlichen Heiligen schon kennen, wenn es Euch wie mir daran liegt, daß wir einander nicht nur auf eisernen Ketten, sondern im Guten recht oft wieder begegnen.“

„Nichts sollte mich herzlicher freuen,“ entgegnete der

andere. „Doch wie in aller Welt konnte es geschehen, daß diese wohl behütete Beste sich Euch nach so kurzer Gegenwehr . . .“

„Heinz Schorlin reitet schnell,“ fiel ihm der Schweizer ins Wort; Wolff aber rief: „Auch meiner wartet ein rascher Ritt, — wenn auch von anderer Art. Kehr' ich heim, so bleibt Euch ungeschenkt, mir zu vertrauen, wie Ihr Euch meine Schwägerin Eva, unsere ‚kleine Heilige‘, gewannet. Die beiden schönen Ortlieb-E sind wie ein Ding in den Augen der Leute, — und so werden auch wir oft neben einander genannt werden und gut thun, brüderlich zusammen zu halten. An mir soll's nicht fehlen. Auf Wiedersehen, will's Gott in und nicht wieder vor dem Hause unserer Damen.“

Damit nahm er die Hand des Ritters so fest in die seine, als wollte er ihn zwingen, ihren Druck noch lange nachzuempfinden, und eilte dann dem Frauenthore entgegen.

Kurze Zeit schaute Heinz Schorlin ihm sinnend nach. Dann winkte er Biberli, und obgleich es nur recht kurzer Zeit bedurfte, ihn an die Seite des Herrn zu führen, genügte sie doch, um den verwegenen, von heißer Sehnsucht gequälten jungen Liebenden auf einen neuen Anschlag zu bringen.

„Schau dort hin, Biber!“ rief er dem Diener zu. „Das Weihbecken am Thürpfosten, das Wappen mitten auf der Oberschwelle, die Helmzier, die wohl auch meine Last trägt . . . Bis auf das Fensterfims reicht die Hand, und halt' ich es erst, gilt es nur einen wackern Sprung, und, heidi! ich bin oben.“

„Unser heiliger Patron sei uns gnädig!“ rief der Diener entsetzt. „Hinauf könnet Ihr freilich so gut, wie

Ihr mit gleichen Füßen über zwei Hengste fortsetzt; aber beim Herunterkommen ging' es gewiß ein gut Stück tiefer, als es Euch lieb wär'. Ins Loch, wie sie den Kerker hier nennen, und dazu wohl auch, wenn auch erst später, geradewegs in die glühende Hölle; denn Ihr hättet Euch gegen eine fromme, an allen Tugenden reiche Jungfrau, die Euch ihrer Minne wert hielt, sündlich vergangen. Und was mehr bedeutet: Es sind der E zwei. Sie teilen das Gemach mit einander, und das Haus steckt voller Knechte und Mägde."

„Schulmeister," schalt der Ritter verdrießlich.

„Das war der Biberli freilich einmal," entgegnete der Diener, „und der Frau Mutter daheim zu liebe wollt' ich, ich wär' es noch, und Ihr, Herr Heinz, hättet mir als ein gehorsamer Schütze zu folgen. Daß ich ihren heiligen Namen nur gar selten gegen Euch ausspiele, muß Euch bewußt sein; hier aber thu' ich es dennoch, — und wenn Ihr sie im Herzen tragt und wollt Euch nicht zum verderblichen Habicht machen an dem arglosen Täublein da oben, so kehrt dieser Stätte den Rücken, an der wir schon zu lange verweilten."

Aber diese wohlgemeinte Warnung schien die Aufmerksamkeit dessen, für den sie bestimmt war, nur oberflächlich gefesselt zu haben; denn plötzlich riß er mit einem frohen „Da ist sie!" die Kappe vom Haupte und grüßte mit ihr zum Fenster hinauf.

Schon nach wenigen Augenblicken setzte er sie indes mit einer unwilligen Handbewegung wieder an die alte Stelle zurück und sagte verdrießlich: „Verschwunden! Weil sie Deiner ansichtig wurde, wagte sie nicht einmal, mir einen Gruß zu vergönnen."

„Dafür," atmete der Diener auf, „laßt uns dem grundgütigen Himmel danken und loben, und da ja unser Herr und Heiland Knechtesgestalt annahm, ist für den armen Biberli die einer Vogelscheuche, als welche er sich eben trefflich bewährte, immer noch viel zu schön und zu vornehm."

Dabei ging er dem Ritter voran und sagte, indem er auf die Schenke „Zum durstigen Reisigen" neben dem Frauenturm wies: „Ein grüner Busch an der Thür. Das deutet, wenn der Wirt kein Schelm ist, auf frischen Anstich. Ob mir nun die Zunge am Gaumen klebt wegen der Angst vor Eurem allzu schnellen Mute, oder ob es hier herum wirklich so grausam schwül ist?"

„Jedenfalls," unterbrach ihn Heinz, „wird uns beiden ein Becher Wein nicht schaden; denn ich spüre jetzt selbst, wie drückend die Luft ward. Außerdem ist es hell in der Schenke, und wer weiß, was das Brieflein mir kündet."

Damit schritten sie an der Mündung der St. Klarengasse vorbei auf den grünen Busch zu, der an einer Stange weit in die Straße hineinwies.

In der Schenke saßen hier Kriegsknechte der Stadt, dort Reisige des Kaisers und fürstlicher Herren, die zum Reichstage gekommen waren, beim Weine. An der Decke hingen zwei gekreuzte Dreiecke von Eisen, die zusammen einen sechsstrahligen Stern bildeten. Die heruntergebrannten Talgkerzen, die er trug, spendeten im Bunde mit einigen Kienspänen in den Ecken dem langgestreckten Raume nur spärliches Licht.

In einer Nische, zu der sich die Hinterwand in der Mitte vertiefte, fanden Herr und Diener an einem leeren Tische, abgesondert von den übrigen Gästen, Platz.

Ohne sich um das Zetern und Fluchen, den rauhen Gesang und das wüste Geschrei, das Dröhnen der Fäuste auf eichenen Tischplatten, das wilde Gelächter trunkener Reisiger, das Kichern und Kreischen der Schenkmädchen und das Schelten und befehlshaberische Rufen des Wirtes zu kümmern, bestätigten sie einander, daß der grüne Busch nicht gelogen; denn der gute Wein kam in der That aus einem frisch angestochenen, eben erst dem Keller enthobenen Fäßlein. Da aber die Nische nur von dem Oellämpchen unter dem mit Blumen, mit Gold- und Silberflittern ausgeputzten Gnadenbilde an der kleinen Hinterwand beleuchtet wurde, bestellte Biberli bei dem müden Schenkmädchen helleres Licht.

Als die Dirne sich entfernte, seufzte er tief auf und sagte: „O, Herr, wenn Ihr wüßtet! Selbst jetzt noch, da wir wieder unter Menschen weilen und der Wein mich erfrischte, ist es mir, als nagten mir Ratten an der Seele. Das Gewissen, Herr, das Gewissen!“

„Im Rosengarten der Frau Minne,“ versetzte Heinz munter, „ließest auch Du sonst die Elf gerade sein, alter Biber. Uebrigens soll man auch mir nächstens ein T und ein St in das Wams sticken; denn — Wo das Licht nur so lange bleibt? Noch ein Becher, der Brief, und mit erfrischter Kraft geht es wieder hinüber.“

„Um Gott!“ fiel ihm Biberli wieder ins Wort. „Sprecht, ja denkt nicht einmal aus, was Ihr da wieder Verwegenes im Schilde führt! Ist es nicht schon wie ein Wunder, daß keiner von den vielen Ortliebschen und Montfortschen Dienstboten Euch in den Weg trat? Ein zweites am nämlichen Abend darf doch auch ein Sonntagskind, das Ihr, Herr, ja seid, kaum erwarten. Tritt es

aber nicht ein, und Ihr kehrt unter das Fenster drüben zurück, dann werdet Ihr erkannt und vielleicht sogar ergriffen, und dann ... O Herr, bedenkt das! Dann belastet Euch zeitlebens der Vorwurf, einer Jungfrau, die Ihr selbst als holdselig erkanntet, als fromm und rein, Schande gebracht zu haben und bitteres Herzleid. — Und auch mir, der Euch treulich dient im Auftrag der Frau Mutter, sowie der armen Magd, die mir zu Gefallen für Euch eintrat bei ihrer Herrin, geht es an Hals und Kragen, wenn man Euch beim Einsteigen ins Fenster oder bei einer ähnlichen Unthat ergreift; denn in dieser Stadt sind sie gar schnell bei der Hand mit dem Pranger, dem Stein um den Hals, der Folter und der Zunge aus dem Munde, wo sie einen bei Zwischenträgerei im Minnedienst ertappen."

„Sonst, Alter," bemerkte Heinz mit leisem Vorwurf, „verstand es sich ja für uns beide von selbst, auch wenn wir bei dergleichen das Unsicherste wagten, uns sicher nicht erwischen zu lassen. Doch auch mir lastet, ehrlich gestanden, ich weiß nicht was auf der Seele. Ganz wirr und sonderbar ist mir zu Mute. Lieber wollte ich ja dem Gnadenbilde dort die Krone vom Haupte reißen, als dieser süßen Unschuld etwas anzuthun, wofür sie mir nicht zu danken vermöchte."

Hier stockte er; denn das Schenkmädchen brachte einen Doppelleuchter, an dem zwei dünne Unschlittkerzen brannten.

Ungesäumt entfaltete Heinz nun das Röllchen.

Wie fein waren die Schriftzüge, die es bedeckten! Mit eigener Hand hatte die Herzliebste sie dem Papier anvertraut, und da der Ritter sie überschaute, wogte ihm das Blut heiß durch die Adern. Es war ihm, als halte

er ein Stück ihres eigenen Wesens in der Hand, und einer schnellen Regung gehorsam, küßte er den Brief.

Dann begann er sich eifrig in die Schrift zu versenken, doch eine so feine, seltsam geformte hatte er noch nicht gesehen.

Schon die Entzifferung der ersten Zeilen, in denen sie ihn zwar einen frommen Ritter nannte, ihm aber auch erklärte, daß seine Keckheit ihr zum Aergernis gereiche, bereitete ihm schwere Mühe, und manchmal mußte Biberli helfen.

Ob sie ihn auch mit den Lippen so unhold zurückgewiesen hätte, wie mit dem Schreibrohr? War es möglich, daß sie ihm wegen einer Forderung, die sich doch jeder Liebende an seine Dame zu stellen vermaß, die Gunst entzog, die ihn so glücklich machte? O ja; denn die Unschuld ist von zartem Stoff und empfindlich. So hatte sie ihn abweisen müssen! Im stillen freute es ihn, sie die holde Sittsamkeit, die ihn so tief entzückt hatte, auch jetzt bewähren zu sehen. Er mußte Gewißheit über den weiteren Inhalt des Briefes haben, und der Schulmeister war zur Hand und konnte sie ihm sogleich verschaffen.

Freilich bereiteten die schnell hingeworfenen Sätze auch Biberli einige Schwierigkeiten; nachdem er aber den ganzen Brief überflogen, rief er mit selbstzufriedenem Schmunzeln: „Was ich voraussah! Auf den ersten Blick sollte man denken, das fromme Jungfräulein hätte nicht seinesgleichen; faßt man es aber näher ins Auge, sieht es den anderen schönen Fräulein dennoch so ähnlich wie ein Ei dem andern. Mit gutem Recht und aus weislicher Vorsicht verbittet sie sich das Verweilen des sehn-

süchtigen Ritters unter ihrem Fenster; für ein artiges Stelldichein an einem sicheren Plätzchen ließe sich dagegen schon etwas wagen. Das ist weise für so junge Jahre und dazu menschlich und weiblich. Ich weiß nicht, warum Ihr deswegen die Stirn so gar kraus zieht. Seit die erste Eva aus einer krummen Rippe hervorging, ist all ihren Töchtern der krumme Weg der genehmste. Aber hört nur zuerst, was sie schreibt!"

Damit begann er, ohne des finsteren Ansehens seines Herrn zu achten, die Vorlesung des Schreibens.

Gespannten Ohres lauschte Heinz, und nachdem er vernommen, daß die Geliebte nicht allein, sondern nur unter dem Schutz einer Freundin und ihrer Heiligen mit ihm zusammen zu treffen begehre, als er sie zwar ihre Farbe nennen, sie aber dabei die Erwartung aussprechen hörte, er werde als frommer Ritter zur Ehre der gnadenreichen Jungfrau für sie streiten, heiterte sich sein Antlitz wieder auf.

Während Biberlis spöttischer Bemerkungen war es ihm gewesen, als hätte ein Sturmwind ihr reines Bild in den Staub geworfen. Nun er aber wußte, was sie von ihm verlangte, begab es sich wie von selbst auf den alten Platz zurück, und aufatmend fühlte er, daß er sich der Empfindungen nicht zu schämen brauche, die dies wunderbare junge Geschöpf in ihm erweckte. Wie eine vertraute Schwester dem älteren Bruder hatte sie ihm das fromme Herz geöffnet, und was er da zu sehen bekommen, war etwas ganz Besonderes, waren Dinge gewesen, die auch ihm von Kind an heilig erschienen. Da er im Tanzsaale Abschied von ihr genommen, war es ihm gewesen, als hätte der Himmel diesen seinen Liebling nur der Erde

geliehen, und als müßten sich unter ihrem Brokatgewande Engelsflügel verbergen. Durfte es ihn wundern, wenn sich die reine Frömmigkeit, die ihr ganzes Wesen erfüllte, auch in ihrem Schreiben aussprach, wenn sie ihn nicht zu eitlem Minnespiel, sondern zu einem Bündnis der Seelen, zu gemeinsamem Kampf für das Höchste und Heiligste einlud? Dergleichen war einem Biberli unverständlich; er aber durfte trotz ihres Briefes, ja mit um seinetwillen, immer noch sehnsüchtig wünschen, sie dem Mütterlein daheim zuzuführen und sie von der verehrten Frau segnen zu sehen.

Zum andern- und zum drittenmal ließ er sich ihren Brief vorlesen. Als Biberli aber schloß und der Schreiberin in kurz hingeworfenen Sätzen mit neuen Zweifeln gedachte, schnitt ihm Heinz unwillig das Wort ab: „Wonach das fromme Herz einer reinen Jungfrau sich sehnt, das hat — merk es Dir! — nichts mit der teuflischen Lust an heimlichem Minnespiel zu schaffen, wonach andere trachten. Sündlich war mein Verlangen, zu ihr zu dringen, und es wurde hart genug bestraft; denn bei Deinem rohen Spott war mir zu Mute, als hättest Du mir das Haus über dem Kopfe angezündet. Daraus aber erkenne ich gerade, an einer wie unantastbar heiligen Stätte ihr Bild hier drinnen Platz fand. Dir freilich ist es versagt, dem hohen, dem Himmel zugewandten Verlangen einer reinen Seele zu folgen ..."

„O Herr," unterbrach ihn hier der Diener mit abwehrend erhobenen Händen, „wer war es denn, der Euch anflehte, diese holdselige Tochter eines sittsamen Hauses, die die Kinderschuhe kaum auszog, nicht mit gleichem Maße wie die anderen zu messen? Wer beschwor Euch,

ihres guten Leumunds zu schonen? Und wenn Ihr denkt, der Stoff, aus dem der Herrenknecht gemacht ist, sei zu grob, um zu verstehen, was ein so feines Seelchen bewegt und sich wünscht, so thut ihr dem Biberli unrecht; denn bei meinem Heiligen, wenn es mir auch die Pflicht gebot, mich mit Zweifeln und Bedenken zwischen Euch und eine Leidenschaft zu drängen, aus der doch schwerlich etwas erwächst, was der Frau Mutter zur Freude gereicht, so warf sich doch auch mir die Frage auf, warum es in dieser Zeit eine fromme Jungfrau nicht reizen sollte, ihre Bekehrungskunst an einem ihr gewärtigen weidlichen Ritter zu versuchen? Strömen doch, seit der heilige Franz von Assisi in Welschland aufstand, barfüßige Mönche und graue Nonnen, die es jenen nachthun: Franziskaner und Klarissinnen, hier ein wie das Wasser in den Mühlgang, wenn die Schleuse sich aufthut. Wie auferbaut lauschten doch auch wir dem alten Minoritenbruder, den wir am Wege aufgelesen hatten, in der Herberge, wo wir sonst nur Lust hatten an Trunk, Spiel, Geschrei und Gesang. Von meinem Mädchen weiß ich ja ohnehin, mit wie ausbündiger Frömmigkeit die Jungfrau Eva der heiligen Klara ergeben."

„Die jetzt auch meine Patronin ist und bleiben wird, alter Biber," unterbrach ihn Heinz froh bewegt, legte dem Diener dankbar und beruhigt die Hand auf die Schulter und setzte, während er sich erhob und der Schenkin winkte, heiter hinzu: „Der Stoff, Alter, aus dem Du gemacht bist, steht hinter keinem andern zurück. Nur der Schulmeister in Dir spielt Dir dann und wann einen Streich. Wärst Du von vornherein mit der wahren Meinung hervorgetreten, der Wein hätte uns beiden besser gemundet.

Mag Eva doch das Bekehrungswerk an mir versuchen! Was steht mir, außer der Minne meiner Dame, denn jetzt schon höher als unser heiliger Glaube? Für ihn und gegen seine Feinde ins Feld zu reiten, das muß eine Lust sein!"

Damit zahlte er die Zeche und trat mit dem Diener ins Freie.

Der Mond ergoß jetzt sein silbernes Licht voll und hell über die stille Straße, die Linde vor dem Ortliebhofe und seinen hohen Giebel. Nur ein Gemach in dem großen, schlummernden Hause war noch beleuchtet; das der Schwestern mit seinem Erker.

Heinz schaute, ohne des neuen Einspruchs Biberlis zu achten, aufwärts und bat dabei Eva im stillen um Vergebung, sie auch nur einen Augenblick verkannt zu haben. Andächtig heftete er den Blick an das offene Fenster, hinter dem sich ein Vorhang bewegte. War es der Hauch der Nacht, der ihn kaum merklich hob und senkte, war ihr liebes Selbst hinter ihm verborgen?

Da fühlte er plötzlich die Hand des Dieners an seinem Arme, und als er seinem entsetzten Blicke folgte, schauderte ihm selbst ein kalter Frost durch die Adern; denn aus der halb geöffneten schweren Hausthür trat eine weiß gekleidete Gestalt mit geisterfahl feierlichem unhörbarem Schritt auf den Vorplatz und ihm entgegen.

War das ein ruheloser Geist, der zur mitternächtlichen Stunde, die nahe sein mußte, der Gruft entstiegen?

Blitzschnell flog ihm durch den Sinn, daß Eva ihm von der kranken Mutter geredet. War sie gestorben? Trat ihre wandelnde Seele ihm entgegen, um ihn von

der Schwelle des Hauses zu verscheuchen, das ihr gefährdetes Kind barg?

Aber nein!

Vor der Thür war die Gestalt stehen geblieben, und jetzt hob sie das Haupt und schaute mit weit geöffneten Augen zum Mond in die Höhe, und — er täuschte sich nicht — es war kein Nachtgespenst, es war die, der sein Herz entgegenschlug, es war Eva.

So himmlisch schön wie sie in dem weißen, langen Nachtgewand, über das sich die Wellen des vollen, langen, aschblonden Haares ergossen, war ihm noch kein menschliches Wesen erschienen. Das Entsetzen, das ihn erfaßt, wich dem heißesten Verlangen. Mit der Hand auf dem hoch schlagenden Herzen folgte er jeder ihrer Bewegungen. Wohl trieb und drängte es ihn, ihr entgegen zu treten, doch es war, als lähme ein übermächtiger Bann ihm die Thatkraft. Eher hätt' er gewagt, ein schönes Gnadenbild in die Arme zu schließen, als diese Verkörperung der reinen, hilflosen, holdseligen Unschuld.

Jetzt trat sie selber ihm näher; ihm aber war es, als sei sein Wille gebrochen, und in banger Scheu wich er einen Schritt und dann noch einen zurück, bis die Kette ihn aufhielt.

Da blieb sie stehen und streckte winkend den weißen Arm nach ihm aus.

Dann wandte sie sich wieder dem Hause zu, und er folgte ihr, weil er mußte, weil ihr Wink ihn wie mit magnetischer Kraft ihr nachzog.

Jetzt trat sie in den matt erleuchteten Soler, und dort war es ihm abermals, als fordere ihre erhobene Hand ihn auf, ihr zu folgen. Jetzt — der stürmische Schlag

des Herzens hemmte ihm dabei den Atem — setzte sie den kleinen weißen Fuß auf die erste Stufe der Treppe, jetzt stieg sie aufwärts ihm voran und immer voran bis zum ersten Absatz der Stiege. Hier blieb sie stehen und wandte das Antlitz dem offenen Fenster zu, durch das die Strahlen des Mondes in das Treppenhaus strömten und ihr Haupt, ihre Gestalt und alles ringsum mit sanftem Lichte umwoben.

Heinz folgte ihr von Stufe zu Stufe, und es war ihm, als tose ihm ein brausendes Meer vor dem Ohre, als tanzten ihm flimmernde Funken vor den sehnsüchtig spähenden Augen.

Wie er sie liebte! Wie gewaltig die Sehnsucht war, die ihn ihr nachzog! Und dennoch war eine andere Empfindung mit noch mächtigerer Kraft in ihm lebendig: Schmerz, redlicher, ihm tief in die Seele schneidender Schmerz, daß sie ihm hatte winken können, daß es ihm gestattet war, ihr zu folgen, daß sie ihm gewährte, was er nie gewagt hätte von ihr zu fordern. Ja, als auch er den Fuß auf die erste Stufe setzte, war es ihm, als stürzte der Tempel, der sein Heiligstes umschloß, dröhnend und krachend zusammen, und eine innere Stimme rief ihm ein lautes: „Fort, fort von hier!“ zu. „Für das Reinste und Höchste,“ fuhr sie fort ihn zu mahnen, „willst Du hier umtauschen, was Dich morgen schon mit Kummer und Abscheu erfüllt. Dein Bestes und Heiligstes gibst Du hin, um zu ernten, was sich Dir auf allen Wegen an die Brust wirft. Fort, fort Du armer Betrogener, bevor es zu spät ist.“

Aber wenn er auch gewußt hätte, daß es die Teufelin Venus selbst sei, die dort in Evas Gestalt vor ihm her-

zog, der Zauber ihrer unsagbaren Schönheit hätte ihn dennoch gezwungen, ihr zu folgen, und wenn auch der Hörselberg, der Tod, die Hölle das Ziel war.

Am zweiten Treppenabsatz blieb sie abermals stehen und lehnte sich dort an einen Pfeiler. Wiederum wandte sie sich dem offenen Fenster entgegen, und als sie die Arme hochhob und sie dem Monde entgegenstreckte, in dessen silbernem Glanz sie wie Marmor glänzten, als Heinz wahrnahm, wie ihre Lippen sich regten, und als der eigene Name ihm von ihnen entgegenklang, da war es um seine Fassung geschehen.

„Eva!" rief er ihr mit leidenschaftlicher Inbrunst entgegen und streckte den Arm aus, um sie zu umfangen; doch bevor er sie noch berührte, entrang sich ihrer Brust ein verzweiflungsvoll weher, von den Wänden des Treppenhauses laut widerhallender Schrei.

Der Klang ihres eigenen Namens hatte die Fäden zerrissen, mit denen sie von der geheimnisvollen Gewalt des Mondlichtes vom Lager, in das Haus, ins Freie und wieder auf die Treppe zurückgezogen worden war.

Der Schlaf samt dem Traume, der sie mit ihm umfangen, wichen von ihr, und schaudernd erkannte sie, wo sie war, sah sie den Ritter vor sich, ward ihr bewußt, daß sie im Nachtgewand, mit aufgelöstem Haar, in bloßen Füßen die Kammer verlassen, und außer sich vor Entsetzen über die unwiderstehliche Gewalt, mit der eine geheimnisvolle Macht sie zwang, gegen den eigenen Willen ihr zu folgen, tief verwundet von der schmerzlichen Empfindung, so weit über die Grenzen der jungfräulichen Züchtigkeit hinausgeführt worden zu sein, verletzt und empört von der Kühnheit des Mannes vor ihr, der es

gewagt hatte, ihr nach in das elterliche Haus zu dringen, erhob sie wiederum die Stimme, und diesmal geschah es, um diejenige herbei zu rufen, bei der sie in jeder Lage des Lebens Hilfe zu suchen und zu finden gewohnt war.

„Els, Els!" scholl es die Stiege hinauf, und schon im nächsten Augenblick kam die Gerufene, die bereits den ersten Aufschrei Evas vernommen, die wenigen Stufen, die sie von der Schwester trennten, heruntergeeilt, um ihr Beistand zu leisten.

Ein Blick auf das zitternde Mädchen im Nachtgewand und auf das Mondlicht, das es noch immer umglänzte, lehrte Els, was Eva auf die Treppe gezogen.

Der Ritter mußte sich in das Haus geschlichen und sie hier angetroffen haben. Sie wußte, wer er war, und bevor Heinz noch Zeit gefunden, sich zu sammeln, rief sie der Schwester, die sie, wie Schutz suchend, mit den Armen umschlang, beruhigend zu: „Hinauf, Kind, in die Kammer! Führe sie, Kätterle; ich komme sogleich."

Während Eva dann am Arme der Gürtelmagd mit zitternden Knieen die Treppe hinanstieg, wandte Els sich an den Schweizer und sagte ernst und entschieden: „Wenn Ihr wert seid Eures Wappens, Herr Ritter, so entrinnt Ihr jetzt nicht feig aus diesem Hause, über dessen Schwelle Ihr Euch mit unrühmlicher Kühnheit schlichet, sondern harret meiner, bis ich wieder zurück bin. Lange sollt Ihr nicht warten. Um Euch selbst und eine andere vor übler Mißdeutung zu bewahren, müßt Ihr mir drunten das Ohr leihen."

Da nickte ihr Heinz, als stehe er noch immer unter dem Banne des Erlebten, stumm, doch beistimmend zu. Bevor er aber den Gang in den Soler antrat, kam

Martsche, die alte Haushälterin, und Endres, der betagte oberste Aufläder, wie sie dem Lager entstiegen waren, jene mit einem Weiberrocke über den Schultern, dieser in eine Pferdedecke gehüllt, ihm entgegengeeilt.

Beide hatte der Aufschrei Evas geweckt; Els aber legte ihnen Stillschweigen gegen jedermann auf und berichtete kurz und schnell, nachdem sie ihnen geboten, sich wieder zur Ruhe zu begeben, daß Eva beim Nachtwandeln diesmal die Straße betreten habe und von dem Ritter dort zurückgeführt worden sei. Endlich rief sie Heinz noch ein kurzes: „Auf sogleich!“ zu und begab sich dann zu der Schwester.

Neuntes Kapitel.

Als Biberli der Herzliebsten, die ihm Evas Brieflein überbracht, vorhin Lebewohl gesagt hatte, war er mit ihr überein gekommen, sie noch einmal in einer, oder wenn der Dienst ihn länger aufhielt, in zwei Stunden an der Hausthür zu treffen; ihr aber hatte, nachdem der treue und standhafte Freund sie verlassen, das Herz immer banger geschlagen; denn das Unrecht, das sie begangen, indem sie die Vermittlerin zwischen der jungen Tochter, ihrer Dienstherrschaft und einem fremden Ritter gespielt hatte, war in der That schwer verzeihlich.

Statt, wie sie vorgehabt hatte, in der Küche oder im Soler auf die Rückkehr des Liebsten zu warten, war sie darum zu dem Gnadenbilde am Thore des St. Klaren-klosters gegangen, vor dem sie schon oft, besonders wenn das Heimweh nach den Schweizer Bergen ihr gar zu hart zugesetzt hatte, Beruhigung gefunden. Auch diesmal war es ihr gnädig gewesen; denn nachdem sie recht andächtig gebetet und der Mutter Gottes sowie der heiligen Klara je eine Kerze gelobt hatte, war es ihr gewesen, als lächle das Bild ihr zu und verheiße ihr damit, sie straflos zu lassen.

Bei ihrer Rückkehr war der Ritter eben dem nachtwandelnden Mädchen in das Haus nachgeschritten und Biberli dem Herrn bis an die Treppe gefolgt. Dort hatte Kätterle den Herzliebsten getroffen. Als sie aber erfuhr, was hier im Werke sei, war sie heftig aufgebraust und hatte, entrüstet über die schmähliche Deutung, die der Diener dem Hinaustreten Evas auf die Straße gab, und entsetzt über die Gefahr, in die der Ritter sie alle zu stürzen drohte, der Geduld und Unterwürfigkeit vergessen, mit denen sie dem treuen und standhaften Biberli zu begegnen gewohnt war. Kaum aber hatte sie, ernst gewillt, die junge Herrin vor der Verfolgung des allzu kühnen Ritters zu schützen, dem Diener rasch und unwillig geboten, sich seines schnöden Verdachtes zu schämen, weil Eva nie und nimmer um eines Ritters willen, sondern, wie schon oft in hellen Mondnächten, nachtwandelnd aus der Kammer auf die Treppe und ins Freie getreten sei, als sie von dem Angstschrei der jungen Herrin aufgerufen worden war, ihr Beistand zu leisten.

Verdrossen hatte Biberli ihr nachgeschaut und dabei die tolle Verliebtheit, die seinen Schutzbefohlenen um den Verstand brachte, und mit der er sich selbst, ihn und vielleicht auch das unschuldige Kätterle, dessen wackeres Eintreten für die Herrin ihm übrigens besonders wohlgefiel, in Schaden zu stürzen drohte, derb genug verwünscht . . .

Als der alte Endres erschienen war, hatte er sich hinter eine Schutzwand von über einander gehäuften Ballen verborgen und sich nicht geregt, bis es wieder still geworden war im Soler.

Zu seinem Erstaunen hatte er den Herrn sodann neben der Hausthür gefunden; doch wurde seine Frage,

die allerdings von leisem Spott nicht ganz frei war, ob der Ritter die Wiederkehr der mondsüchtigen Herzliebsten abwarte, so barsch zurückgewiesen, daß er es für gut fand, sich einstweilen still zu verhalten.

Hatte Heinz Schorlin auch schon erkannt, einer der Besinnung unmächtigen Nachtwandlerin gefolgt zu sein, so war er doch noch nicht fähig, ruhig auf das Geschehene zurück und besonnen in die Zukunft zu schauen.

Eins nur wußte er: die Furcht, das holdselige Geschöpf, dessen von Licht umflossenes Bild ihm immer noch wie eine Erscheinung aus einer höheren, schöneren Welt vor Augen stand, sei eine Unwürdige, die sich mit der Miene engelhafter Unschuld über Zucht und Sitte hinwegschwang, war vergebens gewesen. Ihr angsterfüllter Schrei, das Entsetzen ihn vor sich zu sehen, und der Hilferuf, der ja auch ihre Schwester herbeigeführt und die Dienstboten aus dem Schlafe geweckt hatte, gaben ihm das Recht, sie so hoch zu halten wie je, und diese Ueberzeugung fachte das Gefühl der Glückseligkeit, das die Minne in ihm erweckt und das sein thörichtes Mißtrauen schon zu ersticken begonnen, zu so hellem Aufflammen an, daß er sich fest entschlossen fühlte, Eva, koste es was es wolle, zu der Seinen zu machen.

Nachdem er zu diesem Vorsatze gelangt war, begann er ruhiger zu erwägen. Was fragte er nach der Freiheit und dem schnellen Aufsteigen auf der betretenen Bahn, wenn nur sein späteres Leben von ihrer Minne, von ihrem Besitze verschönt ward.

Wurde ihm auferlegt, in der üblichen Form um sie zu werben, so wollte er es thun ... Ein wie anmutiges und dazu willensstarkes Geschöpf war auch das andere E,

das ihm in der Sorge um die Schwester mit so ernster, entschiedener Würde den Weg gekreuzt hatte. Es war die Braut Wolff Eysvogels, und diesen jungen Mann, den er schnell schätzen gelernt hatte, seinen „Schwager" zu nennen, schien ihm erfreulich.

Wenn der Vater ihm die Tochter aber jetzt noch versagte, dann wollte er Nürnberg hinter sich lassen und an den Rhein reiten. Dort weilte Hartmann, der Sohn Kaiser Rudolfs, den er wie einen jüngeren Bruder liebte. Den Achtzehnjährigen hatte er, Heinz, im Lanzenstechen und im Schwertkampf unterrichtet, und Hartmann ihm gestern noch sagen lassen, es sei schön am Rhein, aber ohne ihn habe er nur die halbe Lust auch am Besten. Er sei ihm notwendig. Das Einreiten der neuen Rosse für den Kaiser und die junge böhmische Königstochter könnten hundert andere Ritter und Knappen besorgen, wenn auch ein wenig schlechter.

Hartmann würde ihn verstehen und den kaiserlichen Vater veranlassen, ihm bei seiner Werbung zu helfen. Der warmherzige Jüngling konnte ihn nicht traurig sehen, und ohne Eva gab es für ihn keine Freude, kein Glück mehr.

Der leise Ruf seines Namens erweckte ihn aus diesem Sinnen und Träumen.

Kätterle war mit Eva in das Schlafgemach gegangen, und die ältere Schwester ihnen dahin gefolgt. Zärtlich hatte sie die Weinende an sich gezogen, ihr die feuchten Augen geküßt und mit bewegter Stimme, in die sich doch ein gut Teil liebenswürdiger Schalkheit mischte, zugeraunt: „Der Wolf, der uns da ins Haus drang, scheint mir doch nicht ganz so harmlos wie der meine,

den es mir ja recht leidlich zu zähmen gelang. Geh jetzt zur Mutter, Liebling, ich komme gleich wieder."

„Was willst Du thun?" frug Eva ängstlich, im Bann des Unerhörten, das sie erlebt, immer noch ihrer selbst nicht mächtig.

„Mich im Hause umschauen," versetzte die Schwester und winkte Kätterle, mit ihr zu kommen.

Auf der Flur forschte sie die Magd mit strenger Entschiedenheit aus, und zitternd und unter Thränen bekannte das Mädchen, Eva habe die Bitte des Ritters Schorlin, ihm ihre Farbe zu nennen, mit einem Brieflein beantwortet und was die tief beunruhigte Herrin sonst noch schnell von ihr zu erfahren verlangte.

Nach einem bedrohlichen: „Ueber Dein unerhörtes Betragen reden wir später," eilte Els sodann die Treppe hinunter und fand im Soler denjenigen, dem sie die Lust zu verderben gedachte, dem unschuldigen Kinde weiter nachzustellen, als dessen Beschützerin sie sich fühlte. Aber obgleich sie dem Ritter ihren Unwillen mit aller Strenge zu erkennen gab, bat er sie mit so großer Ehrerbietung und in so ziemlicher Weise um Gehör, daß sie ihn in freundlicherem Tone sich auszusprechen ersuchte. Kaum aber hatte er zu berichten begonnen, wie Eva ihm auf dem Tanz das Herz mit der reinsten Minne gesättigt, als das Pferdegetrappel, das sich dem Hause mehr und mehr genähert hatte, plötzlich zum Stillstand gelangte, und Biberli, der auf den Vorplatz getreten war, herbeigeeilt kam und warnend ausrief: „Die Montforts!"

Im nämlichen Augenblick rissen zwei Knechte die Flügel des Thores aus einander, Fackelschein vermischte sich auf dem Vorhofe mit dem Lichte des Mondes, und

schon im nächsten Augenblicke drang eine stattliche Anzahl von Rittern und Herren in den Soler.

Biberli hatte recht gesehen. Die Montforts waren heimgekehrt, statt auf der Kadolzburg zu übernachten und Els wie der Schweizer fanden weder Zeit, noch fühlten sie sich gewillt, sich zu verbergen.

Den Eindringlingen schritten Knechte voran, deren Fackeln den langen und hohen Lagerraum hell beleuchteten. Els war es, als stehe das Herz ihr still, und sie fühlte, wie sich ihr die Wangen entfärbten.

Hier blickte ihr das gebräunte Weidmanns- und Trinkergesicht des Grafen von Montfort, dort das wohlgebildete, offene Antlitz des jungen Burggrafen Eitelfritz von Zollern, das die bei dem nächtlichen Ritt aufgezogene Kapuze des Johannitermantels umrahmte, da das blasse und edle des stillen, als Lanzenbrecher und Schwertkämpfer weit berühmten Ritters Boemund Altrosen, dort drüben das narbige, von einem Wald wirren, braunen Haares umstarrte Kriegergesicht des Grafen Kaspar Schlick, und hier das wasserblaue Augenpaar des Ritters Seitz Siebenburg, des Gatten ihrer künftigen Schwägerin Isabella entgegen.

In lebhaftem Gespräch, lachend und zufrieden, den tollen nächtlichen Ritt, den Cordula von Montfort vorgeschlagen, und der sie auf dunklen Waldwegen, die das Mondlicht nur flüchtig streifte, oft aber auch querfeldein, über Gräben und durch Bäche geführt hatte, ohne Unfall an Mensch und Tier zurückgelegt zu haben, waren sie eingetreten.

Jetzt drängte sich alles um die Gräfin; Seitz Siebenburg aber trat ihr mit so beflissenem Eifer näher, daß die

Enden seines ungeheuren Schnurrbartes die Federn auf ihrem Baret streiften, und Boemund Altrosen, der dem kühnen Mädchen eben noch mit dem warmen Entzücken echter Minne in das gerötete Antlitz geschaut hatte, ihm einen drohenden Blick zuwarf.

Auch Els war „der Schnurrbart", wie man ihren künftigen Schwager nannte, weil er durch den mächtigen Schmuck der Oberlippe unter den anderen bartlosen Rittern auffiel, in der Seele zuwider. Sie wußte, daß er ihr dies Gefühl zurückgab und nichts unterlassen hatte, um die Eltern Eysvogel gegen Wolffs Verlöbnis mit ihr aufzubringen. Jetzt war er einer der ersten, der sie bemerkte, und nachdem er der Gräfin und dann auch denen, die ihm am nächsten standen, sie wußte nicht was, mit einem häßlichen Lächeln zugeflüstert hatte, blickte er so schadenfroh auf sie hin, daß sie leicht erraten konnte, zu welcher Deutung ihres nächtlichen Beisammenseins mit dem Schweizer er seine Begleiter zu bestimmen versuchte.

Da flammten die Wangen ihr unwillig auf, und blitzschnell vergegenwärtigte sie sich auch, welch ein Gefallen dieser leichtfertigen Schar, zu deren bestem Zeitvertreib es gehörte, sich an den Fehltritten des Nächsten zu ergötzen, geschehen würde, wenn der Ritter, der sie in diese mißliche Lage geführt oder sie selbst bekannte, daß nicht sie, sondern die fromme Eva Heinz hierher geführt habe. Welch eine Genugthuung für diese leichtlebige Schar, wenn sie einer Jungfrau, von der die Frau Burggräfin von Zollern gestern dem Schultheißen Pfinzing, ihrem Oheim und seiner Hausfrau gesagt hatte, die Reinheit und Frömmigkeit selbst hätten sich Evas wunderholdes Antlitz zum Spiegel erwählt, dergleichen nachreden durfte!

Und wenn Heinz Schorlin nun, um sie, Els, vor üblem Leumund zu schützen, bekannte, daß sie nur hier stehe, um ihr seinen kecken Einbruch in ein ehrbares Haus zu verweisen?

Das mußte verhütet werden, und Heinz schien sie zu verstehen; denn nachdem ihr Auge dem seinen begegnet war, hatte sein ratloser Frageblick ihr gesagt, daß er es ihr überlasse, einen Ausweg aus dieser Fährnis zu finden.

Auch die fröhliche Gesellschaft, die jetzt erkannte, daß sie die nächtliche Zusammenkunft eines Liebespaares störte, war nicht sogleich mit sich einig, wie sie sich hier zu verhalten habe, und unversehens machte, während eines das andere fragend anschaute, peinliches Schweigen ihrer lauten Fröhlichkeit ein Ende.

Doch die verlegene Stille sollte nicht lange dauern, und was sie unterbrach, schien Els das Schlimmste in Aussicht zu stellen; war es doch ein helles, übermütiges Auflachen, das aus dem Munde derselben Cordula Montfort kam, der Els eben als der einzigen ihres Geschlechtes, die hier war, ratlos und mit einem um Hilfe flehenden Blick in die Augen geschaut hatte.

War Evas Abneigung gegen die Gräfin berechtigt, und stand sie im Begriff, ihre mißliche Lage schadenfroh zu benutzen, um sie zu verhöhnen?

Waren die beiden gestern auf dem Tanze an einander geraten, und nahm Cordula jetzt die Gelegenheit wahr, durch die Demütigung der älteren die jüngere Schwester zu strafen?

Uebrigens klang ihr Lachen nichts weniger als hämisch, sondern vielmehr recht frisch und natürlich. Die reinste Heiterkeit schaute ihr aus den guten, grauen Augen,

während sie so derb und fröhlich in die Hände klatschte, daß die Falkenkettlein an den Stulpen ihrer Reithandschuhe zusammenrasselten.

Und was war das?

So aufmunternd heiter und vertraulich blickte keiner einen andern an, dem er weh zu thun wünschte, wie Cordula jetzt Els und Heinz Schorlin, der neben ihr stand. Höchst befremdlich erschien anfangs den beiden Ueberraschten freilich, was sie den Anwesenden mit so lautem Frohlocken zurief, als gelte es sich eines Sieges zu rühmen; doch daß es nicht böse gemeint war, fühlten sie von Anfang an. Bald erkannten sie aber auch die wahre Meinung des Berichtes der Gräfin, und Els schämte sich, von ihr, deren Verteidigerin sie doch immer gewesen war, etwas Böses befürchtet zu haben.

„Gelungen, Herr Ritter, köstlich gelungen!" lautete der erste Satz, den sie Heinz zurief.

Dann wandte sie sich an Els und und frug sie nicht weniger lebhaft: „Und Ihr, meine schöne Jungfrau und vielgestrenge Hausgenossin, wer gewann nun die Wette? Bleibt Ihr immer noch der Meinung, es sei ein nicht auszudenkender Gedanke, daß die sittige Tochter eines turnier- und wappenfähigen ehrbaren Geschlechterhauses von Nürnberg sich um Mitternacht mit einem jungen Ritter ein Stelldichein gebe?" Dann wandte sie sich an ihre Begleiter und fuhr in erklärendem, doch immer gleich übermütigem Tone fort: „Das köstliche Braunhaar, das sie jetzt so bescheiden mit dem Kopftüchlein bedeckt, und gar den Ring des Herrn Bräutigam wollte sie verwetten. Mein eigen sollte es sein, wenn es mir glückte, ihr solche schmähliche Unthat vor Augen zu führen. Ich aber war,

als die Wette zu stande kam, mit einer geringeren Buße zufrieden; doch nun ich gewann, Jungfrau Ortliebin, müßt Ihr sie zahlen!“

Erstaunt folgten die Anwesenden der niemand verständlichen Rede; die Gräfin aber nickte denen, die ihr am nächsten standen, schalkhaft zu und fuhr fort:

„Wie befremdet ihr dreinschaut! Es könnte mich reizen, eure Neugier, ihr edlen Herren, weniger schnell zu befriedigen, doch nach einem so schönen Vergnügen wie Ihr uns botet, Herr Burggraf, ist man barmherzig. So sollt ihr denn hören, wie ich, klug wie die Schlangen, diesen hochgemuten Ritter“ — und dabei streichelte sie Heinz Schorlin den Arm mit der Reitpeitsche — „und auch Euch, Jungfrau Ortliebin, die ich deswegen um Vergebung bitte, arglistig zwang, mir die Wette gewinnen zu helfen. Nichts für ungut, meine edlen Herren! Diese Wette eben war es, die mich nötigte, euch alle so früh von der Kadolzburg und ihren Reizen fortzuziehen, und euch zu bewegen, mir auf dem wilden Ritt durch die Mondnacht zu folgen. Nehmt jetzt den Dank einer Dame mit erkenntlichem Herzen; denn euer Gehorsam half mir die Wette gewinnen. Seht dort meinen schönen, an allen Tugenden reichen, gehorsamen Ritter Heinz Schorlin. Ihm gebot ich bei meinem Zorne, mich um Mitternacht beim Eingang in unser Quartier, das heißt im Soler des Ortliebhofes zu erwarten, und dieser sittsamen Jungfrau und glückseligen Verlobten — möge sie es mir Tollkopf verzeihen! — spiegelte ich vor, es ängstige mich und sei meinem schüchternen Zartsinn peinlich, mich bei der Heimkehr in später Nacht so ganz allein unter lauter Herren in das Haus, das uns gastlich aufnimmt und das

Schlafgemach zu begeben, während ich doch den Sultan und seine Mamluken nicht fürchte, wenn ich mit dieser hier in der Hand" — und dabei wies sie auf die Reitpeitsche — „und mit meinem lieben Herrn Vater mir zur Seite, auf den eigenen Füßen stehe, die nicht so gar klein sind, aber wohl beschuht und standfest. Und weil man ja andere gern nach dem eigenen Maße mißt, glaubte mir die sittig schüchterne Jungfrau, und die arme Cordula, die allerdings nur ihre Zofen und keine rechte weibliche Beschützerin mit hieher nahm, und die darum auch in der That darauf verzichten mußte, bei der Heimkehr von einer Achtung gebietenden Frau empfangen zu werden, wandte sich nicht vergeblich an das barmherzige Gemüt ihrer schönen Hausgenossin. Fürsorglich versprach sie mir, beim Nahen der Rosse in den Soler zu steigen, um das heimkehrende, von lauter Luchsen, Wildkatzen, Füchsen und Wölfen umlauerte Lamm zu empfangen und es in die sicheren Hürden — wenn man dies stattliche Haus so nennen darf — zu ziehen. — Beide aber, der Ritter Heinz Schorlin wie die Jungfrau Elisabeth Ortliebin hielten Wort und trafen hier — höchlich überrascht sollt' ich meinen, da sie meines Wissens einander noch nie vorher begegneten — zu meinem Empfang und damit auch zu einer Begegnung zusammen, die ich, — wie laut sie dem auch widersprechen mögen — ein nächtliches Stelldichein nenne. Meine Wette aber, schönes Kind, ist gewonnen, und Ihr werdet mir morgen das köstlich geschnitzte Elfenbeinkästlein ausliefern, wonach mir der Sinn stand, während ich mein Armband behalte."

Hier schwieg sie, ohne der heiteren Drohungen, der Rufe des Erstaunens und des Gelächters ihres Gefolges zu achten.

Während aber ihr Vater sich auf den starken Leib schlug und in hellem Entzücken einmal über das andere ausrief: „Ein Ausbund von einem Weibsbild!" und Seitz Siebenburg ihr in bitterer Enttäuschung zuraunte: „Die vierzehn heiligen Nothelfer können von Euch lernen, was der Rettung unwert und wohl auch schon an ihr verzagte, aus der Klemme zu ziehen," bemühte sie sich, der jungen Hausgenossin, die sie lieb gewonnen hatte und von der sie sicher zu wissen meinte, daß sie nur ein grausames Ungefähr mit Heinz Schorlin, der doch vielleicht um ihretwillen gekommen war, hier zusammengeführt haben könnte, Zeit zu größerer Sammlung zu verschaffen, und fuhr darum ruhiger fort: „Jetzt aber, Jungfrau Ortliebin, will ich mich ernstlich Eures Schutzes und Geleites durch das finstere Haus bedienen, und dabei sollt Ihr mir berichten, wie Euch Ritter Schorlin empfing, und was während des Wartens in Gutem und Bösem zwischen euch vorging."

Da faßte sich Els und sagte laut genug, um von den Anwesenden verstanden zu werden: „Auf Euch, Gräfin Cordula, führte uns die Rede, und der Ritter meinte . . ."

„Ich nahm mir heraus," fiel Heinz der neuen Verbündeten ins Wort, „Euch, Gräfin, nachzusagen, daß Ihr es zwar wohl verstündet, einem armen Ritter ein Licht über die eigene Einfalt aufzustecken, daß aber unter keinem Mieder in der Schweiz, in Schwaben und Franken ein freundlicheres Herz als das Eure pocht."

Da schlug ihm Cordula mit der Peitsche leicht über die Schulter und lachte: „Wer erlaubt Euch, auf einem so weiten Landstriche den Weibsbildern unter die Mieder

zu schauen, Ihr Taugenichts, Ihr! Wäre ich an Stelle der Jungfrau dort gewesen, ich hätte Euch wegen des nächtlichen Einfalls in ein ehrbares Haus ...“

„O teure Gräfin,“ unterbrach sie hier Heinz, und was er sagte, trug so deutlich den Stempel der Wahrhaftigkeit und des wirklich Erlebten, daß auch der Ritter Siebenburg stutzig wurde, „wenn ich auch stets geneigt bin, Euch dankbar zu sein, — für den Empfang, der mir allhier von dieser Jungfrau zu teil ward, kann ich mich selbst gegen die huldreichste Wohlthäterin nicht zur Erkenntlichkeit bequemen. Denn, bei meinem Heiligen, wie ein schlimmer Dieb und Einbrecher ward ich von ihr des Hauses verwiesen.“

„Recht so,“ rief die Gräfin. „Ich hätt' es Euch noch schärfer gegeben! Nur wär' Euch manches scharfe Wort erspart geblieben, wenn Ihr gleich bekannt hättet, daß ich es bin, die Euch hieher rief. Morgen hab' ich mit Euch zu reden, und — nicht wahr, Jungfrau Els — Ihr laßt ihn den Verlust der Wette nicht büßen und übt das Hausrecht in milderer Weise?“

Dabei schaute sie der andern mit einem so vielsagenden Blick ins Auge, daß Els fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg, und der Drang, diesem trügerischen Spiel ein Ende zu machen, sich mit schwer zu bewältigender Macht in ihr regte. Nur der Gedanke an Eva schloß ihr die Lippen.

Zehntes Kapitel.

Außer Siebenburg hatte sich nur noch einer nicht täuschen lassen: der Ritter Altrosen, der Cordula mit treuer Minne ergeben war und mit dem Instinkt der Liebe fühlte, daß sie ihre Erzählung ersonnen, und zwar zu einem freundlichen Zwecke, der ihrem guten Herzen zur Ehre gereichte. Mit stolzer Freude ruhte sein stilles schwarzes Auge darum auf der Geliebten, während Seitz Siebenburg ingrimmig die Schnurrbartenden drehte. — Ihm war kein Blick und keine Bewegung der beiden Mädchen entgangen, und das keck Eintreten Cordulas für den leichtfertigen Schweizer, der ja nun auch seine künftige Schwägerin umgarnt zu haben schien, steigerte den Neid und die Eifersucht die ihn quälten, zu solcher Höhe, daß er sich Zwang anthun mußte, um der Gräfin nicht ins Gesicht zu rufen, er wenigstens sei weit entfernt, sich durch eine Fabel täuschen zu lassen. Doch es gelang ihm, sich zu beherrschen. Indem er sich Schweigen auferlegte, schaute er sich nur mit deutlich zur Schau getragener Verachtung unter den hier aufgehäuften Waren um. Er wollte den anderen vor Augen führen, daß er auch als Gemahl einer Kauf-

mannstochter die Vorurteile des ritterlichen Standes bewahre.

Indes achtete niemand des unangenehmen, keinem der Anwesenden näher vertrauten Gesellen. Die meisten bedrängten Heinz Schorlin mit Neckereien und Fragen; der derbe Graf Montfort aber hielt Els fest an der Hand, während er sie wegen des verwegenen Scherzes seines Töchterleins, das es bei aller Tollheit doch immer gut meine, um Entschuldigung bat.

Nichts hätte indes dem in eine so peinliche Lage geratenen Mädchen unwillkommener sein können als dieser Aufenthalt. Fort von hier zog es sie mit aller Gewalt; doch war es ihr noch nicht gelungen, sich von dem alten, wohlgesinnten Weidmanne loszuringen, als sie zwei Herren den hell erleuchteten Soler eilig betreten sah, bei deren Anblick es ihr war, als stockte ihr der Herzschlag.

Der alte Graf, der ihr Erbleichen bemerkte, ließ sie los und frug teilnehmend, was über sie gekommen; Els aber hörte ihn nicht.

Als sie die Hand wieder frei fühlte, wäre sie am liebsten die Treppe hinauf zu der Mutter und Schwester geflohen, um sich den Erörterungen, die nun folgen mußten, zu entziehen. Aber sie wußte, zu wie unerhörten Ausschreitungen der Jähzorn den sonst so verständigen Vater fortreißen konnte, wenn niemand zur Hand war, um ihn zu warnen.

Da stand er in der Thür und stach in seiner finsteren Strenge sonderbar von der fröhlichen Gesellschaft ab, die in übermütiger Laune hier eingefallen war.

Sein Begleiter, Herr Kaspar Eysvogel, hatte die künftige Schwiegertochter schon bemerkt, ihr dies durch

ein erstauntes Achselzucken, das alles eher als ein freundlicher Gruß war, zu erkennen gegeben und schaute jetzt nicht minder ernst und abweisend auf die erregten Nachtschwärmer als der Besitzer des Hauses.

Die ungewöhnlich hohe Gestalt Herrn Kaspars gestattete ihm, über die Anwesenden, die außer dem Grafen Montfort sämtlich zu den großen, ja größten Männern gehörten, hinweg zu schauen, und die Feinheit seines scharf geschnittenen, bartlosen, bleichen Gesichtes war Els noch nie so bewunderungswürdig, aber zugleich auch so unheimlich erschienen. Er war ja der Vater ihres Wolff; doch der Sohn glich diesem Manne mit dem abweisend kalten Wesen in nichts als an Größe der Gestalt, und es fröstelte sie, als sie die immer noch scharfen und glänzenden blauen Augen des schönen alten Herrn auf sich ruhen fühlte.

Am Verlobungstage war sie ihm warmen und dankbaren Herzens in die Arme geeilt, und er hatte sie auch geküßt, wie es die Sitte vorschrieb. Doch es war in sonderbarer Weise geschehen; denn seine dünnen, fein geschnittenen Lippen hatten ihr die Stirn nur leicht gestreift. Dann war er von ihr zurückgetreten und hatte sich mit dem leisen Gebote: „Jetzt, Rosalinde, wird es an Dir sein," an seine Gemahlin gewandt. Da war die künftige Schwiegermutter schnell aufgestanden und hatte wohl auch im Sinne gehabt, sie zärtlich zu umfangen, doch ein lautes Räuspern ihrer Mutter schien sie aufgehalten zu haben; denn bevor sie Els die Arme geöffnet, hatte sie sich nach jener umgeschaut und ihr Thun mit der Bemerkung: „Er wünscht es," begründet. Endlich war Els von Frau Rosalinde dennoch ans Herz gezogen

und mit größerer Wärme geküßt worden, als sie nach dem Vorhergegangenen erwartet.

Wolffs Großmutter, die Mutter Frau Eysvogels, die alte Gräfin Rotterbach, die den großen vergoldeten Sorgenstuhl im Wohnzimmer ihrer Tochter selten verließ, war dem allen mit einem höhnischen Lächeln gefolgt. Dabei hatte sie das vorstehende Kinn noch weiter als sonst nach vorn geschnellt und laut genug, um von Els verstanden zu werden, die Tochter gefragt: „Also dennoch?“

Das alles trat Els in den Sinn, als sie dem Vater des Verlobten in das kühle Bildsäulenantlitz schaute. Es kam ihr vor, als halte er die hohe, edle Gestalt noch vornehmer aufrecht, und als wären seine schlichten, dunklen Gewänder von noch kostbarerem Stoffe und tadelloserem Schnitte als sonst; ja, es war ihr, als nähme er, wie der Löwe, der sich niederkauert und die Kraft der Muskeln anspannt, bevor er auf sein Opfer losspringt, alles, was in ihm war an Stolz und Härte, zusammen, um sie damit zu zermalmen.

Sie war unschuldig, ja, was sie zu Gunsten der Schwester hiehergeführt hatte, mußte jedem Wohlgesinnten und gewiß nicht am letzten dem Vater gefallen. Es wäre auch ihrer wahrhaftigen Natur angemessen gewesen, der freundlichen Lüge Gräfin Cordulas laut zu widersprechen, hätte ihr nicht die Furcht, Eva in verhängnisvoller Weise bloßzustellen, Schweigen auferlegt.

Wie dem Vater die Wangen schon glühten! Mit wachsender Angst schrieb sie es dem Unmute zu, der sich seiner bemächtigt, und doch hatte er sich nur erhitzt, als er, vom Frauenthore aus, so schnell die Füße ihn hatten

tragen wollen, mit dem künftigen Gegenschwieger hierher geeilt war.

Auch Kaspar Eysvogel hatte an dem Vorchtelschen Herrentrunke teilgenommen und, um Geschäftliches mit ihm zu besprechen, den künftigen Schwiegervater seines Sohnes auf die Straße begleitet.

Er war willens gewesen, Ernst Ortlieb zu bestimmen, ihm das Kapital vorzustrecken, um das er den Gevatter Vorchtel vorhin vergebens angesprochen hatte. Aufs dringendste bedurfte er dieser großen Summe, von deren Verwendung auch sein Sohn und Geschäftsteilhaber nichts wissen sollte, für die nächsten Tage, und der künftige Schwiegervater Wolff Eysvogels sah anfänglich keinen Grund, sie ihm zu verweigern. Aber Herr Ernst war ein vorsichtiger Mann, und als der andere die Bedingung stellte, sein Sohn dürfte nichts von diesem Vorschuß erfahren, wurde er stutzig. Er wünschte zu hören, warum dem Geschäftsteilhaber vorenthalten werden sollte, was doch in die Bücher des Hauses verzeichnet werden mußte; Kaspar Eysvogel aber bedurfte dieses Kapitals, um den Juden Pfefferkorn zum Schweigen zu bringen, von dem er hinter dem Rücken des Sohnes große Summen entliehen, mit denen er den Verlust gedeckt, den er im vorigen Jahre zu Venedig beim Spiele erfahren.

Erst höflich ablehnend, dann aufbegehrend wies er die Fragen des Geschäftsmannes zurück, und die Art und Weise, mit der er es that, und die kleinen Widersprüche, in die der hoffärtige, des Lügens ungewohnte stolze Mann sich verwickelte, zeigten Herrn Ernst, daß hier nicht alles stand, wie es sollte.

Als sie zum Frauenthor gelangten, hatte er Kaspar

Eysvogel mit aller Entschiedenheit erklärt, seine Forderung sei so lange für ihn unerfüllbar, bis Wolff mit ins Vertrauen gezogen würde.

Da hatte der bedrängte Mann sich gesagt, daß nur ein offenes Eingeständnis ihn zum Ziele führen könnte. Doch welches Uebergewicht gab er mit ihm dem andern in die Hand, welche Demütigung legte es ihm selbst auf! Er brachte es nicht über die Lippen; wohl aber wagte er einen letzten Versuch, indem er sich nicht an den Geschäftsmann, sondern an den Vater Ortlieb wandte und Herrn Ernst in der vornehm herablassenden Weise, zu der sein ganzes Wesen ihn befähigte und drängte, als spreche er damit das letzte Wort, die Frage vorlegte, ob er auch bedacht habe, daß seine Verweigerung eines Verlangens, dessen Erfüllung zwanzig andere sich zur Ehre rechnen würden, ihren Beziehungen zu einander eine ihm wie seiner Tochter gewiß recht unerwünschte Gestalt geben würde.

„Nein, das glaubte ich nicht nötig zu haben," entgegnete der andere entschieden, und fügte gereizt hinzu: „Habt Ihr aber das Darlehen so nötig, daß Ihr für den Sohn eines Schwiegervaters bedürft, der es Euch williger vorstreckt, dann, mein Herr Kaspar . . ."

Hier aber war er plötzlich verstummt; denn aus dem Hausthore des Ortliebhofes ergoß ein heller Lichtschein sich auf die Straße. Das mußte eine Feuersbrunst sein! Und mit dem besorgten Rufe: „Heiliger Florian, stehe uns bei! Es brennt in meinem Soler," eilte er mit dem Begleiter so schnell, daß die Fackelträger, die auch in dieser hellen Nacht in engen Gassen, deren hohe Häuser dem Mondscheine den Zugang verwehrten, gute Dienste

leisteten, ihnen kaum folgen konnten, dem gefährdeten Hause entgegen.

So hatte Herr Ernst bald, weit tiefer um die kranke, hilflose Gattin besorgt, als um seine gefährdeten Waren, die Hausthür erreicht. Dicht hinter ihm her überschritt sein Begleiter die Schwelle des Solers, finster blickend, aufgebracht bis ins tiefste und gewillt, dem Sohne anheimzugeben, zwischen seiner Gunst und Liebe und der Tochter dieses ihm übel gesinnten Mannes zu wählen, den nur ein unerwarteter Zwischenfall an der Lösung seines Verlöbnisses gehindert.

Was Ernst Ortlieb anging, der mit peinlicher Vorsicht und Ordnungsliebe darauf hielt, daß in den Räumen seines Hauses, die leicht entzündliche Waren von hohem Werte bargen, nur Laternen zur Beleuchtung verwendet wurden, so war es ihm schon ein empörender Anblick, viele Fackeln hier brennen zu sehen; anderes aber störte ihm die ohnehin verlorene Ruhe in noch weit höherem Grade.

Was wollte seine Els hier und zu dieser Stunde mit ihm fremden oder fernstehenden Herren?

Ohne ihrer und der Gräfin zu achten, wollte er sogleich auf sie zueilen, um sich die Lösung dieses Rätsels zu verschaffen, doch der junge Burggraf Eitelfritz, Ritter von Altrosen, Cordula von Montfort und andere verlegten ihm den Weg, indem sie ihn begrüßten und ihn lebhaft ersuchten, ihnen das späte Eindringen in sein Haus freundlich zu gute zu halten.

Weil ihm nichts anderes übrig blieb, bewilligte er kurz, was sie begehrten, und es gereichte ihm zu einiger Beruhigung, den alten Grafen Montfort, der immer noch

neben Els stand, lebhaft mit ihr reden zu sehen. Die Anwesenheit des Mädchens war doch wohl durch seine Quartiergäste und besonders durch Cordula veranlaßt worden, in der er, seitdem sie den Frieden seines stillen Hauses Nacht für Nacht störte, die Verkörperung der Unruhe und eines rücksichtslosen Sichgehenlassens erblickte. Am liebsten hätte er sie unbeachtet gelassen; sie aber hatte sich ihm an den Arm gehängt und suchte ihn mit einschmeichelnder Liebenswürdigkeit milde zu stimmen, indem sie munter erzählte, wie sie hierher gekommen und was sie und ihre Begleiter hier zurückhielt. Doch Ernst Ortlieb, der sonst für solche anmutige Annäherung einer jungen, vornehmen Dame recht wohl empfänglich gewesen wäre, konnte es jetzt nicht einmal über sich gewinnen, die Stirn zu glätten. Erregt wie er war, gelang es ihm auch nicht, dem Inhalt ihres heiteren, mit gut gespielter Zerknirschung vermischten Berichts zu folgen. Während er mit dem einen Ohre auf sie hörte, lauschte er mit dem andern auf das Gespräch, das Ritter Seitz Siebenburg mit Kaspar Eysvogel, seinem Schwiegervater, begonnen.

Daß der Gräfin Cordula ein gewagter Scherz mit Els und dem Schweizer Heinz Schorlin gelungen, hatte er ihrer Erzählung entnommen, und was der „Schnurrbart“ dort seinem Schwiegervater mit gedämpfter Stimme erzählte, mußte sich gleichfalls — die Richtung seiner Blicke verriet es — auf Els und den Schweizer beziehen. Je weniger Herr Ernst aber von diesem Geflüster verstand, um so peinlicher erregte es ihm die ohnehin beunruhigte Seele.

Plötzlich gewannen indes seine angenehmen Züge, die

er bis dahin, der Dame zu Gefallen, ein freundliches Ansehen zu bewahren gezwungen, einen Ausdruck, der die übermütige Gräfin mit ernster Besorgnis erfüllte und die tief geängstigte Els, die ihn nicht aus den Augen verlor, zu einem raschen Entschlusse antrieb.

So sah der Vater aus, bevor der Jähzorn ihn übermannte, und zu dieser Stunde, in dieser Umgebung, durfte er sich nicht von ihm fortreißen lassen, mußte er die ziemliche Ruhe bewahren.

Ohne des jungen Burggrafen Eitelfritz und des Ritters Altrosen zu achten, die sich ihr eben näherten, drängte sie sich dem Vater näher. Noch hielt er an sich; doch schon war ihm die Ader auf der Stirn geschwollen, und seine kleine Gestalt hatte sich straff in die Höhe gerichtet. Was ihn aber so tief erregte — sie hatte es gesehen — war ein Wort Seitz Siebenburgs gewesen. Ihr Vater allein hatte es verstanden, doch ihre Vermutung ging nicht fehl, wenn sie es auf sich selbst und den Schweizer bezog und es für nichtswürdig hielt und gehässig.

In der That hatte der „Schnurrbart“, nachdem sein Schwiegervater ihm mitgeteilt, Ernst Ortlieb habe gemeint, sein Haus stehe in Flammen, auf Herrn Kaspars Frage, wie die Braut seines Sohnes hierher komme, die höhnische Antwort erteilt: „Die Els? Zum Löschen ist sie nicht hergeeilt wie der Alte, sondern weil es ihr an einem Brand nicht genug war. Wolff soll es morgen erfahren. Bei Tage flackert für ihn das magere Flämmchen der ehrbaren bräutlichen Minne, bei Nacht loht es heller auf für den Schweizer Taugenichts da drüben. Und zu diesem Spiel mit dem Feuer wählt das Jungfräulein den leicht entzündlichen Warenraum des eigenen Vaters!“

„Den meinen werde ich vor dergleichen sicher stellen," hatte Kaspar Eysvogel erwidert; dann aber, indem er einen verächtlichen Blick auf Els und einen zornigen auf den Schweizer warf, mit unwilliger Entschiedenheit hinzugefügt: „Noch ist es indes nicht zu spät. So lange ich bin, der ich bin, soll mir niemand Fährnis und Schande bringen über Haus und Sohn."

Da war Herrn Ernst plötzlich bewußt geworden, in welchen Verdacht sein schönes, braves, aufopfernd treues Kind hier gekommen. Totenbleich rang er nach Fassung, und als sein Auge dem flehenden Blicke des so schnöde verunglimpften Mädchens begegnete, sagte er sich, daß er an sich halten müsse, um nicht den leichtfertigen Nachtschwärmern, die ihn umgaben, ein ergötzliches Schauspiel zu bieten.

Wolff war ihm lieb; bevor er aber seine Els in das Haus geführt hätte, das der elende „Schnurrbart" dort mitbewohnte, und dessen Haupt der kaltherzige, dünkelhafte Mann war, dessen Rede ihn eben wie ein Giftpfeil getroffen, wäre er, dem der Herr den lieben, wackern Sohn genommen, bereit gewesen, sich auch der Töchter zu berauben und beide ins Kloster zu führen. Eva sehnte sich dahin, und Els konnte dort ein neues, schönes Glück finden, wie seine Schwester, die Aebtissin Kunigunde; — im Eysvogelschen Hause niemals.

Während dieser raschen Erwägungen streckte Els die Hand nach ihm aus, und das blanke Gold des Reifens, den der Verlobte ihr an das Ringfingerlein gesteckt, gleißte ihm im Lichte der Fackeln entgegen. Da kreuzte ihm ein heller Gedanke blitzschnell das Gehirn, und er hielt an ihm fest, und ohne langes Besinnen zog er der

erstaunten Tochter den Ring vom Finger und raunte ihr auf ihren bangen Ruf: „Was thut Ihr, Herr Vater?“ kurz und innig zu: „Baue auf mich, Kind.“

Dann trat er schnell auf Kaspar Eysvogel zu und winkte ihm, mit ihm zur Seite zu treten.

Der andere folgte ihm in der Meinung, Herr Ernst werde ihm jetzt die geforderte Summe dennoch zusagen, doch fest entschlossen, sie zurück zu weisen, so nötig er ihrer auch bedurfte.

Ernst Ortlieb aber sprach diesmal nicht von Geschäften, sondern reichte ihm mit einer schnellen Bewegung den Ring, der ihre Kinder mit einander verbunden. Nachdem ihn dann ein rascher Umblick gelehrt, daß ihm niemand gefolgt war, raunte er Herrn Kaspar zu:

„Sagt Eurem Wolff, er sei uns wert und würde uns wert verbleiben; meine Tochter aber schiene mir zu gut für das Haus seines Vaters und für eine Sippe, die von ihr besorgt, es werde Schaden und Schande durch sie über sie kommen. Euer Wunsch ist erfüllt. Ich kündige Euch hiermit das Verlöbnis.“

„Und nehmt mir damit nur vorweg, wozu ich eben mit triftigeren Gründen zu schreiten gedachte,“ versetzte Kaspar Eysvogel mit kühler Gelassenheit und zuckte dabei verächtlich die Achseln. „Die Stadt wird morgen beurteilen, welchem von beiden Teilen hier der Zwang auferlegt wurde, ein vor den Augen Gottes und der Menschen geheiligtes Bündnis zu lösen. Die gute Meinung, die ihr von meinem Sohne hegt, ist mir leider Eurer Tochter zurück zu geben unmöglich.“

Damit richtete er die majestätische Gestalt hoch auf, schaute mit stolzer Nichtachtung auf den kleinen Gegner

nieder und wandte ihm, ohne ihn eines Grußes zu würdigen, den Rücken.

In Ernst Ortliebs Brust wogte und siedete der verhaltene Jähzorn, und es wäre ihm kaum gelungen, sich länger zu beherrschen, hätte ihm nicht der Gedanke zur Seite gestanden, daß nun zwischen seinem Kinde und diesem eiskalten, hochfahrenden, ungerechten Manne und seiner hoffärtigen, übelgesinnten Sippe alles aus und vorbei sei. Als er sich aber wieder nach der Tochter umschaute, der seine rasche That wohl eine tiefe Wunde geschlagen, fand er sie nicht mehr.

Gleich nachdem er ihr den Ring genommen hatte, war sie still und unbemerkt von den meisten in den oberen Stock des Hauses gestiegen; Cordula Montfort vertraute es ihm leise.

Els hatte ihre Fragen unbeantwortet gelassen; ihr flehender, feuchter Blick war aber der Gräfin ins Herz gedrungen. Ihr scharfes Ohr hatte die hämischen Worte Siebenburgs uud die herbe Rede des alten Eysvogel verstanden, und mitleidig fühlte sie der Aermsten nach, was sie litt.

Ein zerbrochenes Lebensglück ohne eigenes Verschulden! Von Anfang an war ihr die Hausgenossin keines leichtfertigen Fehltrittes fähig erschienen. Durch ihr keckes Eintreten hatte sie Els nur vor übler Nachrede zu schützen gewünscht. Vorhin aber war Heinz Schorlin zu ihr herangetreten und hatte ihr leise bei seiner ritterlichen Ehre geschworen, daß Els ihm ganz fremd sei und daß er nur wünsche, die eigenen lieben Schwestern daheim so rein und frei von jeder Schuld wieder zu finden.

Armes Kind! Aber die Gräfin wußte, wer ihr Ein-

treten für Els und was sie damit für sie gewonnen, zu Schanden gemacht hatte. Den Ritter Siebenburg, den „Schnurrbart", dessen aufdringliche Huldigungen sie anfänglich belustigt hatten, die ihr aber längst zuwider geworden, traf diese Schuld. Ihr gutes Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken, diesem Schelm, der eitlen Lust an einer großen Anbeterschar zu Gefallen, mehr als einen ermutigenden Blick vergönnt zu haben. Die Reitpeitsche zitterte ihr in der Rechten, als sie, nachdem sie Ernst Ortlieb mitgeteilt, wohin Els sich begeben, die Herren zum Aufbruch mahnte und Seitz Siebenburg ihr unterwürfig und doch so vertraulich, als besäße er schon ein Recht auf ihre besondere Gunst, die Hand zum Abschied reichte.

Aber Gräfin Cordula entzog ihm mit deutlich zur Schau getragenem Widerwillen die ihre und sagte mit abweisender Kälte:

„Meinen Gruß an Eure Hausfrau, Herr Ritter. Saget ihr, sie möge Sorge tragen, daß ihr Zwillingspärchen seinem Vater so wenig ähnlich werde wie möglich."

„So lüstet es Euch, zwei glühende Verehrer weniger heranwachsen zu sehen?" frug Siebenburg heiter, weil er die Bemerkung der Gräfin für einen Scherz hielt.

Als er sie aber dies über die Maßen verletzende Wort keineswegs, wie er erwartete, in einer für ihn günstigen Weise deuten hörte, sondern sie nur verächtlich die Achseln zucken sah, fügte er mit einem grimmigen Seitenblick auf den Schweizer leise hinzu:

„Größeres Wohlgefallen würdet Ihr freilich an den heranwachsenden Knaben finden, wenn sie dem glücklichen Ritter Schorlin nacharten wollten, für den Ihr Euch

auch als Erfinderin wenn nicht glaubhafter, so doch höchst merkwürdiger Aventuren trotz des gewandtesten Fahrenden bewährtet."

„Vielleicht," versetzte die Gräfin mit geringschätzender Kürze. „Doch es genügte mir schon, wenn die Zwillinge — und das stimmt mit meinem ersten Wunsch überein — zu rechtschaffenen Männern erwüchsen. Wolltet Ihr, Herr Ritter, mir in den nächsten Tagen die Ehre Eures Besuches vergönnen, so könnt' ich keinen Gebrauch davon machen."

Damit wandte sie sich stolz von ihm ab und ließ ihn unbeachtet, obgleich er ihr, wie außer sich, ihren Namen nachrief.

Elftes Kapitel.

Mitternacht war vorüber, als die Knechte die schwere Thür des Ortliebhofes schlossen. Die späten Besucher hatten ihn verlassen, die Rosse wieder bestiegen und waren gemeinsam durch das Frauenthor in die Stadt eingeritten.

Der Mond erhellte ihnen nicht mehr den Weg. Ein schwüler Wind hatte graues Gewölk von Südwesten her herbeigeweht, das sich immer dichter und dunkler zwischen ihn und die Stadt zusammenballte. Heinz Schorlin bemerkte es nicht. Sein Diener Biberli machte ihn indes darauf aufmerksam, und bat ihn, den nächsten Weg in die Stadt zu wählen. In so finsterer Nacht außerhalb der Thore zu bleiben sei mißlich, ja vielleicht nicht ohne Gefahr; der Ritter aber warf ihm nur ein mißmutiges „Um so besser" entgegen und bog zu des Dieners Erstaunen in die St. Klarengasse ein, die ihn seinem weitab gelegenen Quartier in der Bindergasse keineswegs näher brachte.

Es war ein Unglück, einem Herrn so warm anzuhängen, der keine Furcht kannte, dem man als Liebesbote dienen mußte und der jetzt wohl selbst kaum wußte, wo hinaus mit seiner Minne.

Aber der treue und standhafte Biberli wäre seinem Heinz allen Ernstes nicht nur auf einer gefahrvollen Wanderung im Dunkeln, sondern durch alle Schrecknisse der Hölle gefolgt. So schaute er denn nur auf die eigenen mageren Beine, die hier dem Biß der Hunde, mit denen er auf besonders schlechtem Fuße stand, ausgesetzt werden sollten, hob das lange Gewand höher auf, weil es auf Pfaden von höchst zweifelhafter Sauberkeit hinzuschreiten galt, und nahm es für ein gutes Zeichen, als sein Fuß an einen derben Stock stieß, den ihm vielleicht sein Heiliger als Waffe in den Weg geworfen hatte. Wohl lag etwas Beruhigendes in seinem Besitze, den angenehmen Frieden, dessen seine Seele sich noch vor einigen Stunden erfreut, fand er indes dennoch nicht wieder.

Mit der üblen Stimmung, in die die letzten Ereignisse den Herrn versetzt zu haben schienen, verstand er zu rechnen. Solch kleinen Fehlschlag pflegte Heinz ohnehin schnell zu vergessen; was aber ihm selbst und Kätterle bevorstand, das war schlimm, das konnte sich sogar furchtbar gestalten.

Bei diesen beängstigenden Erwägungen seufzte er so tief und schmerzlich auf, daß Heinz sich nach ihm umwandte.

Gern hätte er in ähnlicher Weise sich selbst die Brust erleichtert; hatte seine, des Glückskindes, heitere Seele doch noch nie einem gleich wilden Ringkampfe von einander widerstrebenden Gefühlen zum Schauplatze gedient.

Er liebte Eva, und das Bild ihrer weißen, überirdisch schönen, vom Mondlicht umflossenen Gestalt stand ihm

noch so deutlich vor dem inneren Auge, wie da er nach ihrem Verschwinden entschlossen gewesen war, bei der Schwester um sie zu werben; aber der sonst so Unbedenkliche frug sich schaudernd, was daraus entstanden wäre, wenn er morgen Evas Ladung gefolgt wäre, und man ihn mit ihr zusammen gefunden hätte, wie vorhin mit ihrer Schwester. Sie war nicht ganz schuldlos; denn ihr Brief hatte in der That die Aufforderung zu einem Stelldichein enthalten, — und sie ging frei aus; sein ungestümer Leichtsinn aber und ihr plötzliches Erscheinen vor dem Hause hatte ihre sittsame, höchst anmutige Schwester, die Braut des wackeren Gesellen, der mit ihm auf dem Marchfelde gekämpft, in Gefahr gebracht, verkannt und verachtet zu werden. Wenn die Leute mit Fingern auf sie wiesen, wenn ein Makel sie behaftete, würde der sittenstrenge Wolff Eysvogel sie schwerlich länger zum Weibe begehren, und auch das hatte er dann verschuldet.

Sein gutes, redliches Herz litt schwer unter diesen Selbstanklagen, den ersten, denen er mit einiger Aufmerksamkeit nachhing.

Ernste Selbstschau zu halten, mit eigener Kraft gegen eine innere Bedrängnis anzukämpfen und ihre Ursachen aus dem Wege zu räumen, war ihm, dem leichtlebigen Gesellen, der im Kampfe das Leben und beim Spiel sein Letztes oft fröhlich gewagt, bis dahin nie in den Sinn gekommen. Dagegen war er von Kind an gewöhnt, sich auf den Schutz und Beistand der Mutter Gottes und der Heiligen zu verlassen, und als sie an dem Gnadenbilde mit der ewigen Lampe vorbeikamen, bei der Kätterle vorhin Trost gesucht und gefunden, flehte er es an, sein unbesonnenes Eindringen in das Haus der Geliebten, ihr

und ihrer Schwester nicht zum Unheil ausschlagen zu lassen. Er versprach auch dem Kloster und seiner Heiligen, die, was auch komme, die seine bleiben sollte, eine reiche Schenkung, wenn ihm der Kaiser oder das Spiel den Beutel wieder füllte.

Der Gedanke, daß er bis ans Ende mit dem Vorwurf, zwei so anmutige, unschuldige Geschöpfe ins Elend gestürzt zu haben, belastet sein sollte, erschien ihm unerträglich. Um ihn von sich abzuwälzen, hätte er gern Gut und Blut hergegeben.

Heute war es zu spät; morgen aber wollte er zur Beichte gehen; denn die Absolution hatte ihm das Herz stets entlastet und neu erhoben. Doch wie leicht war auch sein Fehl immer gewesen! Was er diesmal begangen, gehörte ja gleichfalls nicht zu den schweren Sünden und würde ihm kaum eine harte Buße zuziehen, und doch bedrückte ihn das Geschehene wie das ruchloseste Verbrechen. Er begriff sich selbst nicht und fragte sich oft, wie er, der leichtlebige Heinz, dazu komme, aus der Mücke einen Elefanten zu machen. Wenn er dann aber erleichtert aufatmete, war es ihm, als geböte ihm eine innere Stimme, es nicht leicht zu nehmen mit dem Geschehenen; denn an diesem Abend habe er aufgehört, jedermann zur Freude zu leben, und statt wie sonst sich hilfreich zu erweisen und gefällig, andere, die ihm nichts Uebles angethan, ja vielleicht ein ganzes Haus, dessen Tochter ihm ihres jungen Herzens erste Minne geschenkt, in Unglück und Schande gestürzt. Hätte er nach den Folgen seines Thuns gefragt, wäre er jetzt noch der fröhliche Heinz. Dabei kam ihm in den Sinn, wie er einmal als Knabe mit etlichen Buben hoch auf dem Berge, als

es eben zu tauen begann, ihr mühsam vollendetes Werk, einen Schneemann, in die Tiefe geschleudert und sich seines lustigen Zuthalerollens gefreut hatten, bis sie gewahrt, wie entsetzlich schnell er sich auf seiner schneeigen Bahn vergrößerte und endlich als furchtbare Lawine eine Sennerhütte — zum Glück war sie leer gewesen — mit sich fortriß. Auch diesmal hatte seine Unbesonnenheit eine stetig fortrollende Masse in Bewegung gesetzt, und wie unübersehbar schrecklich war der Schaden, den sie anrichten konnte!

Wäre Hartmann, der Sohn des Kaisers, nur zur Stelle gewesen! Ihm vertraute er alles. Seiner Verschwiegenheit war er gewiß. Einem andern zu bekennen, was er erfahren, und ihn um Rat zu fragen, verbot ihm die Ritterpflicht und das eigene Gewissen.

Diesen trüben Gedanken hing er noch nach, als er, kurz bevor er die Walch erreicht, den tiefen Seufzer Biberlis vernahm. Hier standen hinter und neben den Rahmen der Tuchmacher die Zelte, vor denen die Gefolgschaften und Söldner der Fürsten und Großen, die zum Reichstage gekommen, immer noch die Lagerfeuer umgaben, zechten und lachten.

Gerade jetzt war ihm eine Störung genehm, und dem Diener erschien es wie eine Erlösung, die Zunge, die arme, gefährdete Zunge, brauchen zu dürfen; denn sein Herr hatte ihn gefragt, welcher Kummer auch ihn bedrücke.

„Begehrtet Ihr zu erfahren,“ entgegnete Biberli kläglich, „welches Elend mir nicht die Seele belastet, ging' es schneller mit der Antwort. O, diese Nacht, Herr! Was hat sie alles über uns gebracht und auch über

andere! Seht das schwarze Unwetter, das dort gen Mittag aufzieht. Gerade wie die schweren Tage, die mir Aermsten bevorstehen!"

Und nun vertraute er dem Herrn, was er für sich und sein Kätterle befürchtete. Des Ritters Versicherung, für ihn einzutreten, und müßte es sein, auch die Gnade des Kaisers anzurufen, richtete dem Diener zwar das gesenkte Haupt ein wenig auf, doch gab es ihm mit nichten die Ruhe zurück, und es klang noch trübselig genug, als er von neuem anhob:

„Und dann das arme, unschuldige Blut im Ortliebshofe! Euer Dämlein, Herr, brockte sich selbst ein, was es nun ausißt, aber die andere, das ältere E."

„Ich weiß," unterbrach ihn der Ritter bekümmert. „Aber wenn die gnadenreiche Jungfrau uns beisteht, fahren sie fort, an die Wette zu glauben, von der Cordula Montfort . . ."

„Die, die!" fuhr hier der Diener begeistert auf und schwang den Stock in die Höhe. „Die hat der Herrgott in einer guten Stunde geschaffen. Solch ein Herz! Solch eine freundliche Güte! Und zu denken, daß sie gerade für Euch so huldreich eintrat, für Euch, Ritter Heinz, dem sie die Gunst erwies, ihm die Haare zu strählen, als ob Ihr schon ihr Ami wäret, und sie Eure Amie, und der dann um einer andern willen sie beim Tanze sitzen ließ, als trüge sie die Tarnkappe und als wäre sie unsichtbar für ihn geworden. Von dem Stadtpfeiferaltane aus sah ich alles mit an. Schön über die Maßen ist die mondsüchtige Nachtwandlerin freilich."

Da fiel der Ritter dem Diener mit einem so heftigen: „Laß das!" ins Wort, daß er verstummte.

Schweigend waren beide schon eine gute Strecke weiter geschritten, als Heinz endlich von neuem begann:

„Und wenn ich alt und grau werden sollte, etwas Herrlicheres als das weiße Jungfrauenbild auf der Treppe wird mir nimmer begegnen.“

Da seufzte der treue und standhafte Biberli leise auf. Die Minne zu der Ortliebin hielt seinen Herrn fest wie mit Krallen; aber ein Ritter Schorlin dünkte ihm viel zu gut für ein städtisches Jungfräulein, das unter Pfeffersäcken und Warenkisten erwachsen, und das noch dazu eine Mondsüchtige war. Er wollte höher mit seinem Heinz hinaus und hatte auch schon die Rechte für ihn gefunden. Darum wandte er sich ihm wiederum zu und sagte bedenklich:

„Schlagt Euch das bestrickende Bild aus dem Sinn, Herr! Ihr wißt nicht; — ich aber, ich könnte Euch Dinge von mondsüchtigen Weibern berichten.“

„Nun?“ frug Heinz gespannt.

„Im jungfräulichen Stande,“ fuhr Biberli, in der frommen Absicht, den Herrn vor Schaden zu wahren, eindringlich fort, „trifft die Gefahr, vom Dache zu stürzen, oder was ihr sonst noch beim Nachtwandeln zustoßen kann, die Mondsüchtige allein. Tritt sie aber in die heilige Ehe, so verwandelt die finstere Gewalt, die Macht über sie hat, sie früher oder später um Mitternacht in die Trud, die dem Eheherrn im Schlafe an die Gurgel fährt und ihn erdrosselt.“

„Ammenmärchen,“ rief Heinz unwillig; der Diener aber entgegnete gelassen:

„Euch kann es ja gleich sein, was es auf sich hat mit solchen besessenen Weibern; denn der Ortliebhof ist

Euch nunmehr ohnehin verschlossen. Und — mit Vergunst — es ist gut so. Denn, Herr: das Roß, das der erste Ritter Schorlin bestieg — der Herr Kaplan wies es ja auch Euch im Bilde — es kam aus der Arche, in die Vater Noah es mit dem andern Getier vor der Sintflut geborgen, und die erste Schorlinin, von der man weiß, ist gräflichen Blutes gewesen. Aus Burgen und Schlössern stammten Eure Ahnfrauen sämtlich, aus einem Krämerhaus nahm sich noch kein Schorlin das edle Gemahl. — Euch so zu vergreifen, kommt auch Euch, dem Hochgemutesten von allen, kaum in den Sinn, obgleich man ja freilich ..."

„Ernst Ortlieb," fiel ihm Heinz unwillig ins Wort, „ist trotz seines Handels ein ritterbürtiger Herr, dem der Wappenkönig auf jedem Turniere die Schranken öffnet."

„Zum Buhurd mit stumpfen Waffen," entgegnete Biberli verächtlich.

„Nein, auch zum Tjost und zu jedem Einzelkampfe," rief Heinz erregt. „Kaiser Friedrich selbst schlug Herrn Ernst zum Ritter."

„Das wißt Ihr besser," bemerkte der Diener bescheiden. „Doch wie sein Soler, so riecht auch sein Wappen nach Nägelein und Pfeffer. Da wär' aber ein anderes, das wie das Eurer ersten Ahnfrau von gräflicher Hoheit, und die, der es zukommt ... Nicht Biberli will ich heißen, wenn die Frau Mutter daheim nicht überglücklich wäre, dürft' ich ihr melden, die Gräfin Montfort und ihres Herzens Liebling, der Ihr doch seid ..."

„Der Name Montfort und was daran hängt," unterbrach ihn Heinz, „würde denen daheim sicher gefallen. Doch das andere! Wo fände sich leicht eine, die — sieht

man von Cordulas freundlichem Herzen ab — dem Wesen der Mutter in allen Stücken so scharf widerspräche."

„Aus stürmischen Morgen werden ruhige Tage," versicherte der Diener. „Auf das Herz, Herr, von dem Ihr so obenhin sprecht, kommt alles an, auf das Herz und, ihm voran, auf das Blut. — ‚Da gilt es, Beistand zu leisten!' rief ihr das goldene Herz vorhin zu, und das Blut that dann das seine. Dem Verlangen folgte die That wie dem Hammerschlage der Schall, wie der Donner dem Blitze. Wohl der Burg, auf der solche Hausfrau gebietet! Und dann ... Ich bin nur der Diener, und die Ehrfurcht gebietet mir, die Zunge zu zügeln; doch heute kam mir Nachricht von daheim zu durch den Probst Werner von Luzern, der mir von Stansstadt her vertraut ist. Schon im Durstigen Reisigen wollt ich Euch beim Weine davon reden, doch der verwünschte Stelldicheinbrief und das Unheil, das ihm folgte, ließen es nicht zu. Fröhlicher wird es uns beide nicht stimmen; doch wem der Arzt Wermut und Galle zu trinken verordnet, der thut gut, sie auf einen Schluck hinunter zu würgen. Ist es Euch recht, jetzt den Becher zu leeren?"

Da nickte der Ritter Biberli Gewährung zu, und er begann:

„Es steht daheim nicht, wie es sollte. Den Herrn Ohm reißt, so tief ihm auch das Haar schon erblich, das alte Ritterblut immer noch allzu schnell fort nach dem Schwerte. Der schlimme Streit wegen des Brückenzolls ist wieder entbrannt, und zwar heißer denn je. Als Pfand trieben die Städter uns Vieh fort, und um sie dafür zu büßen, fing der Ohm ihnen Kaufmannsgüter ab, und

es kam auch zum Schlagen. Zwar trieben die Schorlinschen die Stadtknechte mit blutigen Köpfen zurück von der Burg, aber dauert die Fehde viel länger, so können wir uns dennoch nicht halten; denn die anderen haben das Geld, und an Kriegsknechten, die dem Zahlenden dienen, hat's bei uns daheim, seit der Kriegslärm seltener erschallt, keinen Mangel. Dazu können die Städter sich nunmehr auf den Landfrieden berufen, und wenn der Herr Ohm fortfährt, sich an das Kaufmannsgut zu halten, ruft die Stadt den kaiserlichen Vogt an, und dann ..."

„Und dann," sprach Heinz dem Diener eifrig nach, „dann ist für mich die Zeit gekommen, den Hof zu verlassen und daheim nach dem Rechten zu sehen."

„Mit einem Arme, Herr, und wäre er auch noch so stark, ist es dort nicht gethan," versicherte Biberli ernst. „Als Führer hat der Ramsweg, der Herr Ohm, kaum seinesgleichen, aber wär' er es auch nicht so, Ihr brächtet es doch nicht über Euch, den alten Mann heim zu senden und Euch an seine Stelle zu setzen. Es wär' auch so unklug wie unrecht. Was dort drüben fehlt, ist Geld, um der Stadt zu zahlen, was sie für die Brücke verlangt oder damit Euer Kriegsvolk zu vermehren. Und darum ..."

„Nun?" frug Heinz gespannt.

„Darum freit um die Gräfin von Montfort, die Euch allen anderen vorzieht," lautete die Antwort; „denn mit ihr fällt Euch zu, was Ihr braucht, wie im Schlafe. Ihre Mitgift reicht aus, um zwanzig solcher Brückengerechtsame abzulösen, und kommt es zum Streite, so reitet die weibliche Jägerin an Eurer Seite ins Feld mit

Helm und mit Brünne. Und welches von den vier G fehlte der Gräfin Cordula Montfort auch sonst wohl?"

„Die vier G?" frug Heinz aufhorchend.

„Die G's," erklärte der frühere Schulmeister bedächtig, „die vier Buchstaben sind es, auf die der heiratslustige Ritter sehen muß. Sie heißen: Geschlecht, Gestalt, Gut und Geld. Aber haltet die Mütze fest. Wie warm das herbläst, als käme der Sturm gerade aus der Hölle. Und der Staub! Woher all die welken Blätter nur kommen im Junius? Das wirbelt um einen her, als wäre das Laub schon gefallen. Da peitscht es mir auch dicke Tropfen ins Antlitz ... Brrr! — Von den G's sind Euch alle vier notwendig. Kein Regen wäscht eins davon ab, und ich wollte, er verlöschte auch von meiner Rede kein Wörtlein. Oder was fehlte nach menschlicher Voraussicht zum herrlichsten Glücke, wenn Ihr und die Gräfin ..."

„Die Minne," entgegnete Heinz Schorlin fest.

„Die kommt schon von selbst," rief Biberli, wie gewiß seiner Sache, „wenn die Neuvermählte der Gräfin Cordula gleich sieht."

„Möglich," versetzte der Ritter, „nur muß das Herz nicht von einer andern erfüllt sein."

Hier stockte er; denn er war in der dichten Finsternis in den Graben hart am Wege geraten.

Der Wirbelwind, der dem Ausbruche des Unwetters voranging, wehte ihm und dem Diener solche Massen von Staub und allem, was er erfaßte, ins Antlitz, daß ihnen das Vorwärtskommen schwer fiel. Doch Biberli war es lieb so; denn er hatte noch keine passende Antwort gefunden. Schweigend kämpfte er mit dem Herrn

gegen den Sturm an, bis dieser sich plötzlich legte und ein heftiger Gewitterregen mit dicken, lauen Tropfen sich in senkrechtem Fall auf die lechzende Erde und die späten Wanderer ergoß. Da zog Biberli das lange Gewand mit dem St an der Schulter schnell aus und warf es dem Herrn über, so eifrig er sich auch dagegen wehrte. Sein Hemdenrock, behauptete der Diener, sei so undurchdringlich wie seine Haut, doch das Unwetter würde das feine, gestickte Wams des Herrn verderben.

Dabei zog er ihm die Kapuze, die an seinem Rocke hing, über das Haupt, und bei alledem mußte er auf Antwort gesonnen haben; denn sobald es weiter ging, begann er von neuem:

„Die Minne für die holdselige Nachtwandlerin, die wird es sich freilich aus dem Sinne schlagen gelten. Versucht es, lieber, teurer Herr! Der Frau Mutter, der jungen Schwester, die ja bald reif ist für den Ehestand, unserer frohgemuten Maria und der alten guten Burg zu Gefallen! Um Eurer eigenen Glückseligkeit, um Eurer großen Laufbahn willen, die so herrlich begann, müßt Ihr mich hören! O Herr, mein lieber Herr, reißt Euch das Bild der kleinen Elbin von Nürnberg, so verlockend — ich geb' es ja zu — es auch ist, aus dem Herzen. Kurze Zeit wird die Wunde schon bluten; doch ein flüchtiges Mißgeschick in der Minne läßt sich, sollt' ich meinen, nach so viel frohem Genuß nicht allzu schwer ertragen, wenn ihm bald das schönste und sicherste Glück folgt."

Hier unterbrach ein Blitzstrahl, der das Spittelthor dicht vor ihnen und alles ringsum tageshell beleuchtete, die warme Bitte des treuen Gesellen, und zugleich erschütterte ein heftiger Donnerschlag prasselnd und knatternd die Luft.

Herr und Diener bekreuzten sich; Heinz aber rief:

„Der traf den Turm dort . . . Etwas weiter nach links, und es wäre aus gewesen mit dem Bangen und Zweifeln.“

„Das sagt Ihr!“ rief Biberli vorwurfsvoll, während er mit dem Herrn das Thor durchschritt, das eben für einen kaiserlichen Boten geöffnet worden war. „Und bei diesem Groll des Himmels vermeßt Ihr Euch einer solchen Rede. Um zweier schöner Augen willen ein Leben verwünschen, das die lieben Heiligen mit allem segneten, wofür Tausende und Abertausende sich nicht zu lassen wüßten vor Dank und vor Freude, wenn das kein gotteslästerlicher Frevel . . .“

Wieder schnitten ihm Blitz und Donner das Wort ab. Da wurde es Biberli bang ums Herz, und Gebete murmelnd, die den Herrn und ihn selbst vor der strafenden Hand dort oben bewahren sollten, schritt er rasch vorwärts, bis sie den Kornmarkt betraten. Hier aber wurden die Wanderer von neuem aufgehalten; denn aus der Mündung der Ledergasse drangen eben, trotz der späten Stunde, zahlreiche Leute schreiend und klagend auf den langgestreckten Platz. Ihnen voran schritt ein Nachtwächter mit Spieß, Horn und Laterne, ein Büttel, Fackelträger und etliche Knechte des Pfänders*) bemühten sich vergebens, die Lautesten zur Ruhe zu bringen.

Wieder durchschnitt ein heller Lichtstrahl das schwarze Gewölk, und Heinz wies schaudernd auf den Menschenzug und frug: „Ob der Blitz den erschlug, den sie dort tragen?“

„Laßt mich sehen,“ bat Biberli, zu dessen kleinsten

*) Polizeimeisters.

Untugenden die Neugier mit nichten gehörte. Er mußte auch das Einholen von Nachrichten aus dem Grunde verstehen; denn sehr bald kehrte er zurück und meldete Heinz, der unter dem breiten „Chörlein“ an einem hohen Hause Schutz vor dem Regen suchte, man trage dort einen Verstorbenen, dem ein gewaltiger Stoß mitten durch die Brust im Zweikampfe den Lebensfaden jäh zerschnitten, in sein elterlich Haus. Nachdem ihn die Zeugen zu dem Medicus Otto in der Ledergasse gebracht, und dieser den Tod des jungen Mannes bestätigt, hätten sich jene schnell entfernt, weil sie wegen des Landfriedensbruches schwere Strafe bedrohte; der Erstochene aber sei Ulrich Vorchtel, der älteste Sohn des steinreichen ersten Losungers der Stadt, der die Zölle gepachtet.

Da ergriff Heinz von neuem ein Schauder. Er hatte den unglücklichen jungen Mann vorgestern auf dem Fechthause und gestern voll übermütigen Frohsinns beim Tanze gesehen und wußte, daß auch er in der Schlacht auf dem Marchfelde mitgekämpft hatte. Sein Gegner mußte die Klinge meisterlich zu führen verstanden haben; denn der Gebliebene war ein gewandter Fechter und kräftiger Mann von hohem Wuchse gewesen.

Als der Diener schloß, horchte Heinz eine Zeit lang schweigend in die Nacht hinaus. Die Glocken hatten zu stürmen begonnen, der Hornruf des Türmers mischte sich in das klagende, zur Hilfe mahnende Geläut, und an zwei Stellen: in der Gegend des Tiergärtner- und Frauenthores war der Himmel vom Widerschein einer Feuersbrunst, die doch wohl ein Blitzschlag entzündet, mit auf- und niedersteigenden und flackernden, bald tieferen, bald lichteren Tinten gerötet. Aus den Querstraßen drangen

Leute mit lautem Feuerruf auf den Platz. Um die Stille der Nacht war es geschehen.

Als Heinz sich wieder an den Diener wandte, sagte er dumpf:

„Wenn die Erde in dieser Nacht Nürnberg verschlänge, mich sollt' es nicht wundern. Doch da drüben — siehst Du, Biber — im ‚Grünen Schild‘, ist das ganze Quartier des Herzogs von Pommern trotzdem erleuchtet. Ich wette, sie sitzen da noch beim Spiele. Und daß mich die Plage! Ich wäre dabei, wenn der Beutel es zuließ! Zu Mute ist mir, als läge mir der Erschlagene dort samt dem Sarg auf der Seele. War es wirklich das Minneglück, das mir gestern die Zechinen aus dem Beutel riß ...“

„So,“ fuhr Biberli lebhaft fort, „ist es heute nacht, bevor Gräfin Cordula Euch vergessen lehrt, was Euch peinigt, gerade noch Zeit, sie zurück zu gewinnen. Für den ersten Einsatz steht Euch das nötige Gold zur Verfügung.“

„Bei dem Pommern denkst Du?“ frug Heinz und fügte schnell und entschieden hinzu: „Nein! So oft mir der Herzog den Beutel auch darbot, — ich leihe niemals von meinesgleichen, wenn es mit dem Heimzahlen so traurig aussieht, wie gerade jetzt.“

„Gemach, Herr,“ unterbrach ihn hier der Diener und schlug sich selbstbewußt an den Gürtel. „Hier steckt, was zum Einsatz von nöten, als Euer eigenstes Eigen. — Wunder sind für uns nicht geschehen, nur vergaß ich... Aber seht nur! Da wälzen sich die schwarzen Wolkensäcke schon gen Mitternacht hin und über die Burg fort. Das war ein Unwetter! Doch der Verschwender hält nicht lange Haus — und auf den letzten Blitz läßt der Donner noch immer warten. Auch ohne ihn geht es laut genug

her. Man hat ja die liebe Not, bei all dem Geläut, dem Geblase, Geschrei und Gejohle das eigene Wort zu verstehen. Es ist, als dächten sie mit Lärm die Feuersbrünste zu löschen. Damit mögen die ehrbaren Väter der Stadt sich befassen ... Den Herrn Herzog und seine Gäste scheint es nicht bei den Rüblingen*) zu stören, und hier, Herr, sind fünfzig Gulden, die, denk' ich, für den Anfang genügen."

Damit reichte Biberli dem Ritter ein Säcklein mit dieser Summe, und als Heinz befremdet frug, woher er sie habe, rief Biberli heiter:

„Wie gerufen sind sie gekommen. Ich nahm sie, während Ihr am Nachmittag mit dem Kaiser ausrittet, dem Süß, dem Roßkamme, ab."

„Für den Rappen?" frug Heinz.

„Gewiß, Herr! Schade um den Staatshengst! Doch — Ihr wißt ja — den Dummkoller hat er, und da ich ihm auf das Krongelenk trat, blieb er wie angewurzelt stehen und der Marschalk, der dabei stand, erklärte die Krankheit für erwiesen. Da gab denn auch der Jude klein bei und ließ den Gaul fortführen und zahlte zurück, was wir ihm gaben. Fünfzig vollwichtige Gulden! Mehr als genug für den Anfang. Darf ich Euch raten, so rechnet auf die Zwei und die Fünf, wenn es gilt, bestimmte Augenzahlen vorzuschlagen oder zu treffen. Was es damit soll? Das Mißgeschick in der Minne gilt's zu Eurem Heil zu benutzen; die aber, von denen es ausgeht, sind die beiden schönen Ortlieb E's, wie sie hier die Jungfrau Els und Eva heißen. Das macht die Zwei.

---

*) Rotwelsch für „Würfel".

Das E aber ist der fünfte Buchstab im Abc, und darum wählt' ich die Fünf. Wenn der Biberli das nicht klug zusammen spintisirte ..."

„Dann war er so überklug wie schon manchmal," unterbrach ihn Heinz; doch streichelte er ihm dabei den nassen Arm und fügte freundlich hinzu: „Daß mein Biber ein treuer und standhafter Gesell, das bewährt sich ja täglich; — wo aber, in aller Welt, hast Du, Schulmeister, Dich in der Rüblingskunst unterrichtet?"

„Während wir uns der Wissenschaft befleißigten zu Paris, mit meinem Herrn Milchbruder selig," versetzte der Diener gerührt. „Doch jetzt macht Euch hinauf, Herr, bevor der Feuerlärm und was weiß ich die da droben aus einander treibt. Noch in dieser tollen Nacht gilt es, das Eisen schmieden! Es fallen nur noch einzelne Tropfen. Auch ohne meinen langen Tröster kommt Ihr trocken über die Straße."

Damit entledigte er den Ritter seines Gewandes und fuhr eifrig fort: „Und nun, Herr, wird aus der Sarg- oder sagen wir lieber aus der ‚Bleilast', die Euch die Seele bedrückt, ein Bolzen gegossen, der dem Mißgeschick mitten ins Herz trifft. Blinkendes Gold hat ohnehin eine fröhliche Farbe!"

„Laß, laß," fiel Heinz ihm hier dringlich ins Wort. „Vor dem Weidwerk und Spiel taugt kein Glückwunsch. Spring' ich aber drüben im grünen Schild die Treppe hinunter, und der Beutel ist mir so schwer, wie mir jetzt das Herz ist, — dann, Biber, gewinnt manches ein neues Gesicht, und auch Deins soll mich wieder sorgloser anschau'n!"

Zwölftes Kapitel.

Ueber dem Frauenthor und dem Ortliebhofe hatte das Gewölk sich besonders schwarz und dicht zusammengeballt. Bevor das Gewitter losgebrochen war, lastete drückende Schwüle so schwer auf den Herzen wie draußen auf Baum und Strauch und der gesamten Kreatur.

Unter dem Dache, wo die Lagerstätten der Dienstboten standen, schliefen die Mägde traumlos und ruhig, schnarchten die Knechte mit offenem Munde nach des Tages Arbeit, ohne zu ahnen, was draußen am Himmel vorging und was im Innern des Hauses ihrem Herrn und den Seinen die Ruhe raubte.

Nur in der kleinen Kammer hart neben der auf den Boden führenden Treppe, die Kätterle allein bewohnte, war das Lager noch unberührt geblieben. Die Schweizerin lag davor auf den Knieen, drückte das Gesicht in das grobe Linnen des Kopfkissens und schluchzte, betete und verwünschte sich selbst und ihren Leichtsinn.

Als der Sturm, der dem Gewitter voranging, Laub und Stroh durch das offene Fensterlein wehte, fuhr sie zusammen. Sie glaubte, Herr Ortlieb komme, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, das Gericht über sie sollte

beginnen. Die Baderwitwe, die sie erst vor drei Tagen mit einem Steine am Hals am Pranger gesehen, weil sie einer leichtblütigen Tuchmachertochter gestattet hatte, mit einem schmucken Trompeter von den Stadtpfeifern in ihrem Quartiere zusammen zu kommen, trat ihr vor das innere Auge. Wie die Aermste gezittert und gewinselt hatte, nachdem ihr der schwere Stein von den Leben*) um den Hals gehängt worden war! Dann hatte sie, außer sich gebracht von dem Spott und den Schmähungen der Leute, den Würfen der Gassenbuben und der unerträglichen Last, sich nicht mehr halten können, lächerliche Verwünschungen ausgestoßen und den Peinigern die Zunge gewiesen.

Welches Schauspiel war das gewesen! Aber sie, bevor sie solche Schande auf sich nahm, wollte sie dem Leben mit all seinen Freuden, und auch dem Landsmanne, an dem ihr Herz hing, und der sie trotz seiner schön bewährten Treue und Standhaftigkeit ins Elend gebracht hatte, Valet sagen.

Jetzt fiel es ihr schwer aufs Herz, daß auch sie der Baderwitwe ein häßliches Wort zugerufen. Nie, nie wieder wollte sie sich hoffärtig über einen Nächsten erheben, der ins Unglück geraten!

Dies und vieles andere gelobte sie der heiligen Klara; dann aber wandte sie den Geist auf den Stadtgraben, auf die Pegnitz, den Fischbachfluß und alle Gewässer in und bei Nürnberg, in denen es möglich war, sich zu ertränken, um sich der gräßlichen Schande zu entziehen, die ihr drohte. Doch damit hatte sie wohl eine neue schwere

*) Gehilfen des Henkers (Löwen).

Sünde begangen; denn während sie sich den Dutzenteich vergegenwärtigte, von dessen dunklem Spiegel sie manchmal, wenn es durch das Frauenthor ins Freie gegangen war, weiße Mummeln gepflückt hatte, und sich sagte, an welcher Stelle seines schilfreichen Ufers sie ihr Vorhaben am leichtesten ausführen könnte, flammte es hell auf in ihrer Kammer, und zu gleicher Zeit erschütterte ein gewaltiger Donnerschlag das alte Gebäude.

Das galt ihr und ihren sündlichen Gedanken!

Nein! Sie durfte nicht, um der Schmach hienieden zu entgehen, die ewige Seligkeit und die Hoffnung verscherzen, ihr selig Mütterlein in jener Welt wieder zu sehen.

Die Erinnerung an die liebe alte Frau, die sich so redlich geplagt und sie zu allem Guten angehalten von klein an, beruhigte sie ein wenig. Sie sah ja von oben auf sie herab und wußte, daß sie brav und ehrbar geblieben war, daß sie ihrer Herrschaft auch keine Stecknadel entfremdet hatte und daß sie den kleinen Fehler, der so furchtbar gestraft werden sollte, nur aus Liebe zu ihrem Landsmanne begangen, der es in seiner Treue und Standhaftigkeit redlich mit ihr meinte. Was Biberli ihr zu thun geboten, das konnte kein schweres Vergehen sein.

Doch die da oben schienen anderer Meinung; denn abermals ergoß sich blendend helles Licht durch die Kammer und krachend und prasselnd begleitete es mit betäubender Kraft die Donnerstimme des grollenden Himmels. Da schrie sie laut auf, und es war ihr, als hätte sich das Thor der Hölle vor ihr geöffnet oder der Untergang der Welt den Anfang genommen.

Außer sich vor Schreck und Furcht eilte sie ans Fenster, durch das ihr feuchte Tropfen ins Antlitz spritzten.

Die kühlten ihr das erhitzte Gesicht und führten sie in die Wirklichkeit zurück. Was sie vorhin begangen, war doch wohl kein so ganz leichtes Vergehen gewesen. Sie, die Herr Ortlieb mit vollem Vertrauen in den Dienst des schönen jungen Geschöpfes gestellt, dessen kranke Mutter nicht auf sie acht haben konnte, hatte sich verleiten lassen, die kaum den Kinderschuhen entwachsene Eva zum Stelldichein mit einem Manne zu verleiten. Als einen frommen, tugendsamen Ritter hatte sie ihn der unerfahrenen Jungfrau vorgestellt, obgleich sie von Biberli wußte, wie weit sein Herr an Treue und Standhaftigkeit hinter ihm zurückstand.

„Führe uns nicht in Versuchung!" Wie oft hatte sie es im Vaterunser gebetet, und nun war sie selbst zur Schlange geworden, die das unschuldige Kind, über das zu wachen ihr die Pflicht geboten hätte, zur Sünde verführte.

Nein, nein! Die Schuld, die sie mit Strafe bedrohte, gehörte mit nichten zu den leichten, und wenn der irdische Richter sie auch nicht zur Rechenschaft zog, wollte sie doch morgen schon beichten und redlich erfüllen, was ihr als Buße auferlegt wurde.

Von solchen Gedanken bewegt, schaute sie über den Hof nach dem Klarissinnenkloster hinüber. Da blitzte und donnerte es wieder, und angstvoll schlug sie die Hände vor das Antlitz. Als sie aber den Arm wieder senkte, gewahrte sie am Dache des Speichers der Nonnen, an den sich der Stall mit den Milchkühen schloß, zitternden Rauch, den ein heller Lichtschein erst leiser, dann immer stärker erhellte.

Der Blitz hatte da drüben gezündet!

Die Teilnahme an der Gefahr und dem Schaden anderer drängte ihr eigenes Leid und Bangen tief in den Schatten, und ohne lange zu denken und zu wägen, schlüpfte sie in die Schuhe, riß ihr Tuch aus der Truhe und eilte mit dem Ruf: „Es schlug ein! Es brennt bei den Klarissinnen!“ die Treppe hinunter.

Da öffnete sich das Gemach der Schwestern, und Ernst Ortlieb trat mit wirrem Haar und bleichen Wangen daraus hervor ihr entgegen.

Dort hatte der trübe Schein des Lämpleins und das flammende Licht der Blitze in von Thränen gerötete, verstörte Gesichter geleuchtet.

Im schlichten, langen Nachtgewande, barfuß, wie sie dem Lager entstiegen, war Eva, nachdem Heinz Schorlin sie angerufen und Els ihr zu Hilfe geeilt war, der Gürtelmagd in ihr Gemach gefolgt. Der Ritter, der gestern noch, sie wußte es, wie zu einer Heiligen zu ihr aufgeschaut hatte, welche Vorstellung mußte er sich jetzt von ihr bilden?

Wie verunglimpft und mit einem Makel behaftet kam sie sich vor. Aber es war ja nicht ihr eigener Wille gewesen, der das alles verschuldet, und von der furchtbaren Ueberzeugung ergriffen, daß unheimliche, übermächtige Gewalten, gegen die kein Widerstand möglich, ein grausames Spiel mit ihr trieben, war es ihr gewesen, als schleudere das sturmbewegte Meer sie in einem steuerlosen Nachen auf wirbelnden Wogen umher.

Unfähig, wie sonst im Gebet Trost zu suchen, hatte sie sich dumpfer Verzweiflung überlassen; doch nur auf kurze Zeit; denn Els war ihr bald nachgefolgt, und die ruhig bestimmte Weise, mit der die besonnene, hilfreiche Freundin

und Schwester ihr auch diesmal begegnet und sogar bestrebt gewesen war, ihr durch einen Scherz den gesunkenen Mut zu heben, bevor sie sie in das Krankenzimmer der Mutter geschickt hatte, war ihr wie erfrischender Tau auf die Seele gefallen; nicht etwa, weil Els für sie zu handeln verheißen, — nein, im Gegenteil, weil das, was sie doch wohl zu thun beabsichtigte, sie zum Widerspruch reizte.

Wohl hatte sie sich noch viel zu schuldig und gedrückt gefühlt, um ihr zu widersprechen, doch der Verdruß über die herben Worte, mit denen Els des Ritters gedacht, und über ihr Vorhaben, ihm, vielleicht auf immer, das Haus zu verbieten, hatten sie wie starker, herber Wein neu belebt.

Erst nachdem die Schwester sie verlassen, war sie fähig geworden, sich klar zu vergegenwärtigen, was sie beim Nachtwandeln empfunden.

Während die Mutter, dank einem Schlaftrunke, von tiefem Schlummer umfangen, ruhig atmete und unten im Soler, sie wußte nicht was, vielleicht infolge der Heimkehr des Vaters, vor sich ging, dachte sie, sann sie, erhob eine ungestüme Schar von aufrührerischen Wünschen und Gedanken fordernd und ablehnend die Stimme in ihrer bewegten Brust.

Wie es gekommen, daß sie dem Lager entstiegen war und sich hinaus begeben hatte, war ihr völlig aus dem Gedächtnis gewichen; was sie aber beim Nachtwandeln empfunden hatte, war ihr immer noch deutlich bewußt.

Die gewaltigste Sehnsucht, die ihr das Herz je beunruhigt hatte, war in ihr rege gewesen. Wenn sie bis dahin aus dem Kelche des Glaubens Himmelsseligkeit zu trinken

getrachtet, hatte sie, während sie das Haus durchwandelte, nichts begehrt, als sich satt zu trinken aus dem Becher der irdischen Lust. Heißen Küssen, an die sie sich auch nur zu denken verboten, hatte sie mit wonnigen Schauern entgegengeharrt. Das zage Herz, das von jungfräulicher Sittsamkeit im Bann gehalten, sich nichts zu wünschen getraut, als was sie der Schwester und Aebtissin hätte eingestehen dürfen, war, als sei es jeder Fessel und Schranke ledig geworden, frei und mutig entschlossen gewesen, das Kühnste zu wagen. Die Nachtwandlerin hatte sich nach dem Augenblicke gesehnt, an dem sie, nachdem Heinz Schorlin ihr bekannt, daß er sie liebe, ihm mit seliger Dankbarkeit die Arme um den Hals schlingen durfte.

War sie in wachem Zustand nur begierig gewesen, ihm von ihrer Heiligen und seiner Pflicht zu reden, die Feinde der Kirche nieder zu werfen, so hatte sie, als sie auf der Treppe und vor dem Hausthor in den Mond geschaut hatte, begehrt, ihm süße Liebesworte zuzuflüstern, den seinen zu lauschen und dabei sich selbst zu vergessen, die Welt und alles, was nicht zu ihm und ihr und ihrer Minne gehörte.

Und dieses Sehnens und Verlangens erinnerte sie sich in ganz anderer Weise, als hätte sie nur davon geträumt. Es schien ihr vielmehr als sei, während der Mond sie mit Zaubergewalt sich nachgezogen hatte, etwas, das schon längst in der Tiefe ihrer Seele geschlummert, aufgewacht und ins Leben getreten, als habe etwas Gestalt in ihr gewonnen, was sie früher mit frommem Grauen von sich gewiesen, bevor noch Herz und Geist vermocht hatten, es recht zu erfassen.

Jetzt erschrak sie vor diesem neu erkannten, gewiß sündigen Teile des eigenen Wesens, von dem sie selbst gewähnt, daß es einem reinen Gefäße gleiche, in dem es für nichts Raum gab, als für Hohes, Heiliges und Reines.

Auch sie — nun wußte sie es — war ein Mädchen wie jene anderen, auf deren Verlangen nach Minne sie mit hochmütiger Verachtung geschaut, keine Himmelsbraut oder Heilige.

Noch hatte sie den Schleier nicht genommen, und es war gut so; denn was wäre aus ihr geworden, wenn sie erst nach dem Profeß den Teil ihres Wesens in sich entdeckt hätte, den, dachte sie, jede wahre Nonne, wenn er ihr überhaupt eigen war, vor der Ablegung des Ordensgelübdes von sich entfernt haben mußte, wie das Haar, das man ihr abschnitt.

Während dieser Selbstschau kam es ihr immer bestimmter vor, als sei sie nicht eins, sondern zwei in einem, ein Doppelwesen mit einem einzigen Leibe und zwei von einander deutlich trennbaren Seelen, und diese Ueberzeugung that ihr so weh, als blute der Schnitt noch, der diese Trennung verursacht.

Da fiel ihr Blick auf das Gnadenbild der Mutter Gottes ihr gegenüber, und nun ergriff sie mächtiger als vorhin der gewohnte Zwang, die Seele im Gebet zu ihm zu erheben. In brünstiger Wärme flehte sie es an, sie von dem andern, neu erwachten, dem Himmel gewiß nicht wohlgefälligen Wesen zu befreien und sie wieder werden zu lassen, wie sie vor dem unseligen Wandeln im Mondschein gewesen.

Aber bald war es wieder um die Sammlung ge-

schehen, deren sie zum Beten bedurfte; denn wieder und wieder trat ihr das Bild des Ritters entgegen, und es war ihr dabei, als höre sie von dem inneren Ohre den eigenen Namen, den er ihr mit so heißem Verlangen entgegengerufen.

Wer die Stimme so zu einem andern erhebt, der liebt ihn. Heinz Schorlins Minne war groß und echt, und statt der inneren Stimme zu achten, die sie mahnte, zum Gebet zurück zu kehren, rief sie trotzig vor sich hin: „Ich will nicht!“

Noch konnte sie von dem Manne, dem ihr Herz mit so leidenschaftlicher Sehnsucht entgegenschlug, der so tapfer und fromm war und ihr in heißer Minne so ganz ergeben, nicht lassen.

Friedvoll schön war es freilich gewesen, sich in die lichte Herrlichkeit des Himmels hinein zu träumen, doch die stürmische Glückseligkeit, die sie empfand, da sie seiner und seiner Minne gedachte, erschien ihr reicher und größer. Sie konnte und wollte nicht mehr von ihm lassen.

Dabei kam ihr das Vorhaben der Schwester in den Sinn, Heinz — denn so nannte Eva den Ritter schon im Selbstgespräche — aus ihrer Nähe zu vertreiben, und der Gedanke, sie könnte ihn dabei vielleicht so scharf verletzen, daß ihm die ritterliche Ehre die Wiederkehr verböte, ängstigte sie und brachte sie auf.

Was gab Els denn das Recht, ihm zu mißtrauen? Ein frommer Ritter wie er trieb kein frevelhaftes Spiel mit der Dame seines Herzens, und das, ja das war sie gewiß, seit sie ihm ihre Farbe bekannt. Nichts sollte sie mehr von ihm trennen. Wie Luft und Licht brauchte sie ihn zu ihrem Glücke. Nach der Seligkeit in einer

andern Welt hatte sie bis dahin getrachtet; aber sie war noch so jung, sie hatte wohl noch lange unter der Sonne zu wandeln, und was konnte das Dasein hienieden ihr bieten, wenn man ihr die Hoffnung auf seinen Besitz verkümmerte und raubte.

Der neu erwachte Teil ihres Wesens verlangte sein Recht. Ganz würde er sich nie mehr in den alten Schlaf zurückzwingen lassen.

Wenn die Schwester zurückkam und sich rühmte, das reißende Tier auf immer vertrieben zu haben, wollte sie ihr zeigen, daß sie anders über den Ritter dachte und niemand gestattete, sich zwischen sie und ihn zu stellen. Während sie sich aber noch mit diesem Vorhaben beschäftigt hatte, war das Krankenzimmer leise geöffnet worden, und der Vater hatte ihr gewinkt, ihm zu folgen. Schweigend war er Eva durch den halbdunklen, nicht mehr vom Mondlicht erhellten Hausflur vorangegangen und hatte das Gemach seiner Töchter vor ihr betreten. Die Lampe brannte dort noch immer und zeigte ihr das verstörte Antlitz der Schwester, die mit dem Kinn in der Hand auf dem Schemel neben dem Spinnrade hockte.

Da war Eva der hell aufgeflackerte Mut wieder gesunken.

„Jesus Maria! Was ist da geschehen?" hatte sie angstvoll gerufen; der Vater aber dumpf erwidert: „Um Deiner wackeren Schwester willen, der ich es versprach, lege ich mir auf, ruhig zu bleiben. Aber schau sie nur an! In ihrem armen Herzen muß es aussehen wie auf dem Friedhof. Ihr Liebstes zu begraben, wurde über sie verhängt. Und wer," fuhr er, hingerissen von Schmerz und Empörung, uneingedenk seines Versprechens, ruhig

zu bleiben, aufbrausend fort, „wer trägt Schuld an dem allen, als Du und Dein schrankenloser Leichtsinn.“

Da versuchte Eva mit erhobenen Händen zu erklären, wie sie, ihrer selbst nicht mächtig, nachtwandelnd auf die Treppe und vor das Haus geraten; er aber fiel ihr mit einem: „Schweig, ich weiß alles,“ gebieterisch ins Wort. „Einem nichtswürdigen Verführer gab meine Tochter das Recht, das Schlimmste von ihr zu erwarten. Du, die wir für die Zierde dieses Hauses hielten, das bisher makellos rein war, Du trägst die Schuld, wenn die Leute auf der Gasse mit Fingern darauf weisen! O, o! Unsere Ehre, unser alter, fleckenloser Name!“

Aufstöhnend schlug der Vater sich an die Stirn; als aber Els sich erhoben und ihm den Arm um die Schulter geschlungen hatte, um ihm tröstlich zuzusprechen, ließ es Eva, die bis dahin vergebens nach Worten gerungen, nicht dazu kommen.

„Wer das mir nachsagt, Herr Vater,“ rief sie mit funkelnden Augen und der Stimme kaum mächtig, „der öffnete das Ohr der Verleumdung, und wer Heinz Schorlin einen nichtswürdigen Verführer nennt, den blendet der Schein, und dem rufe ich ins Gesicht, und wäre es auch der Herr Vater, dem ich Dankbarkeit schulde und Ehrfurcht ....“

Hier aber stockte sie und streckte dem tief gereizten Manne die Arme abwehrend entgegen; denn er näherte sich ihr mit zuckenden Lippen und — sie sah es ihm an — schon im Banne des furchtbaren Jähzorns, der ihn auch zum Unerhörtesten fortreißen konnte; Els aber hatte sich fest an ihn gehängt, und indem sie ihn mit dem Aufgebot aller Kraft zurückhielt, rief sie ihm mit herbem

Vorwurfe zu: „So haltet Ihr mir, was Ihr drinnen verspracht?“

Dann senkte sie die Stimme, und sie klang bittend und zärtlich, als sie fortfuhr: „Könnt Ihr denn daran zweifeln, lieber, teurer Herr Vater, daß sie nur im Schlafe, ihrer Sinne nicht mächtig, vollführte, was so viel Elend über uns bringt?“

Dann unterbrach sie sich selbst und fügte eifrig, im Ton der festesten Ueberzeugung, hinzu: „Nein doch! Bisher kam weder Schande noch Elend über Euch, Herr Vater, und das arme Kind dort. Nur gegen mich und mich allein richtet sich ein übler Verdacht, und wenn eins hier elend werden soll, so bin ich es.“

Da trat Herr Ernst, seiner selbst wieder mächtig, von Eva zurück; sie aber rief wie außer sich: „Wollt ihr mich um den Verstand bringen mit den dunklen Reden und Klagen? Was, in aller Heiligen Namen, ist denn geschehen, das meine Els in Elend stürzen soll und in Schande?“

„In Elend und Schande,“ wiederholte der Vater dumpf und warf sich auf den Sessel.

Dort blieb er mit dem Haupt in den Händen regungslos sitzen, während Els der Schwester mitteilte, was sich, als sie gegangen war, um mit dem Ritter zu reden, im Soler ereignet.

Tief atmend folgte Eva ihrem Berichte. Während eines kurzen Augenblickes ergab sie sich dem Verdachte, Cordula habe nicht aus reinem Mitgefühl gehandelt, sondern um Heinz Schorlin zu Dank zu verpflichten und ihn fester an sich zu fesseln. Als sie aber vernahm, daß der Vater den Ring der Tochter Herrn Kaspar Eys-

vogel zurückgegeben und die Verlobung seines Kindes gelöst habe, da dachte sie an nichts mehr als an das Unglück der Schwester und laut aufschluchzend warf sie sich Els um den Hals.

Fest umschlungen hielten sich die Mädchen, bis plötzlich der erste Blitz und Donnerschlag das Gespräch unterbrach.

So heftig bewegt waren Vater und Töchter gewesen, daß sie den Sturm, der sich draußen erhoben, überhört hatten, und der Ausbruch des Unwetters sie überraschte. Der Donnerschlag, der dem Blitze so schnell folgte, erschreckte auch sie, und als bald darauf ein zweiter mit krachendem und prasselndem Gedröhn das Haus erschütterte, trat Herr Ernst hinaus, um den obersten Aufläder zu wecken. Doch der alte Endres hielt schon Wacht unter den ihm anvertrauten Waren, und als der Hausherr nach kurzer Abwesenheit zurückkehrte, fand er Eva wieder an der Brust der Schwester und sah, wie diese ihr Stirn und Augen küßte und sie zärtlich zu trösten versuchte.

Doch Eva schien taub für ihre beruhigenden Worte. Els, ihre treue Els, sollte nicht mehr die Braut ihres Wolff, und ihr großes, schönes Glück vernichtet sein auf immer. Morgen sollte ganz Nürnberg erfahren, Herr Kaspar habe die Verlobung seines Sohnes gelöst, weil Wolffs Braut ihm, einem Verführer, dem Ritter Heinz Schorlin zu Gefallen, die Treue gebrochen.

Wie tief schnitt das alles Eva ins Herz, wie furchtbar quälte sie der Gedanke, daß sie es sei, die dies entsetzliche Unglück verschuldet! Zerfließend in Jammer und Thränen flehte sie die Beklagenswerte an, ihr zu vergeben, und Els that es gern und in einer Weise, die

dem Vater tief ins Herz griff. Wie gut waren die Mädchen, die trotz des schweren Leides, das die eine über die andere gebracht, so treu und fest zusammenhielten.

Ueberzeugt, daß auch Eva nichts Strafbares begangen, näherte er sich beiden, um sie ans Herz zu ziehen; doch er kam nicht dazu, es auszuführen; denn eben erdröhnte das Gemach von dem Wetterschlage, der Kätterle so furchtbar erschreckt hatte.

„Heilige Klara, hilf!" rief Eva, indem sie sich bekreuzte und auf die Kniee warf; Els aber eilte ans Fenster, stieß es auf und schaute mit dem Vater auf die Straße. Dort war nichts zu sehen als ein leichter Feuerschein am fernen nördlichen Horizont und zwei geharnischte Söldner, die in raschem Trab auf die Stadt zuritten. Aus den Ställen am Marienturme waren sie abgesandt worden, um, falls ein Feuer ausbrach, beim Löschen Ordnung zu halten. Einige Knechte, die ihnen mit Haken und Stangen folgten, eilten gleichfalls dem Frauenthor zu.

Auf die Frage, wohin, und wo es brenne, erfolgte die Antwort: „Nach dem Fischbache, um ihn aufstauen zu helfen. Es hat, scheint's, unter der Feste am Tiergärtnerthore gezündet."

Zu gleicher Zeit bewies der langgezogene Hilferuf aus dem Horn des Türmers, daß die Knechte ihn recht unterrichtet.

Da eilte er hinaus, und von der oberen Treppe her scholl ihm das Zetergeschrei Kätterles: „Es schlug ein! Bei den Klarissinnen brennt es!" entgegen.

Herr Ernst hatte ihr das Urteil gesprochen, und ihr Anblick erregte seinen Groll aufs neue so heftig, daß er, trotz der dringenden Gefahr, ihr zurief, was ihn jetzt

auch in Anspruch nehme, sie werde der strengsten Strafe für ihr schändliches Verhalten gewiß nicht entgehen.

Dann befahl er dem alten Endres, mit zwei Knechten bei der Schlafkammer der Hausfrau zu wachen, um, falls sich etwas ereigne, die Hilflose zuerst in Sicherheit zu bringen.

Bevor er sich selbst auf die Brandstätte begab, eilte er noch einmal zu den Töchtern zurück.

Während die Mädchen ihm Hut und Umwurf reichten, erfuhren sie, wo der Blitz gezündet, und nun sollte es noch einen Aufenthalt für den besorgten Hausherrn geben; denn Eva griff nach Schuhen und Strümpfen und erklärte, während sie die kleinen Pantoffeln von den Füßen schleuderte, wo ihre lieben Aebtissinnnen in Gefahr schwebten, da dürfte auch sie nicht fehlen; der Vater aber befahl ihr, bei der Schwester und Mutter zu bleiben, und näherte sich der Thüre. Auf der Schwelle blieb er noch einmal stehen und wandte sich mit der besorgten Bitte: „Denkt an die Mutter!“ an seine Töchter.

Ein neuer Donnerschlag übertönte das Geräusch seiner die Treppe hinabeilenden Schritte.

Als Els, die dem Vater kurze Zeit aus dem Fenster nachgeschaut hatte, sich der Schwester wieder näherte, trocknete sie Augen und Wangen und sagte: „Vielleicht hat er recht; doch jedesmal, wenn das Herz mich antreibt, einem warmen Verlangen zu folgen, wirft man mir Steine in den Weg. Ein wie willenloses Nichts ist doch die Tochter eines ehrbaren Nürnberger Geschlechtes.“

Erstaunt vernahm Els diesen Klageruf. War das ihre Ev, ihre „kleine Heilige“, die sich gestern noch nichts sehnlicher gewünscht hatte, als in demütigem Gehorsam,

fern vom Geräusche der Welt, ihres himmlischen Bräutigams würdig zu werden und im stillen Frieden des Klosters die Seele zu Gott zu erheben? Was war in wenigen Stunden aus dem Mädchen geworden! Selbst die am weltlichsten Gesinnte unter ihren Freundinnen hätte solche Klage der andern verdacht.

Aber sie fand jetzt keine Zeit, der Verirrten ins Gewissen zu reden. Liebe und Pflicht riefen sie ans Lager der Mutter. Und dann! Das Kind war sich seiner Minne bewußt geworden, und sie, die durch den eigenen Vater von dem Geliebten getrennt war, und doch nicht von ihm zu lassen gedachte, war sie auch berechtigt, der Schwester zu raten, ihre Minne und die Hoffnung auf künftiges Glück mit und durch den Geliebten zu den Toten zu werfen?

Was für Wunder die Minne doch wirkte! Wenn sie in einer Nacht aus ihrer frommen, künftigen Himmelsbraut ein ungestüm begehrendes Weib gemacht hatte, dann konnte sie auch für sie das Unglaubliche thun.

Während Eva zum Fenster hinausschaute, begab Els sich zu der Mutter zurück. Sie schlief noch immer, und ohne sich von der Neugier oder von dem Verlangen, zu helfen, von ihrer Pflicht abwenden zu lassen, behauptete sie trotz des Feuerlärms, der gedämpft in das Gemach drang, ihren Platz am Lager der teuren Kranken.

Dreizehntes Kapitel.

Eva stand am geöffneten Fenster. Die Macht des Gewitters schien erschöpft. Das Gewölk zog nach Norden, und der Donner folgte in immer längeren Zwischenräumen dem Blitze.

Am Himmel trat Ruhe ein, in der Stadt und auf der Straße wurde es aber immer lebendiger und lauter.

So kräftig hatte sie die Sturmglocken noch nie die eherne Zunge rühren, das Blasen des Türmers noch nie mit so weit hinschallender Stärke die Luft erschüttern und Hilfe heischen hören.

Die metallenen Stimmen aus der Höhe riefen auch nicht vergebens nach Beistand; denn während ein rosenroter Schimmer die Laubkrone der Linde vor ihrem Fenster und die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite der Straße mit den Tinten des Morgenglühens färbte, wogten immer dichtere Menschenmengen vom Frauenthore her der St. Klarengasse entgegen.

Das Kloster war von ihrem Gemache aus nicht sichtbar, doch der starke Geruch des Rauches und die lauten Stimmen, die von dort her ihr Ohr erreichten, lehrten sie, daß das Feuer nicht klein war. Während sie dann die Stelle aufsuchte, von der aus Heinz den Blick zu ihrem

Fenster erhoben haben mußte, traten zuerst die Ortliebschen Knechte, zu denen sich auch einige Montfortsche gesellt hatten, mit Eimern und Leitern aus dem Hause.

Ihnen nach huschte eine weibliche Gestalt auf die dunkle Straße. Ein schwarzes Tuch verbarg ihr Kopf und Oberkörper, und in der Hand trug sie ein Bündel.

Das mußte Kätterle sein!

Wohin sie in dieser Stunde nur wollte? Den Löschenden konnte sie, da sie das Päcklein mit sich führte, kaum beizustehen wünschen. Ob sie sich aus Furcht vor Strafe aus dem Hause fortstahl? Armes Geschöpf! Auch die Magd sollte durch ihre Schuld ins Unglück geraten!

Das griff ihr ans Herz. Während sie aber den Namen „Kätterle!“ hinunterrief, um sie zurück zu halten, zog sie etwas anderes, das sie stärker fesselte, von ihr ab; denn vom Hausthor her klang ihr die laute Stimme der Gräfin Cordula entgegen.

Mit wem sprach sie?

Wollte das Mädchen, das sich so manches herausnahm, was einer sittigen Jungfrau nicht anstand, sich auch hier den Männern gesellen? Daß sie selbst zu den Nonnen geeilt wäre, wenn der Vater sie nicht zurückgehalten hätte, vergaß sie.

Da stand die Gräfin schon auf dem Vorplatz.

Nachdem Eva ihr einen flüchtigen Blick geschenkt, schaute sie noch einmal der Gürtelmagd nach, doch sie war schon im Dunkel verschwunden. Das that ihr leid. Sie hatte etwas verabsäumt, was die Magd, der sie gut war, vielleicht von einer Unbesonnenheit zurückgehalten hätte. Während sie aber von der sonderbaren Erscheinung

der Gräfin angezogen worden war, hatte sie der anderen vergessen.

Cordula mochte eben das Lager verlassen haben; denn sie trug nur ein schlichtes, hoch aufgeschürztes Kleid, kurze Stiefelchen, deren sie sich sonst wohl auf der Jagd bediente, und ein auf der Brust zusammengeknüpftes Tuch. Ein anderes umwand ihr das Haupt wie den Bauerweibern, die an kalten Wintertagen ihre Ware zu Markte führen. Schlichter war kaum eine Maiersfrau gekleidet, und — Eva konnte nicht umhin es zuzugeben — etwas Vornehmes lag trotzdem in ihrer sicheren Haltung.

Der Kaplan ihres Vaters und der in seinem Dienst ergraute Stallmeister waren ihre Begleiter. Beide bemühten sich, sie zurück zu halten. Jener wies auf einen Zug Weiber, der dem Pfänder*) und etlichen Stadtknechten folgte und sagte, als er sich dem Vorhofe näherte, in ermahnendem Ton: „Das alles sind verworfene Dirnen, denen es in dieser Stadt obliegt, auf dem Brandplatze beim Löschen zu helfen. Wie würde es Eurer gräflichen Gnaden anstehen, sich neben dieser Schande ihres Geschlechts ... Nein, nein! Morgen würde es heißen, unter diesen Verachteten hätte die Zierde des Montfortschen Hauses ...“

„Hätte Gräfin Cordula die Hände beim Löschen geregt,“ unterbrach ihn diese mit heiterem Selbstgefühl. „Ist das etwa ein schimpfliches Werk? Soll es mir, weil ich von vornehmer Geburt bin, versagt sein, mich zu denen zu zählen, die dem Nächsten helfen, so weit es in ihrer Kraft steht? Was hier Gutes vollbracht werden

*) Polizeimeister.

soll, die beklagenswerten Weiber dort machen es durch ihre Beihilfe wahrlich nicht schlechter. Glaubt man aber hier zu Lande dennoch, daß sie es thun, so lüstet es mich doppelt, es durch meine Mitwirkung zu adeln. Mich setzt das Löschen nicht herab, die Dirnen aber macht es besser. Fort denn! Seht nur, wie die Flamme dort aufloht. Da bedarf es der Hilfe, und, gottlob, ich gehöre nicht zu den Schwachen. Und dann. Es sind Frauen, denen es hier Beistand zu leisten gilt, und dem Weibe in Gefahr ist das Weib der willkommenste Helfer!"

Da nickte der alte Stallmeister ihr mit feucht schimmernden Augen zu und trat der Gräfin voran auf die Straße; sie aber folgte ihm nicht sogleich, sondern schaute sich nach dem Pagen um, der ihr das Verbandzeug nachtragen sollte, das sie daheim unter ihren Hörigen zu brauchen gelernt. Der flinke Knabe ließ sie nicht lange warten. Während aber die Herrin prüfte, ob er nichts Wichtiges vergessen, bemerkte er Eva, deren Schönheit ihm längst das junge Herz entzündet hatte, am Fenster und schaute verliebt zu ihr hinauf. Da nahm auch Cordula sie wahr und rief ihr einen freundlichen Gruß zu; Eva aber schickte sich schon an, ihr im gleichen Tone zu danken, als ihr wieder in den Sinn kam, daß Cordula vor anderen von Heinz Schorlin geredet hatte, als sei er ihr in aller Unterthänigkeit gewärtig. Da wallte es unwillig in ihr auf, und als hätte sie den Gruß überhört, trat sie in das Zimmer zurück.

Die Gräfin nahm es wahr und zuckte bedauerlich die Achseln.

Unzufrieden mit sich selbst fuhr Eva fort, nachdem die von der Stadt herkommende Menschenmenge Cordula

ihren Blicken entzogen, auf die Straße zu schauen. Es schien ihr, als sollte ihr nichts mehr gelingen, was ihr selbst zur Zufriedenheit gereichte. So haltlos, so unwirsch, so leer jeden Selbstvertrauens hatte sie sich noch nie gefühlt. Wie sonst Trost bei ihrer Heiligen zu suchen, ging jetzt nicht an. Es gab da unten zu viel, was sie abzog.

Aus dem rosigen Schein an der Linde war ein roter Glanz, aus dem Schimmer an den gegenüberliegenden Wänden ein blendendes Flackern geworden. Von der St. Klarengasse aus trug der Wind, der jetzt von Westen her wehte, brennende und funkensprühende Körper — von den Flammen ergriffene Heubündel — aus dem Speicher des Klosters dem Marienturme entgegen und in die Straße. Dazu wurde es immer lauter über und hinter, vor und unter ihr. Das Geläut und Blasen von den Türmen dauerte fort, und in dies beständige Schallen, Tönen und Schmettern aus der Höhe mischten sich vom Kloster her die hohen, weithin vernehmbaren Stimmen des Nonnenchors, der in inbrünstigen Bittgesängen die Hilfe der Stifterin des Klarissinnenklosters anrief. Oft freilich wurde der Gesang von dem Lärm auf der Straße übertönt; denn die Brandherren und Viertelmeister waren zu rechter Zeit benachrichtigt worden, und Scharwächter, Söldner der Stadt, Spitalknechte, sowie die feilen Dirnen, denen das Gesetz gebot, beim Löschen zu helfen, kamen in kleinen Rotten, Büttel und Bedienstete des Rates, die zur Mithilfe verpflichteten Bader, deren wundärztliche Geschicklichkeit hier leicht Verwertung finden konnte, Herren vom Rate, Priester und Mönche einzeln daher. Auch vom Hufschlag vieler Rosse scholl die Straße wider;

denn erst sprengten berittene und geharnischte Reisige herbei, um die Büttel bei der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen, dann trabte der Brunnenmeister mit seinem Oberknecht auf den schweren Pferden, die der Rat ihnen beim Brande zur Verfügung stellte, auf die St. Klarengasse zu. Ihm folgten die Müller mit messingenen Spritzen. Während ihre wohlgenährten Gäule die Last der hölzernen Wasserbottiche, deren man für die Lösch-arbeit bedurfte, auf Schlitten mit geringem Geräusch durch den Schmutz der vom Regen aufgeweichten Straße schleiften, gab es ein lautes Klirren und Rasseln, als die Wagen erschienen, mit denen die Fuhrleute auf der Peunt*) große und kleine Leitern, Haken und Hebebäume, Eimer und Fackeln auf die Brandstätte brachten.

Uebrigens wünschten außer denen, die das Gesetz dazu verpflichtete, auch viele andere den beliebten Klarissinnen Beistand zu leisten und sich damit einen Gotteslohn zu erwerben. Ein Brauer hatte seine kräftigen Hengste gestellt, um die acht Maurer, denen es oblag, beim Löschen ihre Geschicklichkeit zu bewähren, mit ihrem Handwerkzeuge an die Arbeit zu führen. Johlend und schreiend folgte ihnen allerlei Gesindel — Männer und Weiber — um beim Rettungswerk im Trüben zu fischen. Doch die Büttel behielten es scharf im Auge und schafften Platz, als der Komtur der deutschen Herren mit einigen Begleitern, denen das weiße Kreuz vom schwarzen Gewand leuchtete, hoch zu Roß erschien und endlich auch der alte Herr Berthold Vorchtel auf seinem der ganzen Stadt bekannten frommen und edlen Schim-

*) Der Stadtbauhof.

mel herangetrabt kam. Immer noch hielt der Greis sich gut im Sattel, doch sein Haupt war gebeugt, und wer da wußte, daß man ihm vor nur einer Stunde die Leiche des ältesten, im Zweikampfe erschlagenen, wohlgeratenen Sohnes ins Haus gebracht hatte, der bewunderte die Willenskraft des längst ergrauten Herrn. Als erster Losunger und Obristhauptmann stand er an der Spitze des Rates und somit auch der Stadt. Die Pflicht hatte ihm geboten, das Roß zu besteigen; doch wie bleich und müde war sein sonst so lebhaftes kluges Gesicht!

Vor dem Ortliebhofe ritt der Komtur der deutschen Herren ihm an die Seite, und Eva sah, wie er ihm die Hand so warm und kräftig schüttelte, als läge ihm daran, dem Greise recht herzlich zu zeigen, wie innigen Anteil er an etwas Schwerem nahm, das ihn betroffen.

Die Vorchtels hatten aufgehört, den Ortliebs nahe zu stehen, seit Wolffs Verlobung mit Els bekannt geworden war; doch der alte Herr Berthold war, obgleich er wohl selbst in dem jungen Eysvogel den künftigen Gatten seiner „Ursel" gesehen, Eva stets freundlich begegnet, und — sie täuschte sich nicht — was ihm dort im Licht der Fackeln auf der Wange schimmerte, das waren Thränen! — Ihr Anblick griff dem Mädchen ans Herz, und wie gern hätte es erfahren, was den Vorchtels zugestoßen war und dem Greise ihr Mitgefühl zu erkennen gegeben. Was konnte ihm so Schmerzliches widerfahren sein? Erst vor wenigen Stunden war ja der Vater von dem fröhlichen Herrentrunk in seinem Hause gekommen. Die Gemahlin Herrn Bertholds, seine Tochter Ursula und einen seiner beiden kräftigen Söhne konnte es kaum getroffen haben. Vielleicht hatte der Tod ihm nur einen

weniger nahen, geliebten Verwandten entrissen. Doch auch das hätte sie wissen müssen; denn die Ortliebs waren mit dem alten Herrn wie mit seiner Hausfrau verschwägert.

Von einer schlimmen Ahnung beängstigt schaute Eva ihm nach und spähte dabei auch unter den Leuten auf der Straße nach Heinz Schorlin umher. Mußte die Besorgnis um sie ihn nicht hieherführen, wenn er erfuhr, wie nah von ihrem Hause es brannte?

Sobald ein Helm oder eine Rittermütze, die Menge überragend, sich zeigte, meinte sie, daß er komme. Einmal glaubte sie ihn sicher erkannt zu haben; denn nicht zu Roß, sondern zu Fuß erschien ein hochgewachsener junger Mann von ritterlicher Haltung, der gegenüber dem Ortliebhofe stehen blieb. Das mußte er sein! Als er aber zu ihrem Fenster hinauf schaute, zeigte ihr der Widerschein des Feuers, daß derjenige, dem ihr Herz so schnell entgegenschlug, wohl ein Ritter war, und zwar ein junger und schöner, doch keineswegs der, für den sie ihn gehalten. Boemund Altrosen war es, ein als Sieger in manchem Turnier wohlberufener junger Ritter, der auch bei ihrem Oheim, dem Schultheißen, als Knabe verkehrt hatte. Wegen seines kohlschwarzen welligen Haares war er nicht zu verkennen. Es hieß, daß der dunkelblaue Aermel eines Frauengewandes, den er beim Tjost an der Helmzier zu tragen pflegte, der Gräfin Montfort angehöre. Sie sei seine Dame, und für sie habe er so viele Siege erfochten.

Heinz Schorlin hatte ihn beim Tanze seinen Freund genannt und ihr gesagt, der wackere Ritter bemühe sich vergebens um die übermütige Gräfin. Jetzt schaute er

vielleicht um Cordulas willen so aufmerksam auf ihr Haus hin. Oder hatte Heinz, sein Freund, ihn gesandt, damit er, den der Kaiser vielleicht zurückhielt, über sie wache?

Aber nein! Eben war er dem Hause näher getreten, um einen Knecht in den Montfortschen Farben zu befragen, und jetzt veranlaßte ihn die Antwort, dem Kloster entgegen zu schreiten.

War es der Rauch, der von der Brandstätte her immer dichter in die Straße hineinquoll oder Enttäuschung und bitteres Seelenweh, was ihr das Auge mit Thränen füllte?

Auch die Gefahr, in der die Muhme Aebtissin und ihre lieben Klarissinnen schwebten, steigerte ihre peinliche Erregung. Die Nonnen selbst schienen sich zwar sicher zu fühlen; denn es ließen sich immer noch abgerissene Accorde ihres Gesanges durch das Schallen und Lärmen ringsum vernehmen; aber der Brand mußte den Löschenden doch große Schwierigkeit bereiten. Das bewies der immer gleich helle Feuerschein an der Linde und die Kommandorufe, die unverständlich, doch hörbar, jedes andere Geräusch gebieterisch übertönten.

Unten auf der Straße wurde es leerer. Was sich, um zu helfen, der nächtlichen Ruhe begeben, war schon größtenteils auf die Brandstätte gelangt. Nur vereinzelt zogen noch einige Nachzügler durch das weit geöffnete Frauenthor dem Marienturme entgegen. Unter ihnen befanden sich auch Reiter, und Eva schlug das Herz wiederum schneller; doch nur kurze Zeit; denn Heinz Schorlin war weit größer als derjenige, der sie von neuem getäuscht, und zwei berittene Fackelträger hätten ihm auch schwerlich den Weg beleuchtet. Bald flog ihr

sogar ein Lächeln um die frischen Lippen; denn der kleine, starke Mann auf dem großen, starkknochigen Binzgauer Hengste, den sie nun deutlich erkannte, war der liebste ihrer Verwandten, ihr Pate, der gute, kluge kaiserliche Schultheiß Berthold Pfinzing, der Gatte der Schwester ihres Vaters, der wackeren Muhme Christine.

Wenn er zu ihr hinaufschaute, mußte er ihr Auskunft wegen des alten Herrn Vorchtel erteilen.

Und er ritt nicht an dem Hause seiner Lieblinge vorüber, ohne den Blick zu ihrem Fenster zu erheben, und als er wahrnahm, daß Eva ihm winkte, gebot er den Knechten, zurück zu bleiben und hielt auf dem Vorplatze hinter den Ketten.

Nachdem er der Nichte einen kurzen Gruß zugerufen, und sie sich nach den Vorchtels und was sie betroffen, erkundigt, frug er besorgt: „So wißt ihr noch nichts? Und Els? Auch ihr blieb es verschwiegen?"

„Was denn, in aller Heiligen Namen?" verlangte Eva in steigender Besorgnis zu wissen.

Da gebot ihr der Schultheiß, der die Hausthür offen stehen sah, rasch zu ihm herunter zu kommen.

Bald stand Eva denn auch neben dem großen Braunen des Paten, und während sie dem prächtigen Tier den glatten Hals streichelte, sagte er schnell und mit gedämpfter Stimme: „Gut, daß es so kam. Du kannst es der Schwester allmälich beibringen, Kind. Heute nacht ... Nimm Dich zusammen; denn es gibt Dinge zu hören, die auch einen Mann ... Kurz denn! ... Heute nacht geriet Wolff Eysvogel mit dem jungen Vorchtel in Händel, oder besser: Ulrich reizte euren Wolff so grausam, daß er blank zog."

„Wolff!“ schrie Eva, die schon die Hand von dem Pferde gelassen, angstvoll auf, „Wolff! Er ist so furchtbar stark, und wenn er im Zorne das Schwert zog ...“

„Mit einem gewaltigen Stoße traf er den Gegner,“ versetzte der kaiserliche Schultheiß mit einer bezeichnenden Geberde. „Durch und durch drang der Schwertstich. — Doch ich muß weiter ... Nur das noch! Als Leiche brachten sie Ulrich zu den Eltern zurück. Und Wolff ... Wo er sich verbirgt? ... Mögen die lieben Heiligen recht lange die einzigen bleiben, denen es bewußt ist. Ein Streit mit solchem Ausgang unter den Augen des Kaisers Rudolf, jetzt, wo der Landfrieden eben erklärt ward! Wer weiß, was über ihn verhängt wird, wenn die Büttel sich diesmal findiger zeigen als sonst ... Mein Amt zwang mich, die Meute gegen ihn loszulassen. Daher auch mein verspätetes Kommen ... Bring es der Els so schonend bei, wie es angeht.“

Damit grüßte er ritterlich und trabte davon; Eva aber eilte, wie von Feinden verfolgt, die Treppe hinauf, warf sich vor dem Betpult auf die Kniee und schluchzte.

Gewiß hatte der junge Vorchtel von den Vorgängen im Soler erfahren, Wolff von dem nächtlichen Stelldichein seiner Braut mit einem Ritter geredet und den Zorn des starken Mannes dadurch gereizt. Wie furchtbar war das alles! Wie sollte sie es ertragen? Ihre Unbedachtsamkeit hatte ein Menschenleben, einem Elternpaar den Sohn gekostet! Durch ihre Schuld schwebte der Bräutigam der Schwester, der auch ihr lieb war, in Gefahr, dem Bann zu verfallen, vielleicht gar auf dem Richtblocke zu enden.

Auch an andere Gründe zu denken, die heißblütige

junge Männer veranlassen die Schwerter zu kreuzen, lag ihr fern, und fest überzeugt, daß ihr unseliges Schreiben Heinz Schorlin in ihr Haus gezogen und all dies Schreckliche verschuldet habe, rang sie vergebens nach Fassung.

Bald stellte sich ihr das Bild der verzweifelnden Els, bald das der alten in Kummer vergehenden Vorchtels, bald Wolff, der vogelfrei wie ein gehetztes Wild sich im Dickicht der Wälder verbarg, bald die Gürtelmagd, die mit ihrem Bündlein in die Nacht hinaus floh, bald das brennende Kloster und dazwischen auch Heinz Schorlin, wie er vor ihr auf den Knieen lag, und die Hände mit leidenschaftlichem Verlangen zu ihr erhob, vor das innere Auge.

Doch wie eine Sünde wies sie jetzt jeden Gedanken an ihn von sich und bezwang auch den Drang, auf die Straße und nach ihm auszuschauen. Für die Schwester, die sie ins Unglück gestürzt, und ihr armes, aus tiefen Wunden blutendes Herz, ihre Heilige und die gnadenreiche Mutter Gottes anzuflehen, war jetzt ihre einzige Pflicht; doch der Trost, den ihr sonst der bloße Aufschwung der Seele zum Gebete gewährte, blieb aus, und es konnte ja nicht anders sein; denn bei dem fortwährenden Schauen und Horchen in sich selbst hinein und um sich her, ließ sich zu keiner rechten Andacht gelangen.

Obwohl sie neue und immer neue Anläufe nahm, sich zu sammeln und unentwegt mit gefalteten Händen vor dem Betpult kniete, entging ihr doch kein Hufschlag eines Rosses, kein lauter Ruf einer Menschenstimme auf der Straße. Auch das hellere Auflohen und zeitweise Verblassen des Feuerscheins, der durch das Fenster fiel, nahm sie wahr, und das Läuten und Blasen, das nicht

aufhören wollte, sorgte dafür, daß die Erregung ihrer Seele nicht nachließ.

Aber das Gebet war das einzige, womit sie gut machen konnte, was sie der Schwester angethan hatte, und so ließ sie nicht ab von dem Versuche, sich für sie an die hohen Helfer über ihr zu wenden; doch es wollte und wollte nicht glücken. Aber selbst als sie ganz in der Nähe des Hauses Stimmen hörte, unter denen sie die der Gräfin Cordula und, irrte sie nicht, auch die des Vaters erkannte, widerstand sie dem Drange, sich von den Knieen zu erheben.

Endlich wurde diesem vergeblichen Ringen von außen her ein Ende bereitet. Im Soler hatte sich ein ungewöhnlich lautes Rufen und Fragen erhoben, und plötzlich öffnete sich die Thür des Gemaches, und die alte Martsche*) schaute zu ihr herein. Die Schaffnerin suchte hier etwas; als sie indes das fromme Kind auf den Knieen fand, wollte sie es nicht stören und begnügte sich mit dem Zeugnis ihrer Augen. Eva aber hielt sie zurück und erfuhr, daß sie nach Kätterle ausschaue, die weder auf ihrer Kammer noch sonst wo zu finden. Der Herr Vater habe die Gräfin Montfort mit Brandwunden heimgebracht, und es gäbe allerlei für die Gürtelmagd zu schaffen.

Da hielt sich Eva schaudernd an der Lehne des Pultes fest; denn die Gewißheit, daß das unglückliche Mädchen in der That die Flucht ergriffen habe, streute ihr Salz in die Wunden.

Als Martsche sie verlassen und Els zu ihr eintrat,

---

*) Margarethe.

hatte die Erregung ihrer Seele solche Höhe erreicht, daß sie sich wie außer sich vor ihr niederwarf, ihre Kniee umschlang und indem sie mit leidenschaftlichem Ungestüm Selbstanklage auf Selbstanklage häufte, sie schluchzend um Vergebung anflehte und Gnade.

Els war indes schon durch den Vater von der unglückseligen That ihres Verlobten unterrichtet worden, und sobald sie wahrnahm, was die Schwester so furchtbar ängstigte und quälte, sprach sie ihr liebreich zu und befreite sie von dem Vorwurfe, auch an diesem Unheil Schuld zu tragen; denn der Zweikampf hatte so früh stattgefunden, daß noch keine Kunde von den Vorgängen im Soler zu dem jungen Vorchtel gelangt sein konnte, als er mit Wolff in Händel geriet.

Nicht nur um sie zu beruhigen, gab sie Eva die Versicherung, daß, so sehr sie auch der Tod des unglücklichen Ulrich und der Schmerz seiner Eltern bekümmere, Wolffs That weder ihre Liebe noch die Hoffnung auf seinen Besitz beeinträchtigen könnte.

Leuchtenden Auges folgte Eva dieser Versicherung. Unerschütterlich fest wie der alte Felsen ihrer heimischen Burg, der jedem Wetter trotzte und dem selbst der vernichtende und zündende Blitzstrahl nichts anhaben konnte, stand die Minne im Herzen ihrer Schwester. Das machte sie ihr doppelt lieb, und aus dumpfer Verzweiflung rang ihre zu jedem Aufschwung geneigte Seele sich schnell zu hoffnungsreicher Begeisterung in die Höhe.

Als Els sie endlich bat, ohne sie zur Ruhe zu gehen, sagte sie es willig zu; denn die Mutter befand sich leidlich und Schwester Renata wachte bei ihr.

Eva hielt auch Wort, nachdem Els, die noch nach

der Gräfin Montfort sehen wollte, sie über das Ergehen der Nonne beruhigt und ihr verheißen hatte, sich gleichfalls, so bald es anging, nieder zu legen.

Aus dem Verstummen der Sturmglocken ging hervor, daß das Feuer gebändigt. Auch sein Widerschein war erloschen; dafür aber begann sich draußen der Osten mit sanftem Rot zu färben.

Als die Schwester sie verlassen, zog Eva selbst die Vorhänge vor das Fenster, und der Schlaf unterbrach bald genug ihr Sinnen und Sehnen, ihr Leid und ihr Hoffen.

Vierzehntes Kapitel.

Das Gemach der Gräfin Cordula von Montfort schaute nach Osten hin und in den Garten. Die Sonne des Junimorgens war eben aufgegangen und erhellte es freundlich.

Die Zofe der Leidenden hatte Els den Eintritt verwehren wollen, die Gräfin aber sie lebhaft zu sich berufen und dann geboten, die Fenster zu öffnen, weil sie sich nur wohl fühle, wenn es licht um sie her sei und sie die frische Gottesluft atme.

Der Morgenwind führte den Rauch, der immer noch der Brandstätte entstieg, in eine andere Richtung, und so zog denn in der That vom Garten her eine erquickende Luft in das Gemach; denn der Gewitterregen hatte der gesamten Kreatur Labung gespendet, und von Beet und Rasen, Strauch und Baum ging ein frischer Erd- und Pflanzenduft aus, den zu atmen Genuß bot.

Eben hatte der Medicus Otto, derselbe, vor dessen Thor der schwer verwundete Ulrich Vorchtel niedergelegt worden war, die Gräfin verlassen. Die Brandwunden an ihren beiden Händen und Armen waren verbunden worden, ja der alte Herr hatte mit eigener Hand die angesengten Stellen an ihrem Haare beschnitten; denn in

ihrer derben Tüchtigkeit erschien Cordula dem weit berühmten Arzte solcher Mühewaltung wert. Er hatte ihr auch geraten, die ältere Tochter ihres Wirts, dessen kranke Hausfrau er behandelte, zu ihrer Pflege herbei zu ziehen, und sie war ihm gerne gefolgt; denn Els hatte ihr von der ersten Begegnung an wohl gefallen, und sie war gewohnt, bei Sonnenaufgang den Tag zu beginnen.

„Wie kommt es nur," frug Cordula jetzt die Nürnbergerin, die neben ihrem Lager Platz genommen hatte, „daß Ihr weder weint noch den Kopf senkt nach allem, was diese Nacht über Euch brachte. Ihr seid dem Schweizer fremd, und als wir Euch mit ihm überraschten, waret Ihr nicht zu einem Stelldichein gekommen, — ich weiß es. Wenn Euch aber in der That eine so feste und warme Minne mit dem jungen Eysvogel verbindet, wie kommt es, daß Euch die Absage seines Vaters und seine unselige That, die allerdings gerade in dieser Zeit kaum ungestraft hingehen möchte, den frohen Mut so wenig verdunkelt? Zu den Leichtfertigen scheint Ihr mir nicht zu gehören, und dennoch . . ."

„Dennoch," versetzte Els mit einem liebenswürdigen Lächeln, „ist mir schon mancherlei tiefer gegangen. Wir sind nicht alle vom nämlichen Holze, Gräfin, doch gerade Ihr habt mancherlei an Euch, was es Euch leicht machen muß, mich zu verstehen; denn seht, gnädige Gräfin. . ."

„Nennt mich Cordula," unterbrach sie jene mit freundlicher Bitte. „Warum soll ich leugnen, daß ich Euch gut bin, und auf die Gefahr hin, Euch eitel zu machen, sei Euch verraten . . ."

„Nun?" frug Els gespannt.

„Der alte, prächtige Medicus beschrieb Euch mir ganz,

wie ich mir Euch dachte," lautete die Antwort. „Ihr gehörtet zu denen, sagte er, deren bloße Gegenwart am Krankenbett wie gute Arznei wirkt — und da seid Ihr, und mir, werte Jungfrau Els, kommt dies wohlthätige Heilmittel zu gute."

„Wenn ich mich der ‚gräflichen Gnaden' enthalten soll," fiel ihr hier die andere ins Wort, „so erlaßt Ihr mir wohl auch die ‚werte Jungfrau'! Bei Eurer Wartung bin ich um so lieber behilflich, zu je wärmerem Danke..."

„Laßt das," schnitt Cordula ihr das Wort ab. „Aber, bitte, seht doch einmal nach dem Verbande, unter dem es stärker glüht und sticht, als es not thut, und dann fahrt fort mit Eurer Erklärung."

Da machte sich Els mit dem Arme der Gräfin zu schaffen und wandte ein Hausmittel an, dessen Kenntnis sie der Muhme Christine, der Gattin des kaiserlichen Schultheißen, verdankte, die wohl mit der Heilkunde vertraut war. Es linderte auch den Schmerz, und als Cordula dies zugestand, fuhr Els in ihrer Erklärung fort: „Was da alles über mich kam, schien mir anfangs allerdings unerhört und kaum zu ertragen. Nachdem dann noch die unselige That meines Wolff dazu kam, hatte ich das Gefühl, als stünde ich in dichtem, dunklem Nebel und als müßte jeder Schritt vorwärts mich in einen erstickenden Sumpf oder tödlichen Abgrund führen. Dann aber übersann ich das Geschehene, wie es meine Art ist. Das Ueble, das mir in der Zukunft bevorsteht, trennte ich im Geiste vom Guten, und kaum war ich damit ein Stück vorwärts gekommen, als schon Sumpf und Abgrund ihre Schrecken verloren. Beide, fand ich, ließen sich, da es ja weder bei Wolff noch bei mir an

Liebe fehlt und gutem Willen, bei einiger Klugheit und Vorsicht umgehen.“

„Ja, dies Sinnen und Ueberdenken!“ rief die Gräfin mit einem leisen Seufzer. „Auch mir glückt es manchmal. Nur beginn' ich damit leider gewöhnlich erst, wenn es zu spät und die Tollheit vollbracht ist.“

„So solltet Ihr fürder es umgekehrt halten,“ entgegnete Els heiter. Doch gleich darauf änderte sie den Ton, und es klang ernst genug, als sie fortfuhr: „Das Herzeleid der armen Vorchtels, und was mein Bräutigam leiden mag, weil der Gefallene ihm früher ein lieber Freund war, das wirft freilich einen dunklen Schatten auf vieles; aber Ihr, die Ihr eine Jägerin seid, kennt gewiß die nebeligen Herbstmorgen, an die ich denke. Weit und breit wird alles von einem dichten Schleier umzogen, doch man ahnt den lichten Sonnenschein, der sich hinter ihm verbirgt. Plötzlich reißt der Nebel . . .“

„Und Berg und Wald, Land und See liegen in lichtem Sonnenschein vor uns!“ rief die Gräfin. „Ob ich dergleichen kenne! Und wie sollt' es mich freuen, wenn ein glücklicher Wind das Nebelgrau recht bald für Euch zerstreute. Nur — eine Schwarzseherin bin ich gewiß nicht — nur wißt Ihr vielleicht nicht, wie ernst der Kaiser es mit dem Landfrieden nimmt. Wenn Euer Bräutigam sich hinreißen ließ . . .“

„Nicht zum erstenmale,“ fiel ihr Els hier eifrig ins Wort, „unterfing sich der junge Vorchtel, ihn vor anderen zu reizen, — und er meinte berechtigt zu sein, dem früheren Freunde zu grollen; galt es doch für ausgemacht, daß Wolff und seine Schwester Ursula ein Paar werden sollten . . .“

„Bis,“ unterbrach Cordula die andere, „bis er Dir Tausendschön in die hellen Augen schaute.“

„Wie könnt Ihr das wissen?“ frug Els befangen.

„Weil wie bei den Zahlen, so auch in Minne und Haß auf die Eins die Zwei und die Drei folgt,“ lachte die Gräfin. „Was aber Euren Wolff im besonderen angeht, so nehme ich gern mit Euch an, es werde ihm vor den Richtern sich zu reinigen glücken. Doch der alte Eysvogel, der aussieht, als sähe er, wenn er dem lieben Herrgott begegnete, ihn zuerst darauf an, wer der reichere sei von ihnen beiden, Euer künftiger Schwager Siebenburg, der widrige ‚Schnurrbart‘ und sein armes Weib, das sich daheim grämt über den zügellosen Hausherrn, welcher Dank Euch von solcher Sippe bevorsteht...“

„Keiner,“ versicherte Els betrübt. Dann aber beugte sie sich über die Kranke, und ihren Mund umspielte es schalkhaft, als sie leise fortfuhr: „Was ich aber Gutes von all dem Bösen erwarte, ist, daß es sich zwischen die Eysvogels und uns hinziehen wird wie Mauer und Graben. Nie und nimmer schicken sie sich an, sie zu überschreiten; Wolff aber fände den Weg zu mir zurück, und trennte uns auch ein großes Meer und himmelhohe Berge.“

„In dieser Zuversicht läßt der gute Mut sich freilich bewahren,“ sagte die Gräfin und fuhr mit einem leisen Seufzer fort: „Wie Schlimmes auch über Euch kam, es möchte Euch mancher beneiden.“

„So hat Frau Minne auch Euch? . . .“ begann die andere; Cordula aber fiel abweisend ein: „Laßt das, werte Jungfrau. Vielleicht behandelt mich die Minne wie die Mutter das unbescheidene Kind, weil ich zu viel von ihr verlange. Zu einer endlosen Treibjagd ist

mein Leben geworden. Viel Wild jeder Art kommt dabei zum Schusse, doch rechte Lust bringt dem Weidmann nur das Birschen auf den einzigen Spielhahn, die einzige Gemse ... Aber nein," und in ihrer großen Lebendigkeit schwang sie dabei die kranke Hand so hoch, daß sie vor Schmerz aufstöhnen und sich Stillschweigen auferlegen mußte. Als sie endlich wieder zu reden vermochte, stieß sie, immer noch von arger Pein gequält, unmutig hervor: „Nicht Treiben, nicht Birschen, was soll mir die Beute? Auch ich bin ein Weib. Das arme verfolgte Wild möcht' ich sein, dem der Jäger nachsteigt auf die Gefahr hin, Hals und Bein dabei zu brechen. Das zu erleben muß schön sein! Dafür läßt sich der Schmerz einer Wunde willig ertragen. Nicht solche elende Brandblasen, eine tiefe, tödliche mein' ich!"

„Aber diese da," fügte Els in herzlichem Mahnungstone hinzu, „hättet Ihr Euch ersparen können. Bedenkt nur, was Ihr Eurem Herrn Vater seid, und wie weh ihm Euer Schmerz thut. Wegen eines blöden Viehs ein köstliches Menschenleben wagen ..."

„Das nennen sie Frevel, ich weiß ja," fuhr Cordula auf. „Und doch beginge ich morgen dasselbe auf die Gefahr hin, mir noch einmal ... O, ihr vorsichtigen Stadtleute hier, ihr Jungfräulein mit den schneeweißen Händen ... Was wißt ihr alle von einer, wie ich bin? Nicht einmal ahnen kannst Du, was mir, als ich klein war ... Und doch! Mit einem kurzen Worte ist es gesagt: Mir fehlte die Mutter! Nie, nie durft' ich sie sehen, nie hörte ich ihre liebe, warnende Stimme. Daß sie mir das Leben schenkte, hatte sie mit dem ihren zu büßen. Der Vater? Wie gut er ist! Er meinte die

Verstorbene zu ersetzen, indem er mir gewährte, was er mir an den Augen absah. Hätte ich das Schloß mir zur Augenweide brennen zu sehen verlangt, es läge jetzt vielleicht in Asche ... So ward ich zu dem, was ich bin. Größer wurde ich freilich, und — das ist schon etwas — wenigstens zu eines Menschen Freude: der seinen. Nein, nein! Daheim gibt es doch auch noch andere, wenn sie auch nur in elenden Hütten wohnen, die mich zurückwünschen möchten. Außer ihnen aber! — Wer fragte wohl viel nach der unbändigen Gräfin? Seh' ich doch selbst nicht gern lange hin, wenn mir der Spiegel mein Bild zeigt. Was das mit dem Feuer zu thun hat, möchtet Ihr wissen? Viel! Denn ich wäre kaum wund ohne das alles. Der Wetterschlag hatte nur die Scheuer des Klosters getroffen; der Kuhstall war noch heil, als wir kamen, doch bald wurde auch er von den Flammen ergriffen. Die Rinder ins Freie zu ziehen, hatten die Nönnlein und auch die Männer versäumt. Das arme Stadtvieh! Auf dem Lande genießt es freundlicherer Sorge. Als es endlich an seine Rettung ging, weigerten sich die Kühe natürlich, das alte Heim zu verlassen. Damit es nicht erstickte, hatte ein Kluger die Thür aus den Angeln gerissen. Ganz vorn stand eine hübsche rotbraune Bläſſe mit dem Kälblein daneben. Die Alte war schon in die Knie gesunken und leckte in der Todesnot das Kleine. Da jammerte mich des armen Dinges, und weil Boemund Altrosen, der mit dem schwarzen Haare, der nach dem Ritt auf die Kadolzburg mit den anderen bei euch eintrat, eben daherkam, gebot ich ihm, das Kälblein zu retten. Natürlich that er mir den Willen, und wie es sich auch sträubte, schleppte er es mit den starken Armen

aus dem Stalle. Der brannte in lichten Flammen, und das Strohdach drohte schon einzustürzen. Da schaute die alte Kuh mich mit einem so kläglichen Blick an und stieß ein so jammervoll schmerzliches Gebrüll aus, daß es mir ans Herz griff. Dabei fiel mein Blick auch auf das Kälbchen, und eine Stimme hier drinnen raunte mir zu, das würde nun wie ich ein mutterlos Kind sein, und in der ersten Zeit des Lebens des Besten entbehren. Weil aber bei mir — ihr hörtet es ja schon — das Handeln dem Denken vorangeht, kam ich — ich weiß selbst nicht mehr wie — hinein in den brennenden Stall. Es atmete sich schwer in dem widrigen Rauche, und glimmende Funken versengten mir das Tuch samt dem Haare; dabei aberblieb mir das eine fortwährend bewußt: Dem hilflosen Kleinen mußt du die Mutter erhalten! So rief ich und lockte sie denn, wie ich es daheim thue, wo alle Kühe mir gut sind; doch es war vergebene Mühe, und als ich das eben einsah, stürzte das Strohdach zusammen, und es wäre wohl um mich geschehen gewesen, hätte nicht Altrosen diesmal meine eigene, keineswegs leichte Person statt des Kalbes aus dem Stalle getragen."

„Und Ihr?" frug Els gespannt.

„Ich ließ mir's eben gefallen," versetzte die Gräfin.

„Nein, nein," fuhr Els eindringlich fort. „Das Herz schlug Euch dabei höher in dankbarer Freude; denn da sahet Ihr ja erfüllt, wonach Eure Seele verlangt: Ein Weidmann, und noch dazu der edelsten einer, setzte beim Jagen nach Eurer Minne das Leben aufs Spiel. O, Gräfin Cordula, dieses Ritters erinnere ich mich gar wohl, und war der dunkelblaue Aermel, den er beim Turnier im vorigen Jahre am Helm trug, der Eure . . ."

„'s ist, denk' ich, der meine gewesen," unterbrach Cordula sie obenhin. „Was mir übrigens mehr gilt: Als ich die Augen wieder aufthat, stand die Kuh draußen und leckte wieder ihr wohlerhaltenes Kälblein."

„Und der Ritter?" frug Els. „Wer das eigene Leben für einen Wunsch seiner Dame so heldenhaft aufs Spiel setzt, der sollte doch wohl ihres Dankes gewiß sein."

„Auf den darf Boemund zählen," versicherte Cordula bestimmt. „Jedenfalls fällt auch, was er diesmal für mich that, schwerer ins Gewicht als sein Lanzenbrechen, sein Minnegesang und die stumme Sprache seiner sehnsüchtigen Augen. Das sind Pfeile, die wenigstens mir nicht ins Herz gehen. Wie vorwurfsvoll Ihr mich anschaut! Laßt ihn bei seinem Freunde, dem Heinz Schorlin in die Schule gehen, und das Ding kann sich für ihn bessern. Ja, der Schweizer! Das wäre mein Mann, trotz Eures unfreiwilligen Stelldicheins mit ihm und Eurer frommen Schwester, über die er alle anderen, und so auch mich, im Tanzsaale vergaß. O, Jungfrau Els! Ich habe Jägeraugen, die scharf sehen! Um seinetwillen möchte Eure schöne Eva mit den gottseligen Heiligenaugen leicht das Beten verlernen. Auch seid Ihr es nicht gewesen, sondern sie, die ihn heute nacht in euer Haus zog. Wäre dieser Einfall mir schon drunten im Soler gekommen, ich hätte mir — ehrlich gestanden — wahrscheinlich mein Märlein gespart und die Dinge ihren Lauf nehmen lassen. Sancta Klara hätte schon für die künftige Genossin ein übriges gethan. Und dann! Dies hoffärtige Dämlein freut es, mir, so deutlich es nur immer angeht, zu zeigen, daß ich ihr ein Greuel bin. Dergleichen nehme hin, wer da mag ... Mein Christentum

geht nicht weit genug, um ihr auch die rechte Wange zu bieten. Und wißt Ihr was? Um ihr das Spiel zu verderben, wäre ich im stande, trotz aller Lebensretter der Welt, den Schorlin im vollen Ernst an mich zu fesseln."

„Thut es nicht!" bat Els mit bittend erhobenen Händen und fügte wie zur Erläuterung hinzu: „Um des edlen Boemund Altrosen willen, laßt es!"

„Das zu verheißen, mein Liebling," entgegnete Cordula kühl, „geht über meine Macht, schon weil ich selbst am wenigsten weiß, was ich morgen oder übermorgen thu' oder lasse. Ein Buchenblatt bin ich auf dem Spiegel des Baches. Sehen wir zu, wohin das Wasser es treibt! Sicher ist," — und sie blickte dabei auf die verbundenen Hände, „daß das Beste an mir — die runden Arme — nun auch entstellt sind. Narben schmücken den Mann, am Weibe sehen sie krankhaft aus und häßlich. Beim Tanz wird es sie unter enge Aermel verbergen gelten. Aber wie heiß würde das werden beim Schwäbeln und Raien. In Zukunft halte ich mich darum besser fern von dem närrischen Treiben. Ein Kalb, das eine Gräfin aus dem Tanzsaale weist! Wie findet Ihr das? Es gibt doch manchmal noch etwas Neues."

Hier wurde sie unterbrochen; denn die Schaffnerin rief Els hinaus, weil der Ritter Siebenburg gekommen sei, um sie, trotz der unzeitigen Morgenfrühe, in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Der Herr Vater aber habe sich zur Ruhe begeben und schlafe. Der Ritter lasse sich auch teilnahmsvoll nach dem Befinden der Gräfin Montfort erkundigen und lege ihr seinen Respekt zu Füßen.

„Von dem ich keinen Gebrauch machen kann," brauste Cordula auf. „Sagt ihm das, Frau Martsche!"

Als die Haushälterin sich entfernte, stieß jene ungeduldig hervor: „Wie das brennt! Die Glut genügte, um das gerettete Kalb zum genießbaren Braten zu machen. Am besten verschlafe ich wohl, was der Narrenstreich mir eintrug. Das Sonnenlicht fängt an aufdringlich zu werden. Ich mag es nicht mehr; denn es blendet! Verhängt mir die Fenster!"

Eilfertig folgte die eigene Zofe Cordulas diesem Befehle. Els half der Gräfin, sich in den Kissen zu wenden, und als sie ihr dabei den Arm berührte, rief die Leidende unwirsch: „Wer fragt darnach, was mir weh thut? Auch Ihr nicht!"

Hier stockte sie. Der bittende Blick, mit dem Els sie angeschaut hatte, mußte ihr in das weiche Herz gedrungen sein; denn plötzlich hob und senkte sich ihr die volle Brust, und mit mühsam verhaltenem Schluchzen stieß sie hervor: „Ich weiß ja, daß Du es gut meinst; aber ich bin auch nicht von Stein oder Eisen ... Allein sein will ich und schlafen."

Damit schloß sie die Lider, und als Els sich über sie beugte, um sie zu küssen, netzten Thränen die Wangen der Gräfin.

Um weniges später trat Els auf dem Flur des ersten Stockes dem Schwager ihres Verlobten entgegen. Er hatte es abgelehnt, in das leere Wohngemach zu treten.

Seitdem er vorhin mit dem Schwiegervater den Ortliebhof verlassen, hatte sich eine große Veränderung mit dem Ritter begeben. Die unfreundliche Weise, in der er von der Gräfin Montfort verabschiedet worden war, hatte ihn stark verdrossen. Tief gegangen aber war sie ihm mit nichten. Andere Ereignisse hatten das An-

denken an den bitteren Angriff Cordulas, für die er nie eine ernste Neigung empfunden, ohnehin in den Schatten gedrängt.

Was ihm in den letzten Stunden begegnet war, hatte aus dem sorgfältig ausstaffirten Galan einen rohen Gesellen gemacht, der auch äußerlich kenntliche Spuren innerer Verkommenheit trug. Das tadellos geschnittene Gewand hatte sich an seinen gewaltigen Gliedern verschoben und war an der Brust von vergossenem Weine befleckt. Das straff anliegende stählerne Kettengewebe, mit dem er ausgeritten war, umgab jetzt in großen Falten die kräftigen Arme und Beine. Der lange Schnurrbart, der so übermütig in die Welt zu weisen pflegte, fiel ihm feucht und schlaff über Mund und Kinn, das lange rötliche Haar hing ihm wirr in das gedunsene Gesicht. In dem Blicke der hellblauen Augen, die vorher so feurig geglänzt, lag jetzt etwas Blödes, und auf den kupferroten Wangen zeigten sich blasse Flecke.

Seit Gräfin Cordula ihm den verletzenden Gruß an seine Hausfrau mitgegeben hatte, war aber auch mehr als sonst im Laufe ganzer Jahre über ihn gekommen.

„Eine verwünschte Nacht!“ hatte er der Schaffnerin auf ihre Frage, was sein verstörtes Wesen verschulde, zugerufen.

Auch Els erschrak über sein Aussehen und den heiseren Klang seiner Stimme. Ja, sie trat vor ihm zurück; denn der flackernde Blick seines Auges ließ sie befürchten, daß er berauscht sei.

Freilich hatte er sich noch vor kurzem kaum aufrecht zu halten vermocht; die Schreckensbotschaften, die auf ihn eingestürmt waren, hatten ihn indes rasch genug entnüchtert.

Er kam zu dieser ungewöhnlich frühen Stunde, um sich bei den Ortliebs zu erkundigen, ob sie nichts über das Verbleiben seines Schwagers Wolff vernommen. Des gebrochenen Verlöbnisses gedachte er mit keinem Worte.

Für das Versprechen, das Els ihm unaufgefordert erteilte, sobald sie Nachricht von dem Verlobten erhalte, es die Eysvogels wissen zu lassen, dankte der Mann, der ihr immer nur abweisend oder gleichgiltig begegnet war, so unterwürfig, daß es sie überraschte. Sie wußte aber vollends nicht, wie ihr geschah, ja ihr ahnte nichts Gutes, als er sie mit dringlicher Herzlichkeit bat, der unliebsamen Vorgänge in dieser Nacht, die sie einer leidenschaftlichen Wallung des Herrn Kaspar zu gute halten möge, zu vergessen. Viel zu lieb und wert sei sie allen Mitgliedern des Hauses, als daß sie so leicht von ihr zu lassen vermöchten. Das Vorgefallene — sie müsse es selbst eingestehen — hätte auch ihren besten Freund veranlassen können, es mißzuverstehen. Während eines kurzen Augenblicks wäre auch er versucht gewesen, an ihrer Unschuld zu zweifeln. Wenn sie wüßte, in welcher furchtbaren Lage der alte Eysvogel sich befände, würde sie gewiß alles daransetzen, ihren Herrn Vater zu bewegen, ihn morgen bei sich zu empfangen, oder — was noch erwünschter wäre — ihn in seiner Schreibstube aufzusuchen. Es handle sich um das Wohl und Wehe vieler, und allen voran auch um das ihre, da sie ja als Wolffs Braut untrennbar zu ihm gehöre.

„Auch ohne den Ring?“ unterbrach ihn Els bitter, und als Siebenburg lebhaft bedauerte, ihn nicht zurückgebracht zu haben, entgegnete sie stolz: „Unbesorgt, Ritter Seitz! Ich bedarf dieses heiligen Pfandes so wenig wie

derjenige, der meinen Ring heute noch trägt. Sagt das auch den Euren. Dem Vater werde ich den Wunsch des Herrn Kaspar bestellen; jetzt schläft er. Rate ich recht, wenn ich vermute, daß die Unfälle, die Euch sonst noch betrafen, mit den Wagenzügen zusammenhängen, die Wolff so sorgenvoll erwartet?"

Da drehte Siebenburg verlegen die Kappe, bejahte ihre Frage mit der Versicherung, daß er nichts wisse, als daß sie verloren, und verließ sie, nachdem er die Bitte wiederholt, sie möge die Begegnung der alten Herren vermitteln.

Els Rede zu stehen wäre ihm freilich peinlich gewesen; denn ein Bote hatte berichtet, die Wagenzüge wären überfallen und ausgeraubt worden, die Thäter aber seine beiden leiblichen Brüder im Bunde mit ihrem Vetter und Spießgesellen Absbach.

Seitz selbst hatte zwar nicht teil gehabt an dem Ueberfalle, doch fühlte er sich nicht frei von Schuld an dem Geschehenen; denn bei Wein und Spiel hatte er in Gegenwart der Räuber mit den kostbaren Gütern geprahlt, die sein Schwiegervater erwarte, und auch des Weges gedacht, den sie zögen.

Aber das Gewissen Seitz Siebenburgs wurde auch noch von etwas ganz anderem belastet.

Verdrossen und gereizt von der beleidigenden Abweisung der Gräfin war er in den „Grünen Schild" gegangen, um im Quartier des Herzogs von Pommern den Aerger beim Spiele zu vergessen. Es war ihm dabei übel ergangen. An feurigem Rheinwein hatte es bei dem freigebigen Wirte nicht gefehlt, die Gewitterschwüle den Durst verschärft, und halb berauscht, auf-

gebracht durch das Glück Heinz Schorlins, in dem er den bevorzugten Liebhaber der Dame sah, die ihm ihre Gunst so jäh entzogen, war er zu Sätzen von unerhörter Höhe fortgerissen worden. Zuletzt hatte er Gut, Burg und Dorf verwürfelt, die er als Mitgift seiner Hausfrau bei Hersbruck besaß. Dazu war er sich bewußt, Dinge gesagt zu haben, die seinem Gedächtnis zwar im einzelnen entfallen, die aber von vielen Anwesenden mit Entrüstung abgewiesen worden waren. Sie hatten besonders den Ortliebschen Schwestern gegolten.

Bei dem wüsten Lärm, der den Spieltisch in dieser Nacht umtobte, war von dem Zweikampfe, der dem jungen Vorchtel das Leben gekostet, erst nach den letzten Würfen geredet worden. Dabei hatte man auch der Braut des Siegers gedacht, und Siebenburg erinnerte sich wohl, von der Lösung des Verlöbnisses seines Schwagers geredet und sie mit Beschuldigungen begründet zu haben, die ihn in Händel mit mehreren Anwesenden und auch mit Heinz Schorlin verwickelt.

Aehnliches begegnete ihm häufig, und er war mutig, stark und geschickt genug, um es mit jedem, auch mit dem gefürchteten Schweizer, aufzunehmen; nur verdroß und beunruhigte es ihn, gerade dem Manne gegenüber die Haltung verloren zu haben, an den er seine liegende Habe verwürfelt. Außerdem hatte der Schwiegervater ihm so ernst ans Herz gelegt, seinem Wunsche, mit den Ortliebs Frieden zu schließen, kein Hindernis in den Weg zu legen, daß er ihnen gegenüber den steifen Nacken beugen mußte.

Die Lage des hochfahrenden Ritters war verhängnisvoll, und wahre innere Würde ihm fremd. Dennoch hätte

er sich eher mit den Brüdern auf den Richtplatz schleppen lassen, als sich vor dem Schweizer gedemütigt. Aber reden mußte er auch mit ihm, schon um seiner Zwillinge willen, deren Erbe er schmählich verwürfelt. Das Aeußerste freilich, wozu er sich zu bequemen gedachte, war das Eingeständnis, im Rausche, als trunkener Mann, sein Gut aufs Spiel gesetzt und Dinge gesagt zu haben, die ihm leid wären. Die Großmut Heinz Schorlins war bekannt. Vielleicht bot er ihm einen annehmbaren Vergleich an, bevor der Notar sein Eigentum auf ihn übertrug. So weit herunter gekommen fühlte er sich noch nicht, um sich von diesem jungen Glückspilze beschenken zu lassen.

War sein Schwiegervater, der ihm das Leben fristete, wie er vorhin versichert, in der That zu Grunde gerichtet, dann freilich konnte er betteln gehen mit der Hausfrau, deren majestätische Gestalt sich ihm fortwährend mit stummem Vorwurf vor das innere Auge stellte, mit seinem prächtigen Zwillingspärchen und der Last seiner Schulden.

Der riesenstarke Mann fühlte sich von den furchtbaren Schicksalsschlägen, die ihn in der letzten durchwachten Nacht getroffen, auch körperlich wie gebrochen. Am liebsten hätte er sich in das nächste Wirtshaus begeben und es dort dem Weine überlassen, ihm Vergessenheit zu schenken. Dort zu trinken, immer zu trinken und in den Pausen mit dem Kopfe auf den Armen zu schlafen, schien ihm das Schönste. Aber er mußte zu den Eysvogels zurück. Es stand zu viel auf dem Spiele. Bei alledem sehnte er sich auch, die Zwillinge wieder zu sehen, die ihm wie aus dem Gesicht geschnitten waren, und denen Gräfin Cordula wünschte, daß sie dem Vater nicht nacharten möchten.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Stadtthore waren schon geöffnet.

Bauern und Bäuerinnen, die Gemüse und andere ländliche Waren zu Markte brachten, bevölkerten jetzt die Straße. Mit Korn oder Holzkohlen belastetes Fuhrwerk zog knarrend neben Rinder- und Schweineherden, neben beladenen Eseln und den kleinen Wäglein der Meier und Zeidler, die Milch und Honig in die Stadt führten, auf dem ungepflasterten, von dem nächtlichen Regenguß immer noch durchweichten Damme dahin.

Das Gewitter hatte die Luft abgekühlt, doch die junge Morgensonne versandte schon stechende Strahlen. Nur einige schwere, kleine Wolken stachen dunkel vom Blau des Himmels ab, und ein Bauer, der zwei Ferkel vor sich her trieb, wies mit dem Stocke nach oben und rief einem andern, der in jedem Arm eine Gans trug, lehrhaft zu, die Sonne ziehe Wasser, und ein Unwetter komme selten allein.

Noch sah es freilich heiter genug aus in der frischen Juniusfrühe. Die Mägde, die die Laden öffneten, schauten munter auf die Gasse und ordneten die Blumen vor dem Fenster oder verneigten sich fromm, wenn ein Priester

auf dem Wege zur Messe vorbeikam. Dem barfüßigen Kapuziner mit dem langen Barte winkte die Köchin oder Handwerkerfrau, und während sie ihm etwas Gutes in den Bettelsack that, und er ihr mit einem frommen Spruche freundlich dankte, war es ihr, als habe sie sich selbst und dem Hause für den kommenden Tag ein Anrecht auf den Segen des Himmels erworben, und frohgemut fuhr sie fort mit der Arbeit.

An dem niedrigen breiten Bogenfenster der Bäckerhäuser blitzte es hell auf von der messingenen Auslage, und der blasse Geselle wischte sich den Mehlstaub vom Gesichte und reichte der Meisterstochter mit den roten Wangen frisches, noch warmes Gebäck, um es auf dem blanken Brett auszubreiten. Der flinke Badergehilfe hängte Tuch und Becken an die Thür, während der Meister, müde vom Wein und Geplauder in der Trinkstube oder von der geschäftigen Thätigkeit auf der Brandstätte, noch ruhte. Sein rühriges Weib hatte sich vor ihm erhoben, bestreute die Barbierstube mit frischem Sand und erneute dem Stieglitz das Futter.

Werkstätten und Läden waren mit Birkenreisern geschmückt, und die jungen Bürgerstöchter im kleidsamen Häublein, die Mägde und Lehrburschen, die mit dem Korbe am Arm zu Markte gingen, trugen eine Blume oder etwas Grünes an Brust und Kappe.

Ernst und feierlich riefen die ersten Glockenstimmen zur Messe, in den Gärten sangen die Vögel, auf dem Hofe krähte der Haushahn. Das Vieh, das durch die Gasse zog, brüllte, grunzte und gackerte munter in den neuen Tag hinein.

Leichtlebige junge Männer, fahrende Schüler, die auf

dem Lande billige Herberge gesucht, zogen jetzt mit einem übermütigen Liede auf der vom ersten Bartflaum beschatteten Lippe in die Stadt ein, und wo ihnen eine Jungfrau begegnete, schlug sie vor den ausgelassenen Taugenichtsen die Augen sittig zu Boden.

Die Schrecken der furchtbaren Gewitternacht schienen vergessen. Es sah fröhlich aus in Nürnberg, zumal auch aus manchem Chörlein ein Teppich ausgehängt worden war und von vielen Dächern und Altanen Fahnen und Banner wehten, um die hohen Gäste zu ehren. Auch von ihnen gab es bereits mancherlei zu sehen; denn Edel- und Roßknechte in den Farben ihrer Herren ritten mutige Hengste ins Freie, und etliche Ritter, die das Frühaufstehen liebten, saßen schon im Sattel, und von blanken Helmen und Kettenpanzern gleißte es hell auf in der Sonne.

Durch die knospende Luft dieses Junitages schritt die Riesengestalt des Ritters Siebenburg gesenkten Hauptes dem Eysvogelhofe entgegen.

Mit dem finstern, übernächtigen Gesichte und den verschobenen Kleidern gewährte er einen Anblick, der die beiden jungen Schustergesellen, die sich, sauber angethan, in die Werkstätte begaben, veranlaßte, einander anzustoßen und ihn prüfend zu betrachten.

„Dem begegnet man auch lieber hier bei hellem Tag unter Häusern und Leuten als im Dämmerlicht beim Wandern auf der Landstraße," bemerkte der eine.

„Nichts da," unterbrach ihn der andere. „Der trägt jetzt den Kappzaum. Aus dem Raubneste verzog er in den reichen Eysvogelhof da drüben. 's ist der Eidam des Herrn Kaspar. Aber von fremdem Besitz kann das

doch nimmer lassen. Treiben's hier nur in eigener Weise. Die Schuh, die er trägt, in unserer Werkstätte sind sie gefertigt, doch nach der Zahlung pfeift der Meister vergebens. Und überall hängt er: beim Schneider, Nestler, Schwertfeger, Gürtler und Goldschmied. Wenn der Lehrbursch ihn mahnt, mag er vor blauen Flecken sich hüten."

„Auch gegen dergleichen Unbill," rief der andere, größere Gesell, der schmucke Sohn eines Meisters von Weißenburg am Sand, der bald an des Vaters Stelle zu treten gedachte, in zorniger Wallung, „sollte Kaiser Rudolf einen Landfrieden erlassen. Bei dem Graufelser, der von seiner Burg aus unserem Städtchen auffitzt, liefe ohne uns Herr und Knecht barfuß. Seit drei Jahren gab es trotzdem keinen dünnen Heller von ihm zu schauen, und doch, sagt mein Herr Vater, wäre es schon besser geworden, seit der Habsburger als ein gerechter Mann . . ."

„So schlimm," unterbrach ihn der andere, „läßt es sich hier, den Heiligen sei Dank, schon längst nicht mehr treiben. Endlich wird auch der Siebenburg, oder doch die reiche Sippe seiner Hälfte, gezwungen, das Ding zu begleichen. Dafür haben wir das Gesetz und den ehrbaren Rat. Schau auf! Das große alte Haus dort, das hat dem Ritter Habenichts die Tochter gegeben. Auch sie gehört zu unserer Kundschaft. Ein stattlich Weibsbild, und gewiß nicht die schlimmste. Aber die Frau Mutter, die eine geborene Gräfin! Wenn da der Schuh nicht klein macht, was groß von Natur, dann gibt's ein Gewinsel . . . Weit schlimmer freilich treibt es die Alte, die Mutter der Hausfrau! Das keift und das zetert . . . Aber schau nur hinauf nach dem Chörlein!

da steht sie leibhaftig am Fenster ... Bin nur eines armen Brauknechtes Sohn, aber eh ich ..."

„Daß Dich!" fiel ihm hier der andere ins Wort. „Hast Du die Eule im Käfig vor dem Wächterhaus am Spittelthore gesehen? Ihr Ebenbild ist sie! Und wie ihr das Kinn in die Luft ragt und auf und nieder haspelt, als müßte sie Rindsleder kauen!"

„Und doch," versicherte der Brauknechtssohn, als gälte es etwas schwer Glaubliches zu erhärten, „und doch ist die Alte eine leibhaftige Gräfin."

Mit einem neuen „Daß Dich!" gab der Weißenburger sein Erstaunen zu erkennen; doch ergriff er dabei den Arm des andern und fügte dringlich hinzu: „Machen wir fort! Eben blitzte das wüste Weibsbild mir gerade ins Auge, und wenn das nicht der böse Blick war ... Gleich tret' ich in die Kirche und verscheuche mit Weihwasser das Uebel."

„So komm," sagte der Nürnberger und fügte nachdenklich hinzu: „Die Großmutter bei meinem Meister ist mit ihren achtzig doch wohl noch älter als die da oben, aber ein lieber, freundlicher Frauchen läßt sich nicht denken. Blickt sie einen günstig an, so ist's als schaute des lieben Herrgotts Segen wie aus zwei Fensterlein auf einen her."

„Und erst mein alt Großmütterlein bei uns daheim!" rief der Weißenburger mit leuchtenden Augen.

Damit wandten sie sich von dem Eysvogelhofe ab und zogen ihrer Wege.

Siebenburg hatte die Gesellen überholt; bevor er aber die Schwelle des Hauses überschritt, das nun auch sein Heim, war er davor stehen geblieben.

Vielleicht durfte man es das größte und prächtigste in Nürnberg nennen; aber es war doch nur eine zweistöckige breite Gebäudemasse. Allerdings hatte man es am Dache mit Zinnen und an jeder Seite mit einem Erkertürmlein geschmückt. In der Höhe des ersten Stockes war auch eine Konsole mit einem Marienbilde und auf der andern Seite das Chörlein angebracht, aus dem die alte Gräfin Rotterbach auf die Straße geschaut hatte.

Auffallend und außer Verhältnis mit der einfachen Schlichtheit des übrigen Gebäudes war nur das Wappen. Prunkend und weithin sichtbar nahm es den breiten Raum zwischen dem Hausthor und den Fenstern des oberen Stockwerkes ein. An den Schild mit den Vögeln lehnte sich der des gräflichen Hauses, dem Frau Rosalinde, die Gemahlin Herrn Kaspars, entstammte. Die Rotterbachschen Wappenhalter: ein wilder Mann und ein aufgerichteter Bär, erhoben sich zu beiden Seiten des Doppelwappens. Die Eysvogelsche Helmzier hatte der Steinmetz mit einer Grafenkrone umgeben.

Dieser prunkende Schmuck des alten Patrizierhauses war zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden und hatte Herrn Kaspar im ehrbaren Rate und anderwärts oft genug veranlaßt, die Faust unter der Schaube zu ballen; denn es hatte dem hochfahrenden Manne offenen Tadel und sogar bitteren Spott zugezogen; doch sein Wunsch, es durch ein bescheideneres ersetzen zu lassen, war an dem Widerstand der Frauen seines Hauses gescheitert. Sie hatten es, wie es da war, herzustellen geboten und duldeten nicht, obgleich auch Wolff nach der Heimkehr aus Italien auf seine Entfernung gedrungen, daß man daran taste.

Es hatte den Eysvogels kein Glück gebracht; denn am Tage seiner Vollendung war das Geschäft vom ersten ernsten Fehlschlage betroffen worden, und es gedieh dem Handlungshause auch in handgreiflich äußerer Weise zum Schaden. Während nämlich früher manche Waren, die trocken untergebracht werden mußten, von dem Eingangsthore und der Straße aus auf den weiten Bodenraum gewunden worden waren, wurde dies jetzt durch den weit vorspringenden wilden Mann und Bären verhindert. Darum war es nötig geworden, was von Gütern auf den Boden gehörte, vom Hofe aus in die Höhe zu winden, und dies verursachte Aufenthalt und Hindernisse mancher Art. Wohl hatte man Auskunftsmittel vorgeschlagen, doch die Frauen waren einem jeden entgegengetreten; denn ihnen war es genehm, daß die häßlichen Ballen und Fässer nicht mehr an ihren Fenstern vorbei den Weg auf den Boden fanden; auch daß sie von der Straße aus nicht mehr sichtbar waren, begrüßte ihr Hochmut mit Freude.

Jetzt schaute Siebenburg zu dem großen Wappen empor und gedachte dabei des Tages, an dem er, nachdem er von Isabella Eysvogelin auf einem Geschlechtertanz im Rathause ausgezeichnet worden war, an der nämlichen Stelle gestanden. Damals hatte eben eine Reihe von hochbeladenen Frachtwagen vor dem Thore Halt gemacht, über dem das Doppelwappen prangte, und wenn er vorher geschwankt hatte, ob er sich die Gunst Isabellas, deren kühle Majestät ihn zwar anzog, doch auch mit leisem Bangen erfüllte, zu nutze machen sollte, so war er hier zur Ueberzeugung gekommen, wie thöricht es sein würde, das Eisen, das zu seinen Gunsten zu

glühen schien, ungeschmiedet zu lassen. Welche Reichtümer führten die Knechte da in den Soler, dessen Umfang den im Ortliebhof um das Doppelte übertraf. Dazu hatte das Wappen mit der Grafenkrone dem Ritter die Gewißheit gegeben, daß er sich auch vor den Standesgenossen einer Verbindung mit der Nürnbergerin nicht zu schämen haben würde. Sicher konnte die Hand Isabellas ihn von der drückenden Last seiner Schulden befreien, und ein prächtiges Weibsbild war sie gewiß! Wie gut schien auch ihre hohe Gestalt zu ihm und den Siebenburgs zu passen, deren Name von den sieben Fuß herkommen sollte, die viele von ihnen maßen.

Jetzt erinnerte er sich auch wieder der Stunde, in der sich ihre schmale Hand in die seine gelegt hatte. Kurze Zeit lang war er damals in der That glücklich gewesen durch ihren Besitz. So leichten Herzens hatte er sich, seit er die Kinderschuhe ausgetreten, nicht gefühlt, obgleich er sich anfänglich nur getraut hatte, dem Schwiegervater die Hälfte seiner Schuldenlast zu bekennen. Auch neue Verpflichtungen war er eingegangen, um die Brüder von den dringendsten Sorgen zu befreien. Sie waren zu seiner glänzenden Hochzeit gekommen, und es hatte ihm geschmeichelt, ihnen zu zeigen, was er als Eidam des reichen Eysvogel vermochte.

Aber wie schnell war das alles ganz anders geworden!

Er hatte erfahren, daß er, außer der Frau, die ihm das Herz geschenkt und die eine ihm bis dahin fremde Leidenschaft in ihm erweckt hatte, noch zwei andere Weiber in die Ehe genommen.

Jetzt, da das Bild der alten Gräfin Rotterbach, der

Großmutter Isabellas, sich ihm in die Vorstellung drängte, zog er die Stirn unwillig zusammen. Viel hatte er sie nicht sprechen hören, aber mit jedem Wort, das sie ihm vergönnt, hatte er etwas Bitteres hinnehmen müssen. — Selten nur verließ sie den Platz im Sorgenstuhl bei dem Chörlein im Wohngemache; doch es war, als hätten ihre kleinen Augen die Kraft, durch Mauern und Thüren in die Ferne zu dringen; denn sie wußte um alles, was ihn betraf, auch um Geheimes, das er wohl verborgen zu haben meinte. Mehr um ihret-, als um der Schwiegermutter willen, die nichts that, als was jene ihr gebot, hatte er wiederholentlich versucht, mit seiner Hausfrau auf das Gut Tannenreuth zu ziehen, das ihm bei der Hochzeit zugeschrieben worden war, damit sein Ertrag den jungen Hausstand erhalte; aber Mutter und Großmutter hielten seine Gattin zurück, und ihr Wille galt ihr mehr als der seine. Vielleicht aber hätte er sie dennoch bewogen, ihm Folge zu leisten, wenn ihr Vater nicht aus seinen Schulden eine Schlinge gemacht hätte, die er zusammen zog, wenn es galt, ihm den Willen zu ersticken; und auch er wollte die Tochter im Hause behalten.

Seit sein Schwager Wolff aus Italien zurück war, wußte er auch, daß der Goldstrom der Eysvogels nur noch spärlicher fließe oder doch nicht mehr da sei, um seine kostspieligen Neigungen bedingungslos zu befriedigen. So hatte sich sein Verkehr mit dem Schwager, dessen verständige Vorsicht er für Geiz hielt, dessen ernste Einsprache gegen seine oft unerhörten Forderungen ihm die Galle erregte, immer unfreundlicher gestaltet.

Die Mitbewohner machten ihm das eigene Heim unerträglich, und von der Junggesellenzeit her wußte er

nur zu gut, wo es lustiger zuging in Nürnberg. So wurde er zu einem seltenen Gaste im Eysvogelhofe, und als Isabella sich vernachlässigt sah und betrogen, ließ sie ihn in ihrer stolzen und, sobald sie sich verletzt fühlte, schroffen Weise ihren Groll fühlen.

Anfangs war ihr Unwille ihm schwer auf die Seele gefallen; die Leidenschaft aber, die ihn im Anfang der Ehe ergriffen, war erloschen und flackerte nur bisweilen mit der alten Glut wieder auf; — dann aber wies das vernachlässigte stolze Weib ihn mit beleidigender Schärfe zurück.

Nur den Gemahl hinter seinem Rücken, von wem es auch sei, herabsetzen zu sehen, hatte sie niemals ertragen. Davon nahm Siebenburg freilich nichts wahr; um so deutlicher aber, daß Vater und Sohn Eysvogel eine schwere Sorge bedrückte und daß die Summen, die Wolff, der jetzt an der Kasse stand, ihm auszahlte, nicht mehr hinreichten, um seine Gläubiger in Zaum zu halten. Sich Zwang anzuthun, war nicht seine Sache, und so wurde es bald stadtbekannt, daß er mit seiner Hausfrau und den Ihren in Unfrieden lebte.

Vor fünf Wochen schien es indes besser damit werden zu sollen; denn durch die Geburt der Zwillinge war ihm etwas Neues zugekommen, das ihm Isabella wieder näher gebracht hatte.

Wie zwei holde Wunder waren die Kleinen ihm anfänglich erschienen. Beide Knaben, beide ihm ähnlich wie aus den Augen geschnitten. Wenn man sie ihm in den weißen mit Spitzen besetzten Kissen gebracht hatte, war das Herz ihm aufgegangen, und sie anzuschauen seine höchste Lust gewesen.

So hatte es kommen müssen!

Er, der starke Siebenburg, war zum Vater nicht nur eines gewöhnlichen Buben, sondern zweier kleiner Ritter auf einmal geworden. Bei der Heimkehr — und war er auch auf wankenden Füßen gekommen — hatte ihnen sein erster Besuch gegolten, und oft war es ihm gewesen, als sei er viel zu arm und gering, um der vernachlässigten Gattin für ein so kostbares Geschenk zu danken.

Wenn diese Empfindung über ihn gekommen war, hatte er Isabella mit demütiger Zärtlichkeit seiner Minne versichert. Sie aber, die ihm aus Liebe die Hand gereicht, vergaß dabei alles, was er ihr angethan hatte, und das Herz schlug ihr schneller vor dankbarer Freude, wenn sie ihn die Zwillinge voll väterlichen Stolzes mit gebogenen Knieen, wie eine Last, die seinen Riesenarmen zu schwer, umhertragen sah.

In der zweiten Woche nach der Geburt war sie leicht erkrankt. Mutter und Großmutter hatten ihre Pflege übernommen, und da er beide bei den Zwillingen fand, so oft er kam, um nach ihnen und ihrer Mutter zu sehen, wurde ihm die Wochenstube verleidet. Wie vor der Geburt der Kinder suchte er außer dem Hause Entschädigung für den Verdruß, den ihm die Weiber daheim bereiteten; aber das Bild der Knäblein ging ihm nach, und wo er Standesgenossen in der Trinkstube fand, lud er sie zu Gaste und forderte sie auf, mit ihm auf das Wohlergehen der Kleinen vom Allerbesten zu trinken.

So war es fortgegangen, bis der Reichstag auch die Montforts, denen er schon früher auf einem Turnier zu Augsburg begegnet war, nach Nürnberg geführt hatte.

Wo Gräfin Cordula sich zeigte, ging es munter her, und er brauchte Zerstreuung und hatte sich an die Spitze ihrer Verehrer gestellt. Mit wie schlechtem Erfolge war ihm erst vorhin deutlich geworden.

Jetzt stand er wieder vor dem großen Bauwerke, in dem er gehofft hatte, Wohlleben und Reichtum zu finden, und wo jetzt die Herzen sorgenvoller schlugen als weiland die der Seinen in der ärmlichen Burg seines längst verstorbenen Vaters.

In den Eysvogelhof mit dem prunkenden Wappen über der Thür drohte der Mangel und vielleicht sogar — er wußte es — Hand in Hand mit ihm, das häßlichste seiner Kinder, die Schande, zu dringen.

Jetzt kam ihm auch in den Sinn, was er begangen, um die Gefahr, in der das alte Handelshaus schwebte, zu steigern. Vielleicht rechnete der alte Mann da drinnen auch auf das Gut Tannenreuth, das er ihm zugeschrieben, um einen Posten, auf den viel ankam, damit zu decken, und er hatte es verwürfelt. Das galt es jetzt zu bekennen, und dazu auch die Größe seiner eigenen Schulden.

Ein schwerer Gang stand ihm bevor; aber so demütigend und bedrückend auch war, was ihn jenseits der Schwelle erwartete, vor der er immer noch stand, seinen Schwager Wolff konnte er wenigstens nicht finden. Das erschien ihm wie ein Geschenk; denn zum erstenmal fühlte er sich dem ungeliebten Schwager gegenüber im Unrecht. Selbst die Last seiner Schulden lag ihm nicht so schwer auf dem Gewissen wie die aufreizenden Worte, mit denen er den Schwiegervater bestimmt, das Verlöbnis Wolffs mit Els Ortliebin zu lösen. Das war hämisch und nichtswürdig gewesen. Wie viel er auch gefehlt,

dergleichen hatte er sich noch nie zu Schulden kommen lassen, und mit einer Verwünschung gegen sich selbst auf den bärtigen Lippen trat er der Eingangsthür entgegen. Auf halbem Wege blieb er indes noch einmal stehen und schaute zu den Fenstern im zweiten Stockwerk empor, hinter denen die Zwillinge ruhten. Wie gern hatte er ihrer immer gedacht; diesmal aber verdarb ihm der Auftrag der Gräfin Cordula an seine Hausfrau, sie möge sie so heranziehen, daß sie anders würden als er, der Vater, die Erinnerung an das Pärchen. Ein böser Wunsch! Und doch! Die wärmste Liebe hätte für das wahre Wohl der Knaben keinen besseren zu finden vermocht.

Das sagte er sich, während er auf die schwere, mit Eisen beschlagene offene Thür unter dem Wappen zuschritt.

Er werde erwartet, rief ihm der Hausmeister entgegen; er aber drängte die breite Brust heraus, als ob er sich zu einem Ringkampfe rüste, zog den Schnurrbart länger und stieg die Treppe hinan.

Sechzehntes Kapitel.

In dem hohen und weiten Wohngemache, das Seitz Siebenburg bald darauf betrat, sah es prächtig genug aus. Bunte flandrische Tapeten hingen an den Wänden. Die Decke war flach gewölbt, und in der Mitte jeder Masche des Gurtennetzes, das sie überspannte, glänzte in reicher Vergoldung ein Eisvogel, das Wappentier des Geschlechtes. Ueber den Polstern lagen Bären- und Leopardenfelle, auf dem Bord, der drei Wände umzog, standen kostbare Vasen, Gold- und Silbergerät, venetianische Spiegel und Kelche. Die Stühle und Geräte bestanden aus edlen Hölzern mit Elfenbein- und Perlmuttereinlage und waren über Genua aus dem maurischen Spanien gekommen. In dem Chörlein, das auf die Straße hinausragte und vor dem die alte gräfliche Großmutter im Sorgenstuhl saß, hockten zwei grün und gelbe Sittige*) auf hohen Messinggestellen und unterbrachen das Gespräch, wenn es lauter wurde, mit dem schrillen Ruf ihrer häßlichen Stimmen.

Siebenburg fand außer Wolff und den Zwillingen die ganze Familie beisammen. Sein Weib hatte in halb

*) Papageien.

liegender, halb sitzender Stellung einen Diwan inne. Als Seitz eintrat, erhob sie das Haupt von dem weißen Arme, auf dem es geruht hatte, wandte ihm das wohlgebildete, längliche Antlitz entgegen und faßte das blonde Haar zusammen, das ungezöpft voll und lang an ihr niederfloß. Ihren Augen sah man an, daß sie heftig geweint, und als der Gatte auf sie zuschritt, schluchzte sie von neuem schmerzlich auf.

Die Großmutter schien die Klage der Enkelin zu verdrießen; denn mit einem erzürnten Blick auf Siebenburg rief sie ihm, indem sie damit auf die Thränen Isabellas hinwies, ein scharfes: „Schad' um eine jede!" entgegen.

Dem Ritter wallte das Blut auf bei diesen Worten; doch stärkten sie ihm zugleich den Mut; denn es war ihm, als enthöben sie ihn jeder Rücksicht gegen diese Menschen, von denen ihm keiner, außer dem armen Weibe, das dort so heiße Thränen vergoß, Anlaß gegeben hatte, Liebe mit Liebe zu vergelten. Hätten diese Zähren nur dem verlorenen Reichtum und nicht auch ihm und dem Kummer, den er Isabella verursachte, gegolten, der alten Gräfin wären sie nicht „Schade" erschienen!

Siebenburgs Atem ging schneller.

Was ihm von dem Schwiegervater Dankenswertes zugekommen war, überwog gewiß nicht die Demütigungen, mit denen er, seine schwache Hausfrau und übel gesinnte Schwiegermutter ihm das Leben verbitterten.

Auch jetzt würdigte der alte Herr ihn kaum eines Grußes. Nachdem er sich nach dem Sohne erkundigt, sich einen verlorenen Mann genannt und dann dem Ritter mit beleidigender Schärfe vorgeworfen hatte, daß seine Brüder — es war ihm erst vor kurzem hinterbracht

worden — die Räuber wären, die seine Waren an sich gerissen, und die alte Gräfin ihm dabei mit dem Rufe: „Alle reif für den Richtblock“ ins Wort gefallen war, vermochte Seitz nicht länger an sich zu halten; ja, es gewährte ihm Lust, diesen Verhaßten zu zeigen, was von seiner Seite geschehen war, um zu ihren Verlegenheiten neue zu fügen. Er war kein Redner; jetzt aber löste ihm der Groll die Zunge, und so eröffnete er denn Herrn Kaspar mit raschen, höhnenden Worten, daß er als Schwiegersohn eines Hauses, das sich selbst als unermeßlich reich darzustellen liebe, bei anderen geliehen habe, was man ihm — das zu glauben, sei er berechtigt gewesen — aus Kargheit vorenthalten habe. Uebrigens wären seine Schulden klein im Vergleich zu den ungeheuren Summen, mit denen Herr Kaspar der gräflich Rotterbachschen Sippe die verpraßten Güter erhalte. Wie jeder Ritter, dem man das eigene Haus verleide, spiele er bisweilen, und wenn ihn das Unglück gestern verfolgt und er das Gut Tannenreuth verloren, so sei ihm das höchst unerwünscht, doch nicht mehr zu ändern.

Der alten Gräfin hatten Schreck und Entrüstung bis dahin die Lippen geschlossen; jetzt aber öffneten sie sich zu dem heiseren Ausruf: „Rad und Galgen für Euch, — nicht der ehrliche Richtblock!“ und ihre Tochter, Frau Rosalinde Eysvogel, sprach ihr in schmerzlichem Klagetone nach: „Ja, Rad und Galgen.“

Ein spöttisches Auflachen Siebenburgs folgte dieser Drohung; als aber Herr Kaspar, bleich wie der Tod und der Stimme kaum mächtig, ihn fragte, ob dies unglaubliche Bekenntnis nicht nur bezwecke, die Frauen zu ängstigen, und der Ritter ihn des Gegenteils versichert

hatte, stöhnte er laut auf: „So geht das alte Haus denn schmählich zugrunde.“

Jahre des Beisammenseins können statt Liebe Abneigung wecken und steigern, doch führen sie sicher zu einer gewissen Daseinsgemeinschaft. Das bittere Weh des alten Hausgenossen, des Vaters der Frau, mit der ihn immer noch unzerrissene Liebesfäden verbanden, ließ auch Seitz Siebenburg nicht unberührt. Dazu greift nichts sicherer ans Herz als der Jammer eines stolzen und harten Mannes. Das Bekenntnis Herrn Kaspars machte ihn dem Ritter nicht lieber, es veranlaßte ihn aber, von dem aufbegehrenden Tone, den er angeschlagen, zu lassen, und mit veränderter Stimme forderte er ihn auf, sich nicht ohne Gegenwehr verloren zu geben. Der alte Ortlieb müsse schon um seiner Tochter willen helfen. Els, die er eben gesprochen, hänge fest an Wolff und würde den Vater zu bereden suchen, das Mögliche für das Haus des Verlobten zu thun. Er, Siebenburg, würde die Eysvogelsche Kasse nicht weiter in Anspruch nehmen. Mit seinen Gläubigern wolle er selbst fertig zu werden versuchen. Sein scharfes Schwert und seinen starken Arm würde man überall willkommen heißen, und was er an Beute gewinne . . .

Hier unterbrach ihn die mit schneidendem Hohne hervorgestoßene Frage der Großmutter: „Beute? — Auf der Landstraße, meint Ihr!“

Und wiederum erleichterte der Angriff der ihm feindlich gesinnten Greisin dem Ritter eine Entscheidung; denn mit mühsam behaupteter Mäßigung gab er zur Antwort: „Eher, denk' ich, im heiligen Land, im Kriege gegen die ungläubigen Sarazenen. Jedenfalls kann meines Bleibens

überall eher sein als in diesem Hause, dessen Dach Euch birgt, Frau Gräfin. Habt Ihr, Herr Kaspar, im Sinne, mit meinem Weibe und den Zwillingen zu teilen, was Euch bleibt, wenn es mit dem alten Reichtum vorbei ist, so kann ich Euch das leider nicht vergönnen; denn auch für sie stehe ich selbst ein. Eure Pflicht wär' es freilich; denn so lange Isabella mein Weib war, mißbrauchtet Ihr meine Armut und schmälertet mir das Recht, über sie zu gebieten. Das soll anders werden von heut an. Wie schlecht das Brot schmeckt, das Ihr verschenkt, ich hab' es erfahren. Meinem Ohm, dem Ritter Heideck, will ich sie vertrauen. Er war meiner Mutter selig einziger vielgeliebter Bruder, und seine Hausfrau — ihr wißt ja — ist die Patin der Kleinen. Kinderlos sind sie, und solch Pärlein im Schlosse zu haben, wäre ihnen von allen Geschenken das liebste. Bei ihnen soll mein verlassenes Weib weilen, während ich, noch weiß ich nicht im Dienste welches Herrn, Sorge trage, daß das Dreiblatt nicht nur von fremder Gutthat . . ."

„O Seitz, Seitz!" fiel ihm hier Isabella, die sich vom Polster erhoben hatte, indem sie ihm entgegeneilte, mit dringlicher Bitte ins Wort. „Geh nicht! So darfst Du nicht gehen!"

Damit schmiegte sie die hohe Gestalt fest an ihn und umschlang ihm den Hals; er aber küßte ihr Stirn und Augen und sagte mit einer Weichheit, die auch sie überraschte: „Du bist gut; — aber hier kann ich, darf ich nicht bleiben!"

„Die Kinder, die Büblein!" rief sie noch einmal und schaute ihm mit einem warmen Liebesblick in die Augen.

Da war es ihm, als zöge das gequälte Herz sich

ihm zusammen, und mit der Hand an der Stirn bedurfte er einiger Zeit, bevor er düster versetzte: „Grad' um ihretwillen geh' ich. Ein Wort ist an mich ergangen, das mir zuruft und auch Dir, Isabella: Traget Sorge, daß die unschuldigen Würmlein anders geraten als ihr unseliger Vater. Und derjenige, von dem es mir zukam…"

„Ein Weiser, ein großer Weiser," kicherte die Gräfin, ihrer selbst kaum mächtig vor bitterem Verdruß, dem verhaßten Manne entgegen; Siebenburg aber schnitt ihr aufbrausend das Wort ab:

„Wenn auch kein Weiser, so doch kein Gift speiender Unhold."

„Und das, das läßt Du Deiner Großmutter bieten?" wimmerte Frau Rosalinde Eysvogel so schmerzlich, als habe sie selbst eine Mißhandlung erlitten, der Tochter zu; Isabella achtete indes weder der Mahnung der Mutter, noch der des Vaters, der ihr ans Herz legte, sich nicht von den windigen Verheißungen Siebenburgs blenden zu lassen, und schmiegte sich nur fester an den Gemahl.

Während die alte Gräfin noch vergebens nach Worten rang, stand Frau Rosalinde Eysvogel leise vor sich hinweinend neben dem hohen Kamine. Bevor Siebenburg erschienen war, hatte sie, trotz des frühen Morgens und der erschütternden Nachrichten, die sie soeben erhalten, die freie Stunde benützt, um sich putzen zu lassen. Ein langes Schleppgewand, links von blauem, rechts von gelbem kostbarem Brokat, umwallte ihr jetzt die hohe Gestalt. In Gold und Edelgestein strahlend, hatte sie bei der Heimkehr des Ritters einer Fürstin geglichen. Jetzt bot sie, gebrochen und haltlos, ein klägliches Bild der ohnmächtigen und zugleich verletzenden hohlen Prunksucht.

Wie die thatkräftige Mutter den Eidam mit Schmähungen zu überfallen, hätte sie zu große Anstrengung gekostet; als sie aber gewahrte, wie die Tochter, die sie schon mehrmals in schmerzlichem Bittton zu sich herangerufen, das stolze Haupt dem Gemahl so innig an die breite Brust schmiegte, wie sie es in den ersten Wochen ihrer Ehe und seitdem nicht wieder gethan, wurde der Unglücklichen klar, daß es ernst sei mit der unglaublichen Forderung des Ritters. Was sie für eine hohle Prahlerei gehalten, das verlangte er wirklich. Von dem verhaßten Eindringlinge dort sollte ihr zugemutet werden, sich von der einzigen Tochter zu trennen, die ihr mehr galt als der ungeliebte Gatte, die anspruchsvolle Mutter und der Sohn, der sie in ihren Neigungen beschränkte, den sie nicht verstand und gegen den sich ihr Herz schon lange verhärtet. Aber es konnte ja nicht sein, — und fassungs- und haltungslos schrie sie laut auf, riß sich die blaue Kopfbinde vom Haupte und stieß, indem sie das „nie“ wie von Sinnen fortwährend wiederholte, hervor: „Nie, nie, nie, so lange ich lebe!“

Dabei stürzte sie auf den erschrockenen Gemahl zu, wies auf den Eidam, der sein Weib immer noch umschlungen hielt und befahl Herrn Kaspar mit halb erstickter Stimme, den Würfler, den Güterdieb, den Schuldenmacher und Kinderräuber niederzustechen oder aus dem Hause zu jagen wie ein wildes, schädliches Tier. Dann gebot sie Isabelle, von dem Ruchlosen, den es gelüste, sie mit ins Verderben zu ziehen, zu lassen, und als die Tochter ihr den Gehorsam versagte, brach sie in heftiges Weinen aus und schluchzte und stöhnte, bis die Kraft ihr versagte und einer jener Krampfanfälle sie ernstlich ergriff,

die sie so oft auf Rat der eigenen Mutter mißbraucht hatte, um von dem Gemahl die Erfüllung eines Wunsches zu erpressen.

Unwillig und doch voll aufrichtigen Mitleids stützte Herr Kaspar das Weib, dessen große königliche Schönheit ihm einst das Herz entflammt und in deren Umarmung er gewähnt, er werde schon hienieden der Wonnen der Seligen gewürdigt. Während sie das zuckende Haupt mit dem langen, goldroten, immer noch vollen Haar an seine Schulter lehnte, stellten sich köstliche Erinnerungsbilder vor das innere Auge des alternden Mannes; doch der Zauber war schnell gebrochen; denn das Tuch, mit dem er ihr das Antlitz trocknete, färbte sich mit dem Rot ihrer geschminkten Wangen.

Da flog ihm ein bitteres Lächeln um den feinen, bartlosen Mund, und dem Geschäftsmanne traten die ungeheuren Summen ins Gedächtnis, die er vergeudet, um den ausschweifenden Wünschen der Tochter und Mutter gerecht zu werden und ihnen, den Gräfinnen, zu zeigen, daß er, der adelige Bürger, es so gut verstünde wie einer ihrer Standesgenossen, den Reiz des Lebens durch Glanz und Pracht zu erhöhen.

Während er sein Weib stützte, und die alte Gräfin sich um sie bemühte, schickte auch Isabella sich an, der Mutter zu Hilfe zu eilen; ihr Gatte hielt sie indes mit unwiderstehlicher Kraft zurück und raunte ihr zu: „Du weißt, daß diese Krämpfe nicht töten. Komm mit zu den Kindern. Ich will Abschied von ihnen nehmen. Zeige wenigstens in dieser letzten Stunde, daß die Weiber dort Dir nicht mehr gelten als ich.“

Damit gab er ihr die Hand frei; und der innere

Kampf, der ihr kurze Zeit die Brust hob und senkte, endete mit dem leisen Rufe: „Ich komme."

Die Kinderfrau, der Isabella sich zu entfernen gebot, als sie mit dem Gemahle das Zimmer betrat, leistete still Gehorsam, doch stellte sie sich an die Thür, um zu lauschen. Da sah sie, wie der unbändige Ritter neben der Wiege der Kleinen vor der Gattin, die er so übel vernachlässigt hatte, niederkniete, wie er feuchten Blickes dem majestätischen Weibe, das nicht viel kleiner war als er, sie wußte nicht was mit erhobenen Händen bekannte, wie sie ihn zu sich heranzog, sich ihm mit hingebender Zärtlichkeit an die Brust schmiegte und ihm dann erst den einen, dann den andern Zwillingsknaben auf den Arm gab.

Der jungen Mutter wie dem Vater waren die Wangen naß, doch die Augen leuchteten beiden hell auf in dankbarer Freude, als Isabella dem Gatten beim Abschied mit einem letzten innigen Kuß für das Gelübde dankte, wohin er sich auch wende, sie und die Kinder im Herzen zu behalten und alles daran zu setzen, um ihnen ein ihrer würdiges Los zu bereiten.

Als Siebenburg die Treppe hinabstieg, fand er auf einem Absatze beim ersten Stockwerk den Schwiegervater, wie er totenbleich mit der Rechten auf dem Geländer, mit der Linken an der Stirn nach Fassung und Atem rang. Er hatte vergessen, sich mit Speise und Trank zu stärken, und die furchtbaren Schicksalsschläge, die ihn in den letzten schweren Stunden getroffen, brachen ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, die immer noch rüstige Kraft. Willig, ihm Beistand zu leisten, trat der Ritter ihm näher; als er aber Herrn Kaspar den Arm reichte,

wies dieser ihn unwillig zurück und gestattete einem Aufwärter, ihm Hilfe zu leisten.

Während der Diener ihn die Treppe hinaufführte, bereute er, dem Groll nachgegeben und dem Eidam nicht aufgetragen zu haben, sich nach dem Versteck seines Sohnes zu erkundigen; kaum aber hatte ein Imbiß und feuriger Wein ihn gestärkt, als ihm im Gegenteil seine Handlungsweise verständig erschien. Die Wiederkehr des Geschäftsteilhabers, hinter dessen Rücken er große Verpflichtungen eingegangen war, hätte ihn in die peinlichste Lage versetzt. Der alte Herr wäre auch gezwungen gewesen, Wolff von der großen Summe zu unterrichten, die er dem Juden Pfefferkorn, dem ungeduldigsten seiner Gläubiger, schuldete, wenn er ihm auch nicht einzugestehen brauchte, daß er mit ihr seinen Spielverlust in Venedig beglichen. Wie sollte er ferner vor dem Sohne bestehen, wenn er ihn frug, warum er seine Braut von sich gestoßen und sich bald darauf herbei gelassen habe, sie wieder als Tochter aufzunehmen und mit ihrem Vater in nahe Verbindung zu treten. Das mußte geschehen! Nur Ernst Ortlieb konnte ihm noch helfen; war es doch unmöglich geworden, Berthold Vorchtel, den Mann, dem sein Sohn den Erstgeborenen getötet, um Beistand zu bitten, und gerade er hätte die Mittel besessen, das sinkende Schiff vor dem Untergang zu bewahren.

Vorhin, als die Kunde von dem Zweikampfe zu ihm gedrungen war, hatte er dem bleichen Antlitz des Boten anzusehen gemeint, Wolff sei gefallen. Dabei war ihm deutlich geworden, daß sein Verlust ihn für den Rest seines Lebens unglücklich gemacht hätte. Das war erfreulich gewesen; denn seit Wolff ihm die Einwilligung in

das Verlöbnis mit Els Ortliebin abgetrotzt und ihn dadurch den Vorchtels entfremdet, hatte er ernstlich gefürchtet, er habe den einzigen Sohn zu lieben verlernt. Ja, in mancher Stunde, in der er Grund gehabt, sich vor dem klugen, vorsichtigen und rechtlichen Geschäftsteilhaber zu schämen, war es ihm gewesen, als ob er ihn hasse. Jetzt mischte sich in die Scheu vor dem Richter, den er in Wolff sah, aufrichtige Besorgnis für den einzigen Sohn, über den der Bruch des Landfriedens schweren Bann, ja vielleicht, wenn er das Wehrgeld, das die Vorchtels fordern durften, nicht zahlen konnte, den Tod zu verhängen drohte. Wohl hatte er mancherlei gethan, um Wolff die Braut zu verleiden, jetzt aber fühlte er, der den ersten Stein auf sie geworfen, daß sie in ihrer schlichten Reinheit keines Verstoßes gegen die Treue fähig sei, die sie dem Bräutigam schuldete. Wie sehr er sich auch sträubte, dieser Ueberzeugung Raum zu geben: Wenn von einer, so war von ihr zu erwarten, daß sie seinen Sohn glücklich machen werde, glücklicher gewiß, als ihn die hohe, schlanke, schneeweiße, unnahbare Grafentochter, die ihn zu Grunde zu richten geholfen.

Während er der Speise und dem Trank zusprach, hörte er die Gemahlin, die sonst die gehorsamste Tochter, mit der Mutter streiten. Es war gut so; denn waren sie uneins, brauchte er nicht zu befürchten, daß sie ihm wie sonst als fest verbündetes Paar entgegenwirkten, wenn er ihnen den Wunsch eröffnete, die Hochzeit Wolffs stattfinden zu lassen, sobald es die Umstände erlaubten.

Noch war es zu früh, bei einem andern vorzusprechen. Erst wollte er noch einmal zu dem Juden Pfefferkorn, um ihn zu einem neuen Aufschub seiner Forderungen zu

bestimmen, dann aber, bevor die Ratssitzung begann, sich in den Ortliebhof begeben, um Herrn Ernst das Schicksal des Eysvogelschen Hauses und seines Mitbesitzers Wolff in die Hand zu geben, von dem auch das Wohl und Weh der Braut des jungen Geschäftsteilhabers abhing. Blieb der Gegenschwieger hart, trug er ihm nach, was er ihm und seiner Tochter gestern angethan hatte, dann war er ein verlorener Mann; denn wo er sonst stets offene Thüren gefunden, hatte er sich bereits den guten Willen zu nutze gemacht. Sicherlich war auch jetzt schon die Nachricht von seinen schweren Verlusten in jedermanns Munde, und der Brief, der ihm eben zukam, bedrohte ihn schon mit einer Klage des Ammonschen Hauses. Zu den eigenen Gläubigern waren nun auch noch die des unseligen Siebenburg gekommen. Der hatte gut versichern, für seine Schulden selbst einzustehen. Sobald es ruchbar wurde, daß er das Gut Tannenreuth, dessen Wert den Gläubigern einige Sicherheit bot, verwürfelt, standen sie auf wie ein Mann, und das Haus, das sie dann bestürmten, war doch nur das des Kaspar Eysvogel, das seine.

Die frömmsten Wünsche waren es nicht, mit denen der geängstigte Mann des Eidams gedachte.

Dieser befand sich unterdessen auf dem zweiten schweren Gange an diesem Morgen.

Es galt, sich mit Heinz Schorlin wegen des verlorenen Gutes zu einigen und sich Klarheit über den Streit mit ihm zu verschaffen, von dem er nichts mehr wußte, als daß ihn der Rausch und die Eifersucht weiter geführt hatten, als es sonst geschehen wäre. Verletzender Worte über Els hatte er sich sicher bedient; ja, sie waren, da

sie sich gegen eine Dame gerichtet, schärfer gewesen, als es dem Ritter gestattet. Aber war nicht jeder, der eine Jungfrau bei Nacht mit diesem Manne beisammen fand, berechtigt, an ihrer Tugend zu zweifeln? Im Grunde der Seele glaubte er an ihre Unschuld; — doch er hütete sich wohl, sich dies einzugestehen. Warum sollte der Schweizer, dem solche Macht über das Herz der Weiber gegeben, nicht auch die Braut seines Schwagers in einen Liebeshandel verwickelt haben? Warum sollte die muntere Jungfrau, die mit einem so ernsten, schwerfälligen Manne wie Wolff versprochen war, sich nicht auch in ein tändelndes Liebesspiel mit dem kecken, frohgemuten Schorlin eingelassen haben? Erst wenn man ihm bewies, daß er sich geirrt, wollte er sich zur Zurücknahme seiner Beschuldigungen bequemen.

Gehobenen Mutes und voll von guten Vorsätzen hatte er die Frau Liebste verlassen. Nun es zum Abschied von ihr kommen sollte, war ihm erst recht bewußt geworden, was sie ihm gewesen. Wohl hatten sie einander viel zu vergeben gehabt, sie war aber dennoch ein herrliches Weib. Ein königlicheres kannte er nicht, ob auch in den Speichern ihres Vaters Gewürzkisten und Tuchballen lagerten. Daß er die Gräfin Montfort, die nichts vor ihr voraus hatte als die schnelle Zunge und die froh-verwegene Weise, ihr auch nur einen Augenblick hatte vorziehen können, schien ihm jetzt unbegreiflich. Aber er hatte sich ja nur zu den Anbetern Cordulas gesellt, um ihr zu Füßen den Verdruß zu vergessen, mit dem er daheim gesättigt worden war. Nur für eins hatte er der Gräfin zu danken: für das Wort, das die Zukunft seines Zwillingspaares betraf.

War er denn aber wirklich so schlecht, daß es eine Schande für seine Lieblinge gewesen wäre, ihm ähnlich zu werden? „Nein!“ rief es laut in seinem Innern, und während ihn die nämliche Stimme an die Siege erinnerte, die er im Lanzenstechen und Schwertkampfe erfochten, an die offene Hand, mit der er, seit er der Eidam des reichen Eysvogel war, seinen Brüdern geborgt und gegeben, und besonders auch an den mannhaften Entschluß, als Streiter im Sold eines Fürsten für Weib und Kind zu sorgen und seine Schulden zu tilgen, gab ihm eine leise, doch dringliche, ganz andere Dinge zu hören. Sie wies ihn auf die Zeit hin, in der er mit den Brüdern die Frachtwagen der Kaufleute überfallen und nicht nur ihr bewaffnetes Geleit niedergemacht hatte. Den Fluch eines breitschulterigen Nördlinger Fuhrmannes, dem er die Lanze durch die Brust gestoßen, obwohl er ihm zugerufen, daß er Vater sei und Weib und Kind zu ernähren habe, den Schrei des hübschen braunlockigen Knaben, der sich seinem Rosse an die Zügel hing, als er gegen seinen Vater einritt, und dem er den Arm abgehauen, meinte er vor dem inneren Ohre zu vernehmen. Auch die Zeit kam ihm in den Sinn, in der er nach einem reichen Fange auf der Straße, der ihm den Beutel gefüllt, wohl beritten, in neuen prächtigen Kleidern, während des Faschings nach Nürnberg gezogen war, um auf den Rat der Brüder eine reiche Braut heim zu führen. Das Glück und die Heiligen hatten ihn ein Weib finden lassen, das seine Habsucht zu befriedigen verhieß und zugleich seinem Herzen gefiel; dennoch hatte er ihr weder Treue gehalten, noch auch die schuldige Rücksicht erwiesen. Aber seltsam: Schärfer als das alles warf die mahnende

Stimme ihm vor, die Verlobte seines Schwagers, an deren Schuld er doch glauben durfte, vor anderen verdächtigt und herabgesetzt zu haben. Wiederum empfand er, wie unedel und unwürdig eines Ritters er damit gehandelt. Warum? Nur um — jetzt gestand er sich's ein — um Wolff, dem Mahner und Sparer, dem er gram war, wehe zu thun, vielleicht auch, weil er sich im stillen gesagt, daß nicht seinen Zwillingen, sondern dem Schwager und seinen Kindern der größte Teil des Eysvogelschen Vermögens zufiel, wenn Wolff in einer gesegneten Ehe lebte.

Diese Gier nach Besitz, die ihn auf die Brautschau nach Nürnberg geführt, lag ihm doch wohl im Blute, wenn er sie auch als leichtfertiger Schuldenmacher verleugnet. Gestern, beim Herzog von Pommern, hatte sie ihn wieder zu jenem unsinnig waghalsigen Würfelspiele verleitet.

Seitz Siebenburg war kein ruhiger Denker. Vereinzelt, in flüchtigen Sprüngen kreuzte ihm dies alles das erregte Gehirn. Wie der begleitende eintönige Baß neben dem Aufundnieder der Melodie, hörte er daneben fortwährend die Versicherung, es sei schade um seine prächtigen Buben, wenn sie nicht anders würden als er.

Deswegen sollten sie fern von ihm unter der Zucht seines wackeren Oheims heranwachsen. Mit dem Beispiele dieses Mannes vor Augen konnten sie so rechtschaffene und edle Ritter werden, wie der von aller Welt hochgeschätzte Kunz Heideck.

Den Zwillingen zu liebe hatte er selbst ein neues, würdigeres Leben zu beginnen beschlossen. Sein Weib wollte ihm beistehen, und die Minne sollte ihm Kraft verleihen,

sich in Zukunft so zu führen, daß die Gräfin Montfort und jeder, der es gut mit seinen Söhnen meinte, ihnen wünschen durfte, daß sie dem Vater nacharten möchten.

Erhobenen Hauptes schritt er dahin. Als er die ersten Leute in die Kirche Unserer lieben Frau eintreten sah, ging er hinein, sprach etliche Paternoster, legte der gnadenreichen Jungfrau die Knäblein und ihre Mutter ans Herz und bat sie, ihm zu helfen, die wilden Triebe, die ihn oft zwangen zu thun, was ihn später reute, zu zügeln.

Viele kannten den riesengroßen, hoffärtigen Eidam des Kaspar Eysvogel und wunderten sich über die brünstige Hingabe, mit der er auf dem ersten besten Platze in der Nähe des Eingangs, neben zwei alten Mütterchen knieend, im Gebete verharrte. Sollte das Gerücht sich bewahrheiten, daß das Eysvogelsche Haus durch den Verlust großer Warenzüge in eine mißliche Lage geraten? Eine seiner Nachbarinnen hatte ihn seufzen hören, und versicherte, den „Schnurrbart“ müsse etwas Schweres bedrücken. Sie werde es ihrem Neffen, dem Gürtlermeister Hemerlein berichten, bei dem der Ritter für Sattel und Geschirr hoch in der Schuld stand, damit er beizeiten zu dem Seinen gelange.

Hoffnungsreicher, als er sie betreten, verließ Siebenburg die Kirche.

Das Gebet hatte ihm wohl gethan.

Erst auf dem Obstmarkte gewahrte er, daß die Leute ihm befremdet nachschauten. Seit gestern morgen hatte er nichts für sein Aeußeres gethan, und er, der ein starker Esser und Trinker war, fühlte die Notwendigkeit, etwas zu sich zu nehmen. Bei dem ersten Bader ließ er sich die stoppeligen Wangen und das Kinn glätten

und gab seiner Kleidung die Ordnung zurück. In einer Trinkstube daneben aß und trank er, ohne sich niederzulassen, was er bereit fand, und erfrischt an Leib und Seele setzte er die Wanderung fort.

Auf dem Obstmarkte ging es lebhaft her. Saftige Erdbeeren und frühe Kirschen, rote Radieschen und grauer Rettig, Kohlrabikugeln mit buschigem Grün und lange Spargeln wurden neben Rosen und Aurikeln, Balsaminen und getriebenen zeitigen Nelken in Töpfen und Sträußen feil geboten, und die frischen Bauerndirnen hinter den Ständen, die stattlichen Bürgersfrauen mit den großen runden Hüten, die Meisterstöchter mit dem langwallenden Haar, das aus den reich bestickten Hauben hervorquoll, die Mägde mit den sauberen Körblein am runden Arme boten ein buntes, freundliches Bild. Auch was das Ohr vernahm, war munter und ergötzlich und hob dem Ritter die Stimmung.

Stolz auf die neu errungene Widerstandskraft schritt er weiter, nachdem er dem Antrieb gefolgt war, der hübschen Blumen-Kuni, die er der Gräfin Cordula zu Gefallen während des Reichstages noch häufiger als sonst in Nahrung gesetzt hatte, den schönsten Rosenstrauch abzukaufen. Warum wußte er selbst nicht, doch verschwieg er der schmucken Dirne, die ihm mancherlei gewährt, für wen er bestimmt sei, und ließ ihn zum übrigen kreiden.

An der Ecke der Bindergasse, in der Heinz Schorlin wohnte, fand er eine Bettlerin mit dicht verbundenem Kopfe und trug ihr auf, die Rosen in den Eysvogelhof zu bringen und sie seiner Gemahlin, Frau Isabella Siebenburg, in seinem, des Ritters Seitz Namen, zu übergeben.

Vor dem Hause des Tuchmachermeisters Deichsler, bei dem der Schweizer Quartier gefunden, hielt ihn der Schneider Ploß auf. Er kam von Heinz Schorlin und mahnte Siebenburg an seine nicht unbeträchtliche Schuld; dieser aber bat ihn, sich noch wenig zu gedulden, da er in der letzten Nacht einen Nasenstüber beim Spiele bekommen, und der Meister erklärte sich bereit, bis St. Heinrich *) zu warten.

Wie viele standen mit hohen Forderungen hinter dem Schneider, und wann konnte Seitz mit der Tilgung der Schulden beginnen? Flüchtig kam ihm auch in den Sinn, daß er, statt seine guten Vorsätze zu verwirklichen, auch den Rosenstrauch unbezahlt gelassen hatte; doch die Blumen waren im Juni so billig!

Uebrigens fand er keine Zeit, bei dieser Kleinigkeit zu verweilen; denn schon während er den Meister zur Ruhe gebracht hatte, war ihm ein Mädchen ins Auge gefallen, das trotz der Hitze des Tages das Antlitz so tief unter der Riese **) verborgen hielt, daß man nur die Augen und den oberen Teil der Nase gewahrte. Es hatte flüchtig gegrüßt, und, irrte er nicht, war es die Gürtelmagd der Schwestern Ortlieb gewesen, die er oft genug gesehen.

Als er wieder nach der Vermummten ausschaute, eilte sie eben im Tuchmacherhause die Treppe hinan.

Kätterle war es, und keine andere.

Vom ersten Absatze der Stiege aus hatte sie sich umgeschaut und die Riese sich dabei verschoben. Was konnte sie bei dem Schweizer wollen? Doch kaum etwas

*) 15. Juli.

**) Schleierartiges Kopftuch von feiner Leinwand.

anderes, als ihm Botschaft von einer ihrer Herrinnen, gewiß von Els überbringen?

So hatte er doch recht gesehen und wohl daran gethan, der Gräfin nicht zu glauben.

Armer Wolff! Schon als Bräutigam betrogen! Auch jetzt noch wünschte er ihm nicht eben das Beste; und doch bedauerte er ihn.

Mit aller Zuversicht konnte Seitz jetzt vor Heinz Schorlin treten. Der Schweizer mußte ja am besten wissen, wie es um das ältere E und ihn selbst bestellt war, wenn ihn auch die Ritterpflicht zwang, es vor anderen zu verleugnen. Die Vorwürfe, die Siebenburg sich gemacht, waren vergebens gewesen. Er hatte keine Unschuldige verdächtigt, — nur eine treuvergessene Braut beim rechten Namen genannt.

Mit seinem Gute Tannenreuth stand es schlechter. Es war verwürfelt und darum verloren. — Im Geiste hatte er schon davon Abschied genommen. Es galt nur noch die Uebertragung durch den Notarius vollziehen zu lassen. Der Schweizer sollte erfahren, wie ein echt ritterlicher Spieler sich auch mit dem schwersten Verlust abfindet. Er wollte Heinz Schorlin nicht schonen. Den Spiegel dachte er dem Gewissenlosen zu zeigen, der einem redlichen Manne — denn das war Wolff — durch schnöde Verführungskünste die Braut abwendig machte, während widrige Umstände ihn verhinderten, die Treulose selbst zu überwachen. Mit zwei schnellen Griffen zog er die Enden des Schnurrbartes auseinander und pochte dann an die Thür des Schweizers.

Siebenzehntes Kapitel.

Zwei und dreimal klopfte Siebenburg an, aber immer vergebens. Dennoch war der Schorlin zu Hause. Sein Waffenträger hatte es Seitz unten gesagt, und er hörte von drinnen her die Stimme des Schweizers. — Da schlug er mit dem Griff des Stoßmessers so stark an die Thür, daß es durch das ganze Haus dröhnte. Dies Verfahren half; denn man öffnete, und der schmale Kopf Biberlis schaute dem Ritter verwundert entgegen.

„Sagt Eurem Herrn," herrschte dieser den Diener an, den er als den des Schweizers kannte, „wenn er vor mahnenden Handwerkern das Quartier verschließe ..."

„Bei Eurem Klopfen, Herr," unterbrach Biberli den Ritter, „dachten wir wirklich, der Schwertfeger wäre gleich mit Hammer und Ambos gekommen. Vor den Gläubigern braucht mein Herr sich hier übrigens keineswegs zu fürchten; denn wenn Ihr, Herr Ritter, es noch nicht wißt: Während des Reichstages gibt es großmütige Edelleute hier zu Nürnberg, die Schloß und Land zu seinen Gunsten auf den Spieltisch werfen."

„Und naseweisen Burschen noch schneller die Faust in den Nacken!" rief Siebenburg und erhob drohend die

Rechte. „Jetzt führst Du mich ungesäumt zu Deinem Herrn!“

„Wenigstens in seine vier Pfähle,“ versetzte der Diener, indem er Seitz in das schmale Vorgemach vorantrat, aus dem er gekommen. „Wie es mit dem ‚ungesäumt‘ beschaffen, das ruht indes in der lieben Heiligen Händen; denn Ihr müßt wissen . . .“

„Possen,“ fiel ihm der Ritter ins Wort. „Sag Deinem Herrn, es fehle dem Siebenburg an Lust und Zeit, in seinem Vorzimmer zu warten.“

„Und dem Ritter Schorlin,“ versicherte Biberli, „könnte sicher und gewiß keine größere Freude begegnen, als wenn Ihr ihn recht bald wieder allein ließet.“

„Unverschämter Wicht!“ donnerte Seitz, dem der in dieser Annahme verborgene Hohn nicht entging, den Diener an und schlug ihm die Hand in die Halsöffnung des langen Gewandes; Biberli aber fühlte, daß er nur die Kapuze ergriffen, hakte sie mit einem schnellen Griffe los, und während er flink auf die Seitenthür zueilte, durch die man laute Stimmen vernahm, hörte Siebenburg den leisen Aufschrei eines weiblichen Wesens. Er kam von einem Vorhange her, der sich über aufgehängte Kleider breitete, und Seitz sagte sich, daß er kaum von einer andern als von der Gürtelmagd, der er vorhin begegnet war, ausgegangen sein konnte. Sie stand im Dienste Els Ortliebs, und es war ihm lieb, dies lebende Beweisstück zur Hand zu haben.

Wenn er Heinz veranlaßte, ihm hier im Vorzimmer Rede zu stehen, war ihr die Möglichkeit genommen, sich zu entfernen. Als habe er nichts bemerkt, gab er sich darum

das Ansehen, das behende Entweichen des Dieners belustigend zu finden. Mit einem erzwungenen Auflachen warf er ihm die Kapuze an den Kopf und verlangte, bevor er die Thür zum Nebenzimmer geöffnet, von neuem, seinen Herrn zu sprechen.

Da versicherte Biberli, er werde sich dennoch gedulden müssen; denn der Ritter führe erbauliche Gespräche mit einem frommen alten Bettelmönche. Wenn er ihm raten dürfe, möge er den Herrn jetzt überhaupt nicht stören; denn er habe betrübende Nachrichten erhalten, und der Schneider, der ihm Maß für die Trauerkleider genommen, ihn eben erst verlassen. Wenn Seitz ein Anliegen an den Ritter zu bringen habe und etwas übriges von seiner Gunst und seltenen Großmut erwarte . . .

Weiter ließ ihn indes Siebenburg nicht kommen. Ohne der List, die Heinz hierher locken sollte, weiter zu gedenken, brauste er auf, versicherte in ernstem Unwillen, daß er von niemand und am letzten von einem Schorlin Gnade und Großmut begehre, trat auf die Thüre zu und schleuderte den Diener, der sich ihm in den Weg stellte, mit so roher Gewaltsamkeit an die Wand, daß er in ein lautes Zetergeschrei ausbrach.

Bevor dies noch verstummt war, trat Heinz über die Schwelle. Ein langes weißes Gewand hob die Blässe seines gestern noch so frischen Gesichtes, und seinen geröteten Augen war es anzusehen, daß er vor kurzem auch Thränen vergossen.

Als er gewahrte, was hier vorgegangen, und seinen treuen Gefährten sich die Schulter reiben und das Gesicht schmerzlich verziehen sah, flammten ihm die Wangen zornig auf und mit gerechtem Unwillen verwies er Sieben-

burg das unziemliche Eindringen in sein Quartier und sein rohes Betragen.

Dann frug er Biberli, ohne des Ritters zu achten, ob man ihn ernstlich verletzt. Da der Diener dies verneinte, wandte er sich Seitz wieder zu und bemerkte kurz, er meine zu wissen, was ihn zu ihm führe. Wenn er sich zu bekennen bequeme, sinnlos berauscht sittsame Jungfrauen verlästert, und nicht gewußt zu haben, was er gethan, als er sein Schloß und Land gegen das Gold einsetzte, das vor ihm, dem Ritter Schorlin, gelegen, möge er sein Tannenreuth behalten. In welcher Form er die Verleumdung der Ortliebschen Jungfrauen zurückzunehmen habe, wünsche er, weil es ihm jetzt an Zeit mangle, später mit ihm zu besprechen. Augenblicklich beschäftigten ihn würdigere Dinge als die häßlichen Irrreden eines Berauschten, und er ersuche den Ritter darum, ihn zu verlassen . . .

Bei den letzten Worten hatte Heinz auf die Thüre gewiesen, und diese unbedachte, nichts weniger als einladende Bewegung raubte Siebenburg den letzten Rest der mühsam behaupteten Fassung.

Nichts wirkt verletzender gerade auf schwache Naturen, als wenn andere ihnen das Gegenteil dessen zutrauen, was sie nach einem Siege über niedere Triebe als das Rechte erkannten und es zu vollbringen gedachten. Ihn, der gekommen war, um dem verlorenen Besitz freiwillig zu entsagen, sah der Schweizer für einen lästigen Bittsteller an, ihm, der hier stand, um zu beweisen, daß er Els Ortliebin mit vollem Recht eines Vergehens geziehen, mutete Schorlin zu, einen Widerruf gegen besseres Wissen zu leisten. Und was war der Preis, den der Unverschämte

für das gewonnene Gut und das Recht forderte, ihn als Verleumder zu brandmarken? Die Freude, den unwillkommenen Gast sich schnell entfernen zu sehen. Ein höherer Grad von Nichtachtung und beleidigender Selbstüberhebung ließ sich nicht denken, und indem Seitz das eigene sittliche Verhalten in den letzten Stunden hoch über das ruchlose Gebaren des Schweizers stellte, ließ er in aufrichtiger Empörung und weit entfernt, des weißen Gewandes und veränderten Aussehens des Gegners zu achten, dem Ingrimme die Zügel schießen.

Bleich vor Zorn warf er dem Schweizer das ihm abgenommene Gut gleichsam vor die Füße und ließ es dabei an verletzenden Worten nicht fehlen.

Anfänglich hörte Heinz in stummem Erstaunen dem Wutausbruche des unglücklichen Spielers zu; als dieser aber zu drohen begann und sogar an das Schwert schlug, gewann er die Ruhe, an der es ihm nie gebrach, wenn es etwas zu bestehen galt, was einer Gefahr gleich sah, schnell zurück.

Seit der ersten Begegnung mit Siebenburg hatte er eine starke Abneigung gegen ihn gefaßt. Die verleumderische Rede, mit der er gestern den guten Namen einer Jungfrau in den Staub gezogen, von der Heinz wußte, daß sie nur durch seine Schuld in einen falschen Verdacht geraten, hatte ihn mit Verachtung erfüllt. So ließ er ihn denn mit gelassener Geringschätzung toben; als aber derjenige, mit dem er sich vorher unterredet, der alte Minorit, den er an der Landstraße gefunden und nach Nürnberg geleitet hatte, sich an der Thür des Nebenzimmers zeigte, rief er Seitz ein entschiedenes „Genug!“ zu, wies auf den Greis und schenkte in kurzen,

schlichten Worten das Schloß und die Flur von Tannenreuth dem Kloster der Bettelmönche vom Franziskanerorden zu Nürnberg.

Mit einem höhnischen Achselzucken folgte Siebenburg dieser Verordnung; dann aber sagte er bitter: „Ich dachte, in Armut zu leben sei das oberste Gebot in der Regel des heiligen Franciscus. Doch gleichviel! Mag das erwürfelte Geschenk den frommen Brüdern bekommen. Euch, Herr Ritter, wird diese Gabe die Gunst des Heiligen von Assisi gewinnen, dessen Macht man ja rühmt. Ihr habt also weise gehandelt."

Hier stockte er; denn es war ihm, als schnüre ihm der Ingrimm den Hals zu. Während aber der Minorit Heinz für die großmütige Gabe dankte, fiel Siebenburgs Auge wiederum auf den Vorhang, hinter dem die Magd sich verbarg.

An ihn kam jetzt die Reihe, dem Schweizer einen Streich zu versetzen. Der alte Bettelmönch war eine würdige, Achtung gebietende Erscheinung, und es hatte das Ansehen, als sei Heinz an seiner guten Meinung gelegen. Gerade deswegen sollte der Minorit erfahren, wie der Wohlthäter seines Ordens beschaffen.

„Da Ihr so dringend begehrt, Ritter Schorlin," fuhr er fort, „meiner Gesellschaft ledig zu werden, thu' ich Euch den Willen. Nur gabt Ihr Euch eben das Ansehen, mir gewisse Worte, die in dieser Nacht fielen, und die sich auf eine Jungfrau bezogen . . ."

„Laßt das ruhen," fiel ihm Heinz mit scharfem Nachdruck ins Wort.

„Diesen Wunsch durfte ich zu hören erwarten," versetzte Siebenburg höhnisch; „denn da Ihr im Begriff

steht, Euch mit frommen Werken des Himmels Gunst zu erwerben, wird es Euch genehm sein . . .“

„Was?“ frug der Schweizer scharf.

„Wird es Euch sicherlich auch am Herzen liegen,“ lautete die Antwort, „von einem Wandel zu lassen, der ehrbaren Leuten und wie viel mehr noch den hohen Heiligen zum Aergernis gereicht. Ihr, der Ihr dem Bräutigam die Braut abwendig macht und sie zu nächtlichen Zusammenkünften verlockt, wähnt Euch wohl jetzt sicher vor ihrem Verlobten, den der Ausgang des Zweikampfes — Ihr wißt ja — von ihr fern hält. Wolff aber ist zufällig mein Schwager, — und wenn es mich gelüstet, an seine Stelle zu treten und mit Euch eine Lanze zu brechen . . .“

Da unterbrach ihn Heinz totenbleich und rief im Ton der tiefsten Verachtung: „So lassen wir es dabei: beim Lanzenstechen, mein' ich, und fügen noch den Schwertkampf hinzu.“

Einen Augenblick blickte Siebenburg, verwirrt von der scharfen Angriffsweise des Gegners auf ihn hin; schnell aber gewann er die Fassung zurück und sagte: „Angenommen! Beim Tjost*) mit scharfen Waffen zeigt sich wohl, auf wessen Seite das gute Recht steht.“

„Das Recht?“ frug Heinz erstaunt und zuckte höhnisch die Achseln.

„Ja, das Recht,“ brauste der andere auf, „für das Ihr die Schätzung verloret.“

„So wenig,“ entgegnete der Schweizer gelassen, „daß ich, bevor wir mit dem Herold über die Kampfweise

*) Einzelkampf beim Turniere.

reden, von Euch fordern muß, die Schmähungen zurückzuziehen, mit denen Ihr gestern im Rausch einer tugendsamen Jungfrau vor anderen Rittern und Herren die Ehre kränktet.“

„Zu deren Hüter,“ lachte Seitz, „Ihr Euch, wie es scheint, an Stelle ihres Bräutigams aus eigener Wahl bestelltet.“

„Nehmt dies an,“ erwiderte Heinz mit überlegener Ruhe. „Nicht Ihr, nein, ich werde an Wolff Eysvogels Stelle streiten, — und mit seiner Einwilligung, denk' ich. Ich kenne ihn und schätze ihn so hoch . . .“

„Daß Ihr,“ fiel der andere ihm spöttisch ins Wort, „seine Braut zu nächtlichen Kosestündchen ladet und Botschaften mit ihr wechselt.“

Das war Heinz Schorlin zu viel, und in ehrlicher Entrüstung aufwallend rief er: „Beweist das! Oder — bei Gottes Blut! . . . Das Schwert, Biberli! — Trotz des Landfriedens sollt Ihr, bevor Ihr noch einmal den verleumderischen Mund aufthut, erfahren . . .“

Hier aber stockte er plötzlich; denn während Biberli sich entfernte, um diesem Befehle nachzukommen, den er, so wohl er ihm auch zusagte, doch nur zaudernd ausführte, um den Herrn und Schutzbefohlenen vor einer Unbesonnenheit zu bewahren, eilte Siebenburg, außer sich vor Wut, auf den Vorhang zu. Bevor Heinz es verhindern konnte, zog er ihn so heftig zurück, daß er von den Stiften riß, und zwang die entsetzte Magd, deren Arm er ergriffen, sich mit ihm dem Schweizer zu nähern.

Heinz hatte Kätterle nur im Mondschein und im Halbdunkel gesehen und nichts von ihrem unerwarteten Erscheinen erfahren. Erstaunt, als sei sie aus der Erde

gestiegen, maß er sie darum mit fragenden Blicken; Siebenburg aber ließ ihm keine Zeit sich zu sammeln, sondern zog die Gürtelmagd vor den Mönch und gebot mit drohend erhobener Stimme: „Sage dem frommen Bruder dort, wer Du bist, Weibsbild!“

„Das Kätterle von Sarnen,“ gab sie weinerlich zurück.

„Und wem dienst Du?“ verlangte der Ritter weiter zu wissen.

„Den Ortlieb-Schwestern, den Jungfrauen Els und Ev,“ lautete die Antwort.

„Den schönen E's, wie man sie hier nennt, frommer Bruder,“ lachte Siebenburg schadenfroh auf, „als deren Gürtelmagd ich sie kenne. — Wenn sie nicht etwa hierherkam, um dem Freunde ihrer Herrin die Wäsche zu stopfen . . .“

Hier aber unterbrach Biberli, der bei seiner Rückkehr in das Vorgemach die Geliebte mit Entsetzen gewahrte, den Ritter, indem er Heinz zurief: „Vergebung, Herr! Ihr wißt ja, daß sie meine Verlobte. Vorhin — kaum ein Dutzend Paternoster ist's her — trat sie hier ein, um mit mir wegen der Hochzeit zu reden.“

Verwundert folgte Kätterle der kecken Rede des treuen und standhaften Geliebten, doch gefiel sie ihr nicht übel; denn unaufgefordert hatte er noch nie von der Hochzeit gesprochen. Dabei fühlte sie die Verpflichtung, ihm Beistand zu leisten, und nickte ihm beistimmend zu, während Siebenburg den Diener unwirsch unterbrach und dem Mönche zurief: „Lug und Trug, würdiger Bruder. Weiß gebrannt soll hier werden, was schwarz ist. Um Botschaft von dem ältern schönen E zu bringen, mit dem

dieser fromme Ritter heute nacht überrascht ward, schlich sie sich vermummt zu dem Galan ihrer Herrin."

Wieder gab das stürmische Aufbrausen des andern dem Schweizer die Besonnenheit zurück. Mit einer Gelassenheit, die dem Diener unbegreiflich erschien und ihn zugleich mit Entzücken erfüllte, wandte er sich an den Mönch und sagte ernst und schlicht: „Der Schein, Pater Benedictus, mag gegen mich sprechen. Ich enthülle Euch sogleich den wahren Hergang. Wie die Magd hieher kommt, wird sich später erweisen. Was die Jungfrau angeht, die dieser das ältere schöne E nennt, so hab' ich ihrer — bei unserem Heiligen schwör' ich's — nimmer begehrt und auch nicht das leiseste Zeichen ihrer Gunst je und je von ihr erhalten."

Dann wandte er sich Siebenburg zu und fuhr, immer noch ruhig, doch mit bedrohlichem Ernste, fort: „Kenn' ich Euch recht, so geht Ihr jetzt von einem zum andern und thut ihm zu wissen, was Ihr hier fandet, um der Jungfrau den Leumund zu schädigen, die der wackere Bruder Eurer Hausfrau zum Weibe erwählte, und um meinen Namen zugleich mit dem ihren an den Pranger zu stellen."

„Wohin Els Ortliebin," fiel ihm Siebenburg wütend ins Wort, „eher gehört als in das ehrbare Haus eines Nürnberger Geschlechtes. Wenn sie zu gering wurde für meinen Schwager, so habt Ihr es verschuldet. Daß ihm reiner Wein eingeschenkt und ihm bekannt wird, wo und zu welcher Zeit seine Braut fremden Herzensbrechern zu Willen, dafür freilich werde ich sorgen. Auch anderen die Augen über sie zu öffnen, soll mir eine angenehme Pflicht sein."

Da sprang Heinz auf Biberli zu, um ihm das Schwert aus der Hand zu reißen, er aber hielt es fest und suchte mit einem flehentlich mahnenden Blicke das Auge des Herrn; — seine treue Sorge wäre aber vergebens gewesen, hätte der Mönch ihm nicht Beistand geleistet. Der Mahnung, die der Greis dem jungen Freunde zuraunte, dem kaiserlichen Herrn, dem er Großes schulde, neues schmerzliches Herzleid zu ersparen, gelang es, dem empörten jungen Ritter die Herrschaft über sich selbst zurückzugeben. Mit einer schnellen Bewegung strich er sich das volle Haar aus der Stirn und fuhr im Tone der tiefsten Mißachtung fort:

„So thut, was Ihr mögt; — doch nehmt dies mit auf den Weg: Hütet Euch, daß Ihr nicht, statt auf dem Roß, auf der Barre zu reiten kommt, bevor das Lanzenstechen beginnt. Auch die Jungfrauen, deren reinen Namen Ihr zu verunglimpfen trachtet, sind Damen, und wenn sie aufstehen, um gegen Euch zu klagen ..."

„So trete ich mit der Wahrheit hervor," versicherte Siebenburg, „und Damengericht und Wappenkönig sprechen eher Euch, dem schnöden Verführer, als mir, die Turnierfähigkeit ab, mein schöner Ritter!"

„Darauf mag es ankommen," entgegnete Heinz gelassen. „Das übrige mögt Ihr mit meinem Herold besprechen. Auch Wolff Eysvogel — verlaßt Euch darauf — klopft bei Euch an, wenn Ihr Euren schnöden Willen zur That macht."

Damit wandte er Seitz ohne Gruß den Rücken, wies dem Pater die geöffnete Thür zum Nebenzimmer, ließ ihm den Vortritt und zog sie hinter sich ins Schloß.

„Zu Dir wird er kommen, Du Prahlhans!" rief

Siebenburg dem Schweizer höhnisch nach und wandte sich dann an den Diener und die Magd, um in herablassendem Ton eine Frage an sie zu stellen; Biberli aber eilte, ohne auch nur die Lippen zu einer Antwort zu öffnen, dem Eingange entgegen und veranlaßte den Ritter, mit einer vielsagenden Handbewegung, sich zu entfernen.

Seitz ließ es geschehen und eilte die Treppe hinunter. Dabei leuchteten ihm die Augen, als hätte er einen großen Sieg erfochten. An der Hausthür schlug er auf den Griff des Schwertes und drehte mit schnellen Handbewegungen die Enden des Schnurrbarts. Die Ueberraschung, die er dem frechen Schweizer durch das Erscheinen der Liebesbotin — wie ein Zauber war es gewesen — bereitet, hätte nicht besser gelingen können. Und was hatte Schorlin zu seiner Rechtfertigung vorgebracht? Nichts, rein gar nichts. Wolff Eysvogels Herold sollte den Schweizer vor die Klinge fordern, nicht ihn, der dem betrogenen Bräutigam die Augen über seine Verlobte zu öffnen gedachte.

Auf das Lanzenstechen und den Schwertkampf mit Heinz freute er sich. Je schärfere Bedingungen der Herold stellte, desto besser. Gewaltigere Gegner als diesen hatte er aus dem Sattel gehoben und sich dabei aus ritterlicher „Courtoisie“ nicht einmal seiner Kraft mit voller Rücksichtslosigkeit bedient. Heinz Schorlin sollte sie zu fühlen bekommen.

Wie ein Triumphator schaute er sich um, und mit selbstbewußt zurückgeworfenem Haupte schritt er die Bindergasse hinunter und diesmal an den Barfüßlern vorbei, dem Rathause und dem Fischmarkte entgegen. Dort wohnte der Schwertfeger Eber, mit dem er, so viel er ihm auch

schuldete, wegen der scharfen Waffen, deren er für den Tjost bedurfte, zu reden gedachte. Dabei ließ er seiner Einbildungskraft freien Lauf. Sie zeigte ihm sein ungestümes Anrennen gegen den Feind, dessen Sturz in den Sand, den Schwertkampf und das Ende des Tjost, den schnellen Tod des Verhaßten.

So tief beschäftigten ihn diese Zukunftsgemälde, daß er weder sah noch hörte, was um ihn her vorging. Mancher und manche, denen er auszuweichen vergaß, schauten sich unwillig nach ihm um. Plötzlich aber sah er sich verhindert, weiter zu schreiten. Der Ausrufer hatte eben die Stimme erhoben, um den Leuten, die ihn zwischen dem Rathause und den Barfüßlern umdrängten, etwas Wissenswertes zu verkünden. Vielleicht wäre es ihm gelungen, den Auflauf gewaltsam zu durchbrechen; als er aber den Namen „Ernst Ortlieb" aus der eintönigen Rede des Ausrufers hervorklingen hörte, folgte er seiner weiteren Meldung. Sie that den Bürgern und Bürgerinnen gemeiner Stadt zu wissen, daß aus dem Hause des ehrbaren Herrn Ernst Ortlieb vom Rate seit dem Gewitter in der letzten Nacht eine Gürtelmagd abhanden gekommen, eine Schweizerin von Geburt, Katharina von Sarnen, „Kätterle" gerufen, ein unbestraft und unbescholten Weibsbild. Wer etwas von dem Verbleib der Verschwundenen in Erfahrung bringe, der wurde ersucht, dies im Ortliebhofe zu melden.

Was hatte das zu bedeuten?

War das Mädchen schon um Mitternacht verschwunden und nicht wieder zu ihrer Herrschaft zurückgekehrt, konnte es Heinz Schorlin doch kaum als Liebesbotin der Els aufgesucht haben. War sie aber nicht im Auftrag einer

der E's zu dem Schweizer gekommen, welchen Beweis besaß er dann noch für die Schuld der Braut seines Schwagers? Wie würde es ihm gelingen, Wolff begreiflich zu machen, daß seine geliebte Els sich gegen ihn vergangen, wenn die Gürtelmagd bei der Beweisführung aus dem Spiel bleiben mußte. Schon gestern abend hatte er nichts weniger als fest an die Schuld des Mädchens geglaubt; heute morgen war es ihm selbst schmählich erschienen, sie vor anderen verdächtigt zu haben. Erst die Begegnung mit der Magd bei dem Schweizer hatte ihn bewogen, so herausfordernd auf seiner Beschuldigung zu bestehen . . . Und nun? — Gelang es Heinz Schorlin im Bunde mit den Ortliebs die Unschuld der Verdächtigten sicher zu beweisen, dann — es war nicht auszudenken! — dann konnte ihm auf die Klage der Dame hin die Turnierfähigkeit abgesprochen werden, — dann drohte ihm alles Schimpfliche, was dem verleumderischen Ehrabschneider angethan werden konnte, — dann zog ihn außer Heinz Schorlin auch Wolff zur Rechenschaft, derselbe Wolff, den er zu hassen begonnen, seit er ihn mit dem eisernen, unwiderstehlichen Arme zum erstenmale der Schadenfreude der Umstehenden im Fechtsaale preisgegeben hatte.

Aber das war es nicht, was ihm plötzlich das Haupt senkte und ihm mit lauter Stimme zurief, er habe wieder einmal wie ein unbesonnener Thor gegen sich selbst gewütet. Feigheit war sein geringster Fehler. Was ihm im Kampfe zustoßen konnte, fürchtete er nicht. Ob er turnierfähig bleiben würde, das war die entsetzliche Frage, die ihm den hellen Morgen, der schon dem Mittag entgegenging, verfinsterte. Er hatte Els vor anderen treuvergessen gescholten und sie, die Braut eines Ritters,

dadurch der tiefsten Verachtung preisgegeben. Und dann! Narr, der er war! Seine Brüder hatten wiederum einen Warenzug auf der Landstraße geworfen und würden bald als Räuber zur Rechenschaft gezogen werden. Das veranlaßte den Schweizer und andere gewiß auch, auf seine Vergangenheit zurückzuschauen, und wer „Handel und Kaufmann geschädigt," den schloß der Wappenkönig vom Tjost und Turnier aus. Was würde sein Feind, der dem Kaiser so nahe stand, nicht aufbieten, um ihn vor aller Welt zu Grunde zu richten. Aber — und bei diesem Gedanken stieß er einen leisen Fluch aus — aber wie konnte er überhaupt zum Tjoste reiten, wenn ihm sein Schwiegervater die Kasse, die ja noch dazu leer sein sollte, verschloß? Mußte sich der Alte für zahlungsunfähig erklären, so legten seine, des Siebenburgs, Gläubiger zuerst Beschlag auf seine prächtigen Rosse und die köstlichen Rüstungen, von denen kaum die Hälfte bezahlt war. Und wie viel Geld bedurfte er für den Einsatz und das Pfand im Falle des Unterliegens! Was er noch besaß, waren Schulden. Nur — wie eine Erleuchtung erschien ihm dieser Gedanke — nur der alte, wertvolle Schmuck seiner Hausfrau war doch wohl noch zu retten, und vielleicht ließ sie sich bestimmen, ihm einen Teil des Geschmeides für das Turnier zu überlassen. Es galt nur, ihr deutlich zu machen, daß an seiner Ehre auch die der Zwillinge hing. Wollte der Himmel doch seinen Buben solche Stunden der Angst und Selbstanklage ersparen!

Aber was war das? Täuschte er sich und ließ ihn die überreizte Einbildungskraft nur ein Sterbegeläute hören, das seiner Ehre und seinen Hoffnungen galt, die er beide zu Grabe tragen sollte. Doch nein! Was auch

an Bürgern und Bauern, an Männern und Frauen, an Großen und Kleinen auf dem Salzmarkte, den er eben betrat, sich neben ihm hin und ihm entgegen bewegte, hob zugleich mit ihm das Haupt; denn von allen Türmen auf einmal erscholl das klagende Sterbegeläut, das der Stadt den Heimgang eines „Ehrbaren“ vom Rate, eines weltlichen oder geistlichen Fürsten verkündete. Auf dem Dache des Rathauses, nach dem er sich umwandte, wehte schon die Trauerfahne, und Stadtknechte hißten eben auch andere schwarze Flaggen am Almosenamte auf, und nun zog der Hegelein*) im Trauerkleide auf einem von Flor umwehten Rappen anderen Reitern in Trauerkleidern voran und verkündeten der Menge, Hartmann, der blühende Sohn des Kaisers Rudolf, habe ein vorzeitiges Ende gefunden. In den Wogen des Rheins sei der edle Jüngling beim Baden ertrunken.

Da war es, als sei ein Frost auf den blühenden Garten gefallen. Wie gelähmt schien das fröhliche Treiben auf dem Markte. Das laute Schluchzen vieler Weiber mischte sich in die Rufe des Bedauerns und der Klage von bärtigen Lippen, die eben noch Salz und Fische, Fleisch und Wild mit fröhlichem Eifer zum Verkauf angeboten hatten oder zu erhandeln begehrt. Boten mit Flor an Hut oder Kappe brachen sich Bahn durch die Menge, und ein Zug von deutschen Herren, Priestern und Mönchen zog gesenkten Hauptes, mit Kerzen in der Hand, zwischen dem Rathaus und St. Sebald hindurch, dem Kornhause und der Burg entgegen.

Dazu breitete sich dunkles Gewölk langsam über die

---

*) Spruchsprecher.

lichte Bläue des Juniushimmels. Ein Dohlenschwarm umflatterte das Rathaus und flog mit lautem Gekreisch auf die Burg zu.

Gleichgiltig schaute Seitz ihnen nach. Auch der große, allmächtige Herr da oben bekam sein Kreuz zu tragen, — auch in seinem stolzen Schloß flossen Thränen, gab es schmerzliche Seufzer zu hören. So war es gerecht. Er hatte noch keinem, der ihn in Frieden gelassen, Böses gewünscht; aber wäre er auch im stande gewesen, dies tiefe Weh von Kaiser Rudolf fern zu halten, er hätte keinen Finger gerührt. Seine Krönung war ihm und den Seinen ein Schlag ins Antlitz gewesen. Straflos hatten sie vorher auf der Landstraße treiben dürfen, was ihnen beliebte; der Habsburger, der Schweizer aber war ihrem räuberischen Treiben schonungslos entgegen getreten. Jetzt sollte es erst recht angehen mit dem Richten der wegelagernden Ritter und dem Brechen ihrer Burgen.

In einen blöden Schafsstall, hatte der Absbacher gerufen, denke der Kaiser Deutschland zu verwandeln. Die Brüder Siebenburg waren seine treuen Kumpane, und obgleich sie gemeinsam klagten, das fröhliche ritterliche Waffengeklirr würde unter solchem Kaiser verstummen, sorgten doch gerade er und seine Spießgesellen dafür, daß stürmischer Fehde- und Kriegslärm, Wehegeschrei und Hilferuf auf den Handelsbahnen der Kaufleute nicht zum Schweigen gelangten. Aber nicht allein darum zuckte Seitz bei den Kundgebungen des wärmsten Mitgefühls ringsum die Achseln. Heinz Schorlin stand dem Herzen des Kaisers nahe, und der Mann, der seinem Feinde so gütig gesinnt war, konnte nimmer sein Freund sein. Vielleicht schon morgen sprach Rudolf seinen Brüdern den Kopf ab und

erhob Schorlin zu höheren Ehren. Er, Seitz, dem die Augen übergeflossen waren, als der Türmer auf der heimischen Burg sein altes Weib, das seine Amme gewesen, verloren hatte, fand in diesem Falle keinen Grund, mit den Betrübten zu trauern.

So setzte er unter fremden Klagen und Thränen und belastet von den eigenen Sorgen den Weg fort. Im Eysvogelhofe fand er ein lebhaftes Aufundnieder der zahlreichen Dienerschaft; denn auch dorthin war die Trauerkunde schon gedrungen. Herr Kaspar hatte das Haus verlassen. Wahrscheinlich befand er sich bei Ernst Ortlieb. Wenn dieser bereits erfahren hatte, was er, Seitz Siebenburg, seiner Tochter beim Spiele nachgesagt, dann war er es vielleicht, der gegen das wankende Haus, in dem, blieb es stehen, sein Weib und die Zwillinge in jedem Falle Unterkunft gefunden hätten, den ersten entscheidenden Stoß that. Zum Schelm und zugleich zum kurzsichtigsten der Narren hatte ihn der Groll gegen den Schweizer, hatte Haß und Eifersucht ihn gemacht.

Als er sich dem oberen Stockwerke, wo die Kinderstube lag und wo er sein Weib zu finden erwartete, näherte, war es ihm plötzlich, als zeige sich ihm ein Stern in finsterer Nacht. Wenn er Isabella das Herz ausschüttete und sie teilnehmen ließ an seiner furchtbaren Seelenqual, dann erwachte vielleicht in ihr, die ihn doch liebte und die ihm teurer war als er es auszusprechen vermochte, freundliches Mitleid. Ihr Geschmeide hatte gewiß sehr hohen Wert, doch weit köstlicher erschien ihm die Hoffnung, das schwere Haupt an ihre Brust schmiegen zu dürfen, sich von ihrer schmalen weißen Hand das Haar aus der sorgenvollen Stirn streichen zu lassen. O, wenn das

Unglück sie ihm wieder so nahe brachte, wie sie ihm in den ersten Monden der Ehe und auch vorhin noch gestanden, dann konnte er sich kurz vor dem Verschmachten noch einmal neu gekräftigt erheben und den halbverlorenen Kampf zum Siege zu führen unternehmen. Und sie war ja auch klug und hatte Macht über die Herzen der Ihren und zeigte ihm vielleicht den Rettungsweg, den sein des Denkens ungewohnter Geist noch nicht zu finden vermochte.

Hoch klopfenden Herzens und von neuer Hoffnung belebt, betrat er den Flur, an dem das Quartier lag, das er mit ihr bewohnte. Der Wunsch, sie allein zu finden, sollte sich indes nicht erfüllen; denn verschiedene Stimmen klangen ihm von dorther entgegen.

Und was hatte das zu bedeuten?

Vor der Thür der Kinderstube stand Isabella, bleich und hochaufgerichtet, mit einem strengen, frostig kühlen Zug an den schönen Lippen, wie eine Fürstin, die einem Frevler das Urteil spricht. Sie atmete tief, und vor ihr, der Mutter und Großmutter, bewegte sich mit lebhaften Gesten der hübsche Page der Gräfin Cordula, den Siebenburg nur zu wohl kannte. Er hielt den Rosenstrauß in der Hand, den er der neugewonnenen Gattin und Herzliebsten gleichsam als Versöhnungszeichen geschickt, und Siebenburg hörte, wie er mit der hellen Knabenstimme dringlich ausrief: „Ich sagte es ja schon, und, edle Frau, Ihr dürft es mir glauben: für die Gräfin von Montfort, meine vielgnädige Herrin, war der Strauß hier bestimmt, den die Botin uns brachte. Einen schönen Morgengruß sollte sie bestellen, und — laßt es euch nicht verdrießen; denn es geschah ja nur in fröhlichem

Minnespiel, wie die Gewohnheit es vorschrieb. — Ehrt doch, seit wir hier sind, Euer Herr meine Gräfin Tag für Tag mit dem Allerschönsten, was in den Gärten Frankens die Knospen öffnet. Doch meine gnädige Gebieterin ist, wie Ihr schon hörtet, der Meinung, Ihr, edle Frau, hättet ein besseres Recht auf diese besonders schönen Kinder des Lenzes, als sie, die Eurem Herrn schon gestern abend ans Herz legte, in Euch, schöne Dame, das vornehmste Ziel seiner Huldigungen zu erblicken, nicht in ihr. So sandte sie mich denn aus, um Euch, Vielgnädige, was Euer ist, zu Füßen zu legen."

Damit versuchte der geschmeidige Knabe Frau Isabella die Rosen mit einer zierlichen Verbeugung in die Hand zu spielen; sie aber begehrte des Straußes nicht. Bei der heftigen Bewegung, mit der sie ihn zurückwies, fiel er unversehens zu Boden. Ohne seiner weiter zu achten, erteilte sie dem Pagen die vornehm kühle Antwort: „Dankt Eurer Herrin und sagt ihr, ich erkennte die gute Absicht, doch wären die Rosen gar dornig, die sie verschenkt." Damit wandte sie dem Knaben den Rücken und schritt mit stolzer Majestät auf die Thüre des Kinderzimmers zu.

Mutter und Großmutter wollten ihr folgen; Siebenburg aber drängte sich zwischen sie und sein Weib, und aus seiner Stimme klang der ganze Jammer einer von Verzweiflung ergriffenen Seele, als er ihr flehentlich zurief: „Höre mich, Isabella! Hier waltet ein unseliger Irrtum! Bei allem, was Dir und mir heilig, bei unserer Minne, bei unseren Büblein schwör' ich Dir zu: Für Dich, die Herzliebste, und ganz allein für Dich waren die Rosen bestimmt."

Hier aber schnitt ihm die Großmutter das Wort ab, indem sie hell aufkichernd ausrief: „Die unreifen Frühbirnen vom Obstmarkt kommen wohl später der Hausfrau zu Händen: die Rosen fanden schneller den Weg zu der Montfort.“

An diese bitterbösen Worte schloß sich wie das Echo die weinerliche Klage Frau Rosalindes: „Nur zu wahr, gnädige Frau Mutter. Auch das noch!“

Aber der Ritter achtete nicht des empörten und scheltenden Weibes, sondern eilte der Gattin nach, um sich ihr zu Füßen zu werfen und ihr alles der Wahrheit gemäß zu bekennen; sie aber, die schon längst gehört, daß ihr Gatte der Gräfin Cordula in auffälligerer Weise huldige, als es einem redlichen Eheherrn geziemte, und nach der glückseligen Stunde von vorhin bis zum Erscheinen des Pagen den Beginn einer besseren, ihrer würdigeren Zeit erwartet hatte, fühlte sich jetzt doppelt herabgesetzt, mißhandelt, betrogen.

Ohne dem unseligen Manne auch nur einen Blick oder ein Wort zu schenken, trat sie, bevor er sie erreichte, in das Kinderzimmer zurück; er aber fühlte, daß er ihr um jeden Preis nachdringen müsse, legte die Hand an das Schloß und wollte es öffnen. Doch die starke Eichenthür widerstand seinem Ziehen und Zerren. Isabella hatte den schweren Eisenriegel geschlossen. Da pochte er erst mit dem Finger und schlug dann mit der Faust an die Thür, bis die Großmutter ihm zurief: „Das Haus habt Ihr zu Grunde gerichtet; so schont wenigstens der Thüren.“

Da begab er sich mit einem wilden Fluche in sein Gemach, steckte dort hurtig zu sich, was er an Geld und

an Kostbarkeiten besaß und betrat dann wiederum die Straße. Der Weg führte ihn an der Blumen-Kuni vorbei, von der er die Rosen gekauft. Die Bettlerin, die den Strauß seiner Gemahlin hatte überbringen sollen, hörte schlecht mit dem verbundenen Kopfe und war, da sie den Ritter nicht verstanden, zu dem Mädchen, bei dem sie Seitz die Rosen hatte erwerben sehen, gegangen, um es zu fragen, wohin sie gehörten; Kuni aber hatte sie in das Montfortsche Quartier gewiesen, wohin sie schon so viele Sträuße für Siebenburg gesandt. Dieser gewahrte die Blumenverkäuferin wie die Bettlerin, doch suchte er sich bei keiner Gewißheit zu verschaffen, wie die Rosen, die er seiner Gattin bestimmt, zur Gräfin Cordula geraten. Er ahnte das Rechte, doch trug er kein Verlangen, es sich bestätigen zu lassen. Das Schicksal wollte ihn vernichten; er hatte es erfahren. Welcher Mittel es sich dazu bediente, kümmerte ihn wenig. Es wäre auch thöricht gewesen, sich gegen die Uebermacht eines solchen Widersachers zu wehren. Mochte das Verderben denn seinen Gang gehen. Das Einzige, wonach ihn verlangte, war, dies Elend, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu vergessen. Mit Hilfe des Trunks, das wußte er, konnte er dahin gelangen, und so trat er in das Weinhaus zum Spiegel und leerte dort Humpen auf Humpen mit einer Schnelligkeit, die auch den an große Leistungen seiner Gäste gewohnten Wirt veranlaßte, den Kopf auf dem überstarken Halse bedenklich hin und her zu wiegen.

Die wenigen jetzt schon anwesenden Gäste hatten sich zusammengeschart und redeten bekümmert von dem Unglück, das den Kaiser betroffen. Der Schmerz, den jeder,

wie Seiß meinte, heuchlerisch zur Schau trug, verdroß ihn und er blickte darum so finster und bedrohlich drein, daß keiner es wagte, ihm näher zu rücken. Bald schaute er in den Wein, bald starr vor sich hin, bald auch zu der gewölbten Decke in die Höhe. Den Wirt und den Aufwärter, die ihn anzureden versuchten, wies er barsch zurück; als sich aber die Weissagung des Bauern erfüllte, und dem Unwetter in dieser Nacht um Mittag ein nicht minder schweres folgte, stand er auf und verließ die Schenke. Der Regen lockte ihn ins Freie. Es war so schwül, so grausam schwül in der Trinkstube gewesen. Das Naß des Himmels sollte ihn erfrischen.

Achtzehntes Kapitel.

Das entsetzliche Gewitter hatte ausgetobt, doch der Himmel war immer noch bewölkt. Ein kühler Hauch wehte von Nordosten her durch die trübe, feuchte Luft.

Heinz Schorlin kam von der Veste und schritt, nachdem er die Diligengasse gekreuzt, geradeswegs seinem Quartier entgegen. Im Kettenpanzer, gespornt und mit dem Helm auf dem Haupte hätte er eigentlich in den Sattel gehört, und dennoch ging er zu Fuße. Eine Schar von Männern, Weibern und Kindern, die die Köpfe flüsternd zusammensteckten, gab ihm das Geleite. Einer wies den andern auf ihn hin, als sei etwas Besonderes an ihm. Zwei stämmige Soldknechte der Stadt trugen ihm Sattel und Geschirr seines Rosses nach und hielten Buben oder Weiber zurück, die sich allzu keck an ihn heranzudrängen versuchten.

Heinz kümmerte sich nicht um die Menge. Er sah bleich aus. Das volle Haar quoll ungeordnet aus dem Helme hervor und umwehte ihm das Antlitz. Die Kettenrüstung an seinen Beinen und der lange Waffenrock waren mit Kot bespritzt. Der sonst so schmucke junge

Ritter sah verwahrlost aus und wie aus dem Gleichgewichte gerissen. Seine sonst so heiteren Züge trugen den Stempel eines noch unüberwundenen Entsetzens. Unstät schaute er vor sich hin und schien bald am Boden, bald in der Höhe etwas zu suchen.

Vor dem Hause in der Bindergasse, das ihn beherbergte, stand die junge, hübsche Wirtin, Frau Barbara Deichslerin, mit ihrem dreijährigen Töchterlein an der Hand. Der Ritter hielt sonst immer ein freundliches oder neckisches Wort für sie und für das Annele einen munteren Scherz oder gar etwas Süßes in Bereitschaft. Ja, der kinderliebe Herr schwang die Kleine gern in die Höhe und trieb mit ihr fröhliche Kurzweil.

Frau Barbara hatte schon vernommen, daß der Blitz, als Heinz von der Veste zurückkam, dicht vor ihm eingeschlagen und seinen schönen Goldfuchs, an dem sie oft ihre Freude gehabt, unter ihm getötet. Vor den Augen der Burgwache hatte das sich ereignet, und von Mann zu Mann war die Kunde gegangen, welch ein unglaubliches Wunder dem jungen Schweizer, dem liebsten Gefährten des ertrunkenen Kaisersohnes, das Leben erhalten.

Als Heinz nun auf das Hausthor zuschritt, trat Frau Barbara ihm mit dem Annele entgegen, um ihm Glück zu wünschen, daß die lieben Heiligen ihn so gnädig behütet; er aber entgegnete nur ernst: „Was sind wir Menschen? Freut Euch des Kindes, Frau Bärbel, so lang' es Euch noch vergönnt ist."

Damit war er in den Soler getreten; die Deichslerin aber hatte sich hastig aufgemacht, um seinen Waffenträger zu rufen, einen graubärtigen Schweizer, der schon dem Vater des Ritters gedient und die vielen Stunden ver-

schlief, die der Dienst und der Wein ihm freigaben. Er sollte Biberli ersetzen, der schon lange das Haus verlassen hatte und den Herrn zum erstenmale seit vielen Jahren auf sich warten ließ. Aber Heinz wußte, wo er sich befand, und während der Waffenträger ihn der Rüstung und des Staatsgewandes ungeschickt genug entledigte, erfaßte ihn oft stille Besorgnis um den treuen Gesellen, obwohl ihm viel anderes näher am Herzen lag, womit der vergangene Morgen ihm die Seele belastet.

So glücklich wie in der letzten Nacht beim Herzog von Pommern hatte er noch nie gespielt. Der Rat Biberlis, auf die Zwei und Fünf zu bauen, hatte sich mehrfach bewährt, und außer dem Gute Tannenreuth, das Siebenburg gegen seinen ganzen Gewinn gehalten, hatte er mehr Gold als er jemals beisammen gesehen, mit nach Hause gebracht.

Doch er war keineswegs frohgemut zur Ruhe gegangen. Wem es auch sei sein Heim und Land abgenommen zu haben, war ihm peinlich. Er hatte sich auch gesträubt, den unsinnigen Satz Siebenburgs anzunehmen, doch seinem trotzigen Beharren und Aufbegehren war nicht zu widerstehen gewesen. Auch die Verdächtigungen, mit denen der „Schnurrbart“ der unschuldigen Els Ortliebin gedacht, waren ihm nachgegangen, — und außer ihm hatte mancher andere dem Verleumder seinen Unwillen zu erkennen gegeben. Wohl dreißig Herren waren am Spieltische Zeugen dieser Vorgänge gewesen, und wenn sich morgen die Spatzen auf dem Dache erzählten, daß er, Heinz, mit dem älteren schönen Ortlieb E um Mitternacht bei einem Stelldichein ertappt worden sei, so trug er die Schuld, so belastete ihn der Vorwurf, einer

reinen Jungfrau, der Braut eines wackeren Gesellen, Ehre und guten Namen abgeschnitten zu haben.

Und Eva!

Beim Erwachen am Morgen hatte ihr sein erster Gedanke gegolten. Begehrenswerter denn je war sie ihm erschienen. Doch die Seinen daheim und was Biberli ihm gestern während ihrer nächtlichen Wanderung auf die Seele gebunden, hatte sich fortwährend zwischen ihn und das heißgeliebte Mädchen gestellt. Dazu erschien es ihm gewiß, daß die Minne, die ihm das Herz erfüllte, unglücklich enden müsse. Woher sonst dies unerhörte Glück beim Spiele? — Mit peinigender Gewalt hatte dieser Gedanke ihn eine Weile wach erhalten. Dann war er in einen tiefen, traumlosen Schlaf versunken. Am Morgen hatte Biberli ihn voll frohen Uebermuts geweckt und auf drei stattliche Säcklein voller Guldein und Zechinen gewiesen, den Gewinn vom gestrigen Abend.

Flehentlich war der Diener in ihn gedrungen, den goldenen Segen zählen zu dürfen, der für sich allein ausreiche, um der Stadt Luzern den Brückenzoll zweimal abzukaufen, und an dem das beste sei, daß er der Frau Mutter auf der Schorlinburg den Frieden zurückgeben werde. Jetzt möge er in aller Heiligen Namen das freie ledige Leben fortführen und die Nachtwandlerin auf den Dächern spazieren gehen, die Gräfin aber von dem Altrosen heimführen lassen, der ja ihre Farbe so geduldig trage.

Doch wie lang hatte sich das ohnehin schmale Gesicht des Dieners gezogen, als Heinz mit einer ernsten Entschiedenheit, die Biberli fremd an ihm war, bestimmte, aus diesen Säcken würde auch kein verschnittener Dukaten auf die Schorlinburg wandern. Wenn ihn gestern nacht

die Sorge wie die Leiche eines Erschlagenen belastet, so liege ihm dieser Gewinn wie eine ekelhafte tote Katze auf der Seele. So armselig wie mit diesem Teufelsgelde habe er sich zeitlebens nicht gefühlt. Der Hexenspeck, den Biberli ihm mit der Zwei und Fünf gereicht, hätte es den Mitspielern aus der Tasche gezogen. Weder ein Beutelschneider noch ein Schwarzkünstler lüste es ihn zu sein. So schnell wie er ihm zugekommen, sollte der Höllenlohn auch wieder von hinnen. Dabei hatte er den zweitgrößten Sack ergriffen und ihn dem Diener mit dem Rufe geschenkt: „Jetzt halte dem Kätterle brav das gegebene Wort. Es wird dem armen Dinge der Boden ohnehin heiß werden bei seiner Herrschaft. Nur das eine beding' ich mir aus: Du bleibst in meinen Diensten. Ich kann Dich nicht missen."

Während der Waffenträger ihm jetzt statt des flinken Biberli die Hauskleider reichte, kam es Heinz wieder in den Sinn, wie der treue Gesell vor ihm auf die Kniee gesunken war und ihm die Hände und Arme im Uebermaß der frohen Ueberraschung geküßt hatte, und wie es ihm selbst dennoch gewesen war, als breitete sich ein finsteres Gewölk über den lichten Frohmut seiner Seele. — Die Morgensonne hatte dabei so hell in sein Fenster geschienen und das Annele war mit so reizend schämiger Verlegenheit zu ihm gekommen, um ihm ein Maiblumensträußlein mit einer Rose in der Mitte zu überbringen und dazu einen schönen guten Morgen von der Frau Mutter, daß das Gewölk nicht hätte standhalten dürfen; und doch war es nur bisweilen aus einander gewichen, um sich bald wieder, wenn auch weniger fest und dunkel als vorher, zusammen zu ballen.

Trotzdem hatte er das Kind auf den Arm genommen und mit ihm in die schmale Gasse hinabgeschaut, um ihm zu zeigen, was da alles so morgenfrisch und munter zu Markte zog. Aber bald genug hatte er es wieder zu Boden gestellt; denn in dem Reiter, der da auf müdem Rosse näher kam, hatte er den Grafen Kurt Gleichen erkannt. Er war sein und des jungen Kaisersohnes Hartmann bester Freund, und als er ihn angerufen, hatte er sich mit einem matten Gruße aus dem Sattel gleiten lassen.

Ungesäumt war Heinz ihm bis vor das Haus entgegengeeilt; dort aber hatte er ihn neben seinem Rosse gefunden, das in die Kniee gesunken war, und sich dann an der Hand der Reiters zitternd und röchelnd in den Soler schleppte. Da war es vollends zusammengebrochen, hatte sich auf die Seite gelegt und die Beine steif von sich gestreckt. Es war das dritte Pferd, das der Bote seit seinem Aufbruche vom Rheine zu Tode geritten, und doch war er gewiß gewesen, zu früh zu kommen; denn er hatte einem Vater den Tod seines blühenden Sohnes zu melden.

Fassungslos vernahm Heinz von dem Augenzeugen, wie Hartmann, bevor er ihm die rettende Hand hatte hinstrecken können, von den Wogen des Rheinstroms in die Tiefe gezogen worden war.

Trotz des sonnig-frohen Morgens hatte der junge Schweizer, er wußte nicht welches schwere Unheil erwartet und sich gesagt, er würde es als willkommenen Gast begrüßen, wenn es ihn von dem Mißgefühl befreite, das ihm seit dem schmachvollen Glücke in dieser Nacht die Seele trübte. Da war es nun eingetroffen, und wie

gern hätte er auch das Schwerste weiter getragen, um es ungeschehen zu machen! Wie ein Kind hatte er an der Brust des Freundes geschluchzt und den Himmel angeklagt, ihn gerade mit diesem Leide heimgesucht zu haben.

Nicht nur sein Freund, auch sein Schüler war Hartmann gewesen, und welch ein Schüler! Im Reiten und Schwertkampfe hatte er ihn unterrichtet und mit ihm und dem jungen Grafen Gleichen im letzten Jahre wie ein dritter Bruder alles geteilt. Wie ein solcher war der Kaisersohn ihm auch immer fester ans Herz gewachsen. Hätte er, Heinz, wie es bestimmt gewesen war, Hartmann an den Rhein begleiten und ihm zur Seite bleiben dürfen, keiner von ihnen oder sie beide wären dem Strome zum Opfer gefallen! Und Hartmanns alter, treuer Vater, der edle Mann, dem er alles verdankte, und der mit ganzer Seele an dem teuren Jüngling, seinem Ebenbilde an Leib und Seele, hing! Wie würde Kaiser Rudolf dies tragen? Hatte ihm doch erst vor wenigen Monden der Tod die Gemahlin, die Geliebte seiner Jugend, die Mutter seiner Kinder, die Genossin seiner ruhmreichen Laufbahn, entrissen! Der Gedanke an ihn griff Heinz tief in die Seele, und am liebsten wäre er selbst sogleich auf die Burg geeilt, um dem unglücklichen Vater die neue furchtbare Last, die ihm auferlegt wurde, tragen zu helfen. Doch erst hatte er für den Schreckensboten zu sorgen, der erschöpft und mit bleichen Lippen einer Stärkung bedurfte.

Biberli, der alles sah und an alles dachte, hatte der Wirtin schon ans Herz gelegt, das ihre zu thun, und den Roßknecht zum Schneider geschickt, damit es Heinz bei dem Ritt auf die Veste nicht an dem Trauergewand

fehle, das in wenigen Stunden — es brauchte nur ein Waffenrock zu sein — hergestellt werden konnte.

Eben hatte Frau Barbara den Imbiß gebracht und dem Befehl nachzukommen gelobt, das Furchtbare, das sie vernommen, einstweilen noch vor aller Welt zu verschweigen, damit das Gerücht es nicht vorzeitig auf die Beste trage, als ein neuer Besuch erschienen war: der Vetter Heinz Schorlins, der Schweizer Ritter Arnold Maier von Silenen, ein Fünfziger von hoher Gestalt mit breiten Schultern, starkem Leib und kräftigen Gliedern.

Seinem ernsten, gebräunten Gesichte, das ein grauer Vollbart umrahmte, sah man an, daß auch er nichts Erfreuliches bringe. Zu dieser frühen Stunde war er noch nie bei dem jungen Vetter erschienen.

Befremdet maß er Heinz mit den verständigen und guten grauen Augen. Was war aus dem fröhlichen Burschen geworden? Als er indes hörte, was dem jungen Ritter die Augen mit Thränen netzte, zuckten auch ihm die Lippen, und die mannhaft tiefe Stimme stockte ihm, während er dem tief Bekümmerten die beiden schweren Hände auf die Schultern legte und ihm feuchten Blickes in die Augen schaute. Endlich hatte sich seiner Brust der schmerzliche Ruf entrungen: „Mein armer, armer Bub! Bete zu dem, dem wir das Gute verdanken, und der uns mit dem Ueblen prüft. Wollte Gott, ich hätte Dir weniger Schmerzliches zu künden!“

Da war Heinz zusammengeschrocken; der Vetter aber hatte ihm berichtet, was er erst vor kaum einer Stunde durch den Schweizer Boten erfahren: Bei dem Streit um den Brückenzoll war es zum Schlagen gekommen. Der Oheim, der Heinz den Vater ersetzt und des Seinen

gewaltet, der alte Haudegen Walther Ramsweg, war gefallen, die Schorlinburg von dem städtischen Kriegsvolk genommen und dann auf Befehl des Vogtes geschleift worden. Wendula Schorlin, Heinzens Mutter, war mit ihrer Tochter Maria den Städtern in die Hände gefallen und nach Konstanz ins Kloster geführt worden. Dort weilte sie nun mit ihrem jüngsten Kinde bei den beiden älteren Töchtern, die den Schleier genommen.

Bei dieser Nachricht hatte Heinz tief ergriffen gerufen: „Der Ohm Ramsweg, auch er, unser guter zweiter Vater, im Grabe, ohne daß ich ihm zum Abschied die treue tapfere Hand drücken durfte! Und Maria, unser singender Vogel, unser flinkes Eichhörnlein bei den ernsten, weltmüden Schwestern! Und die Mutter! ... Du bist ihr ja auch gut, Ohm, wie jedermann, — und Du kennst sie. Sie, die zu befehlen gewöhnt ist und des Hauses und der Wirtschaft zu warten, die wie eine Heilige Thränen trocknete weit und breit unter Mühsal und mancher Entbehrung, — sie, des eigenen starken Willens beraubt, im Kloster ... Ach Ohm, Ohm! Das mit anzuhören und dem Gesindel nicht an Hals und Kragen zu dürfen, das uns das alte Heim unserer Ahnen raubte wie ein Bube der Schnecke das Haus. Läßt sich's denn denken? Keine Schorlinburg mehr hoch über dem See auf den Felsen am Waldrand. Die Kemenate zerstört, in der wir alle das Licht der Welt erblickten und dem Sange der Mutter lauschten; das heilige Gemach, wo der Vater die Augen schloß, die uns so liebreich gehütet; die Kapelle, in der wir so fromm gebetet und der gnadenreichen Jungfrau von unserem kleinen Besitz eine Kerze stifteten oder ihr im wonnigen Mai Blumen brachten aus dem

Würzgärtlein der Mutter, vom Hang der Felsen und aus dem dunklen Walde. In Trümmern der Burghof, wo wir das Roß tummeln und die Waffen führen lernten, der Rittersaal, wo wir am Kamin den Fahrenden lauschten! Hin, hin, alles hin. — Die Mutter und Maria weinende Gefangene!"

Hier hatte ihn der Vetter unterbrochen, um ihm zu zeigen, daß die Liebe ihn zum Schwarzsehen verleite. Die Mutter habe um der Töchter willen den Aufenthalt im Kloster erwählt; sie werde dort mit nichten gewaltsam festgehalten. Wohin es ihr beliebe, dürfe sie sich vielmehr wenden, und ihr Eingebrachtes und was sie sonst gerettet, genüge reichlich, um ihr und Maria in Stadt oder Land ein ihrem Stande gemäßes Leben zu sichern.

Das gereichte Heinz zu einiger Beruhigung; es blieb aber noch genug übrig, den Schmerz, der ihn ergriffen, lebendig zu erhalten, und seine Stimme klang bekümmert genug, als er fortfuhr: „Das lindert die Bitterkeit des Trankes. Doch wer baut die alte Burg wieder auf? Wer ersetzt uns den Oheim? Und der Kaiser, mein vielgeliebter, väterlicher Herr, in Herzeleid vergehend. Unser Hartmann nicht mehr! Fortgespült wie ein dürrer Zweig, den die schnelle Reuß ergreift und den Blicken entführt! ... Zu viel, zu schwer, zu entsetzlich! ... Und die Sonne scheint dennoch da oben so hell denn je, es lachen die Kinder drunten so fröhlich wie immer!"

Damit hatte er laut aufstöhnend die Hände vor das Angesicht geschlagen, und diejenigen, von denen er berechtigt gewesen wäre, Trost zu erwarten, waren gezwungen gewesen, ihn mitten im tiefsten Leid zu verlassen; denn die Schweizer Post, die dem Maier von Silenen,

dem angesehensten seiner Landsleute in Nürnberg, zugekommen war, wartete in seinem Quartier noch der Verteilung; Graf Gleichen aber mußte sein trauriges Botenamt zu Ende führen. Der Freund hatte ihm sein zweites Roß, den Rappen, vorführen lassen, um auf die Veste zu reiten.

Während Heinz dann, von Kummer und Leid hin und her getrieben, bald das Zimmer durchmessen, bald sich in den Sorgenstuhl geworfen hatte, den Frau Barbara, um ihn besonders zu ehren, in das Wohngemach gestellt, war der Minoritenpater Benedictus, den er nach Nürnberg geführt, ungerufen aus dem nahen Barfüßlerkloster gekommen, um ihm den Morgengruß zu bieten. — Der Enthusiasmus, mit dem ihm in jungen Jahren der heilige Franz selbst die Seele erfüllt, war in seiner alten Brust nicht erloschen. Er, der in der Jugend das Wappen seines ansehnlichen Geschlechtes bei manchem Feldzug und Turnier als aller Ehren werter Ritter auf dem Schilde getragen, fühlte dem jungen Standesgenossen nach und fand ihn in der Stimmung, für sein wahres Heil zu sorgen. Auf dem Ritte nach Nürnberg hatte er in Heinz ein frommes Herz und einen lebhaften Geist wahrgenommen, den es nach Höherem verlangte. Noch war ihm damals der frohgemute Jüngling nicht reif erschienen für den Ruf des Himmels; als er ihn aber von schwerem Leid niedergebeugt wiedergefunden und seine gestern noch so sonnigen Augen in Thränen hatte schwimmen sehen, da war die Ueberzeugung in ihm erwacht, der Allmächtige selbst habe ihn an die Hand genommen, um ihm, dem er dankbar das Beste wünschte, auf den Weg zu führen, den der herrliche Seelenarzt von Assisi ihm selbst

gewiesen und auf dem er eine Glückseligkeit gefunden, nach der er in der Welt vergebens getrachtet.

Aber sein Gespräch mit dem jungen Freunde war erst von dem Meister, der das Trauerkleid herstellen sollte, dann von Siebenburg unterbrochen worden, und auch später hatte es ihm an Muße gefehlt, Heinz weiter in die Schule zu nehmen; denn nachdem Seitz gegangen war, hatten Biberli und Kätterle in Verhör genommen werden müssen. Das Ergebnis war überraschend genug ausgefallen und hatte Heinz veranlaßt, dem Diener und seiner Herzliebsten den Gang anzubefehlen, von dem jener noch nicht zurückgekehrt war.

Als er sich allein befand, hatte der junge Ritter sich wiederholt, was ihm der Pater vorhin auf die Seele gebunden. Dann war Evas Bild ihm erschienen und er hatte sich gefragt, ob sie, die Fromme, ihrer Heiligen nicht danken würde, wenn sie erfuhr, daß er, ihrem Rate gehorsam, besser für sein ewiges Heil zu sorgen beginne.

Von solchen Gedanken bewegt hatte er dennoch gelächelt, als er sich sagte, der Minorit scheine ihn allen Ernstes für das Kloster gewinnen zu wollen. Der Greis meinte es gut; doch wie hätte er von dem Waffenhandwerke lassen können, für das er erzogen war, und das er liebte?

Dann hatte er auf die Veste reiten müssen, um dem Kaiser aufzuwarten und ihm zu sagen, wie tief er seinen Schmerz mit ihm empfinde. Er war indes abgewiesen worden; denn Rudolf hatte allein zu bleiben und von niemand, auch nicht von den Nächsten, gestört zu werden gewünscht.

Auf dem Heimwege hatte er beim inneren Tiergärtnerthore in die Thorstraße einbiegen wollen, um dann den Weg über den Milchmarkt zu nehmen. Schon hatte das

heftige mittägliche Gewitter nachzulassen begonnen, und still war er in seines Herzens Kummer fürbaß geritten, als plötzlich ein gewaltiges, knatterndes Krachen ihm das Ohr betäubt und die Empfindung in ihm erweckt hatte, als schwanke der Boden unter ihm, das Thor und die Veste. Im nämlichen Augenblicke war der Goldfuchs mit allen Vieren auf einmal aufgesprungen, hatte den klugen Kopf krampfhaft zur Seite geworfen und war in die Kniee gesunken.

Halb geblendet von dem flammenden Lichte, das er dabei gewahrt, und befremdet von dem schwefeligen Dunst, den er verspürte, hatte Heinz dennoch die Gegenwart des Geistes bewahrt und war aus dem Sattel gesprungen, bevor der zuckende Hengst sich auf die Seite geworfen. Von der Thorwache aus waren ihm schnell einige Soldknechte zu Hilfe geeilt. Sie hatten das Roß mit ihm besichtigt und gefunden, daß das edle Tier schon verendet. Der Blitz war an seiner mit Eisen gewappneten Stirn und dem stählernen Gebiß entlang geeilt und in den Boden geschlagen, ohne Heinz selbst zu verletzen. Das hatten die Soldknechte und ein Predigermönch, der im Wachthause Schutz vor dem Regen gesucht, als ein hohes Wunder gepriesen. — Die zusammengelaufenen Leute waren gleichfalls von frommem Schauder ergriffen worden und dem Ritter gefolgt, an dem sich die Gnade des Himmels so deutlich bewährt.

Heinz selbst fühlte nur, daß sich etwas Unerhörtes für ihn und mit ihm begeben. Die Welt hatte ein neues Ansehen für ihn gewonnen. Seine Lebensbahn, die ihm gestern noch so unermeßlich lang erschienen war, kam ihm kurz vor, so jämmerlich kurz. Vielleicht war sie schon zu Ende, bevor die Sonne bei den Hallerwiesen zur Rüste ging. Jede Stunde, die ihm noch zu atmen

vergönnt war, mußte er als Geschenk ansehen, wie das Draufgeld, das er beim Pferdehandel dem Bereiter in die Hand gab. Nicht nur dem Goldfuchs, auch ihm hätte nach Menschenermessen der Blitz den Tod bringen müssen. Und wenn er dennoch lebte und atmete und da draußen das graue Gewölk über den Himmel hinziehen sah, so wurde ihm dies doch nur gewährt, damit es ihm möglich würde, für sein ewiges Heil zu sorgen, nach dem er bisher so wenig gefragt. Wie dankbar mußte er sein, daß diese Frist ihm vergönnt war, daß er nicht wie der Kaisersohn Hartmann ungewarnt in seinen Sünden dahinzugehen brauchte.

Ob Eva nicht das Gleiche empfinden würde, wenn sie erfuhr, was ihn betroffen? Vielleicht kam Biberli — er war schon so lange fort — bald zurück und konnte ihm von ihr erzählen.

Den Diener und seine Liebste hatte er, schon bevor der Wetterschlag ihn in den Grundtiefen erschüttert, nur von schwerem Kummer und der Mahnung des Mönches ergriffen, auf den rechten Weg zu leiten getrachtet, und der greise Minorit ihm Beistand geleistet. Das mönchische Leben hätte für Biberli freilich nicht getaugt; doch er hatte sich bereit gezeigt, gut zu machen, was er an dem armen Mädchen, das ihm drei Jahre lang Treue gehalten, verschuldet, und es ungebeten zu dem erzürnten Hausherrn zurückbegleitet.

Mit der Erklärung, er werde beweisen, was es mit seiner Treue und Standhaftigkeit auf sich habe, war er, bevor Heinz auf die Veste ritt, gegangen und hatte damit ein Wagnis unternommen, das ihm allerdings ein Recht gab, für alle Zeit das T und St an seinem langen Gewande und am Kogel zu führen. Mußte doch auch er erwarten, von Ernst Ortlieb zur Rechenschaft gezogen

zu werden. Ließ der erzürnte Vater, der mit im Rate saß, die Strenge des Gesetzes walten, dann konnte es ihm mehr als übel ergehen. Aber er hatte gesehen, wohin er die Liebste gebracht, und der Minorit sein redliches Herz zu der Erkenntnis geführt, welche Schuld er begehe, wenn er sie allein für eine That büßen lasse, die sie auf seinen Wunsch, ja auf seinen Befehl hin begangen.

Mit dem Golde, das Heinz ihm geschenkt, und nach seiner Versicherung, ihn auch als Ehemann im Dienst zu behalten, konnte er es freilich leichter wagen, sich gemeinsam mit derjenigen bestrafen zu lassen, die bald sein Weib und bestimmt sein sollte, das Schlimme wie das Gute mit ihm zu teilen. Des Beistands seines Herrn und des Minoriten hatte er sich gleichfalls versichert und sich eine Darstellung des Vorgefallenen zurechtgelegt, die sein Vergehen und das der Magd in milderem Licht erscheinen ließ. Endlich aber — und davon hoffte er das Beste — brachte Kätterle gute Kunde heim für die Ortliebs, und er war der Mann, sie für Jungfer Els nutzbar zu machen.

So hatte er denn sein Schicksal dem lieben Herrn, hinter dem der Kaiser selbst stand, dem Minoriten, der, bei seinem hohen Alter und würdigen Aussehen, ein einflußreicher Mann sein konnte, dem heiligen Leodegar und seinem vollen Beutel befohlen und war mit dem tief vermummten Kätterle bang schlagenden Herzens auf die Straße getreten, um den schweren Gang zu dem erzürnten Dienstherrn und Vater zu wagen.

Auch ihm hatte dieser Morgen manches Wichtige gebracht: Die Mittel, einen Hausstand zu gründen, die Ueberzeugung, daß es ihm sauer fallen würde, ohne die Herzliebste ein zufriedener Mann zu bleiben, und die

wichtigere, daß es nicht weise sei, das Gute lange hinauszuschieben, weil es — der Tod des jungen Kaisersohnes Hartmann hatte es ihm bewiesen, und Pater Benedictus es ihm noch deutlicher gemacht — weil es gar zu schnell aus sein konnte mit der Möglichkeit, der Freuden des Daseins zu genießen.

Um ein Haar wäre auch sein Kätterle ihm auf immer verloren gegangen, und zwar ganz allein durch seine, des Mannes Schuld, auf dessen Treue und Standhaftigkeit sie so felsenfest baute. Ihm, seinem Herrn und dem Pater hatte sie, nachdem Siebenburg gegangen war, unter Thränen berichtet, was ihr begegnet, und wie sie endlich in die Bindergasse und in das Quartier des Ritters Schorlin gelangt war.

Als sie aus Furcht vor der Strafe während des Klosterbrandes das Weite gesucht, hatte sie der Weg zuerst an den Dutzenteich geführt. Entschlossen, dem Leben ein Ende zu machen, war sie an das Endziel ihrer nächtlichen und ihrer Lebenswanderung gelangt. In schauerlichem Dunkel hatte das unheimliche schwarze Gewässer mit seinem schilfreichen Ufer, in dem die Unken und Frösche in der schwülen Nacht quakten, vor ihr gelegen. Nachdem sie einige Paternoster gesprochen, war es ihr schwer auf die Seele gefallen, daß sie ohne die letzte Oelung von hinnen gehen sollte. Aber das ließ sich nicht vermeiden, und am Pranger zu stehen wie die Baderswitwe, und von den Leuten bespieen und geschmäht zu werden, erschien ihr schrecklicher als das Fegfeuer, in dem so viele, und wohl auch Biberli, der sie so weit gebracht, mit ihr zusammen gequält werden sollten.

So legte sie denn das Bündel, das sie — sie wußte

selbst nicht zu welchem Zweck — mitgenommen hatte, zu Boden und zog, als ginge es ins Bad, die Schuhe aus. Da gewahrte sie plötzlich auf dem dunklen Spiegel des Wassers einen rötlichen Schimmer. Das konnte der Widerschein des Fegfeuers nicht sein, wie sie anfangs gedacht. Aus dem Hammer am andern Ufer, der jetzt still stand, kam er gewiß nicht; denn seine Umrisse tauchten schwarz und regungslos aus dem Dunkel hervor. Nein — eine kurze Umschau bewies es — es stammte von dem Brande des Klosters. An zwei Stellen war der Himmel blutrot gefärbt, am hellsten leuchtete und flammte jedoch der purpurne Glanz im Südosten der Stadt, wo die St. Klarengasse liegen mußte. Da überfiel sie plötzlich eine marternde Neugier. Sollte sie dahingehen, ohne zu wissen, wie es mit dem Feuerschaden, dem neuerbauten Kloster, auf dessen Baustätte sie des Frühlings ihrer Liebe genossen, geworden, und wie es den guten Klarissinnen erging? Das schien ihr unmöglich, und ihre größte Untugend gedieh ihr zum erstenmale zum Segen. Von dem schrecklichen Dutzenteiche führte sie sie zurück in die Stadt.

Schon am Marienturme erfuhr sie, daß nur ein Speicher und der Viehstall den Flammen zum Opfer gefallen. Und deswegen hatte sie sich so schwer geängstigt, war sie dem Vorsatze, den Tod zu suchen, der allen Befürchtungen ein Ende gemacht hätte, untreu geworden?

Mißmutig über die eigene Schwäche, beschloß sie, in das Haus, wohin sie gehörte, zurückzukehren und auf sich zu nehmen, was die Heiligen über sie verhängten. Als sie aber in den Zimmern der beiden E's noch Licht durch die Pergamentscheiben schimmern sah, stieg die Vermutung in ihr auf, dort werde jetzt von Herrn Ernst

Gericht über Eva gehalten. Dabei mußte auch ihrer Schuld gedacht werden, und dieser Gedanke ängstigte sie o sehr, daß sie sich den von den Löscharbeiten heimkehrenden Leuten anschloß, für die das Frauenthor noch offen stand. Widerstandslos ließ sie sich von ihnen bis zur St. Kunigundenkapelle bei der Lorenzkirche fortführen, und als dort einige an dem großen Imhoffschen Hause vorbei in die Kotgasse einbogen, ging sie ihnen nach.

Bis dahin war sie ohne Zweck und Ziel vorwärts gegangen; hier aber wurde sie vor die Frage gestellt, wo sie Unterkunft suchen sollte; denn die Fackelträger, die ihr vorangeleuchtet hatten, waren hinter einander in verschiedene Häuser getreten. Da hatte sie plötzlich tiefes Dunkel umgeben und ein großer Schreck sie ergriffen. Aber der Schein der letzten Fackel war, bevor er verschwand, auf eines jener messingenen Becken gefallen, die vor den Barbierstuben der Bader hingen.

Der Bader! Das Weib, das sie am Pranger gesehen, war die Witwe eines solchen gewesen, und das Haus, in dem sie einem Liebespaare das Stelldichein bewilligt, um dessentwillen man sie zu schwerer Buße verurteilt hatte, war in der Kotgasse gelegen und ihr gezeigt worden. Ihr schräg gegenüber mußte es liegen.

Da kam ihr in den Sinn, daß die Frau, die um eines dem ihren ähnlichen Vergehens willen so Schreckliches erduldet, ihres Herzens Not besser verstehen würde als jede andere. Wie konnte die Witwe da drüben der Schuldgenossin eine barmherzige Aufnahme versagen?

Das war ein glücklicher Gedanke; aber die Wittib im Schlafe zu stören, hätte sie nimmer gewagt, und so galt es denn warten. Aber da zeigte sich schon jenseits

des Lorenzer Platzes am östlichen Horizont das erste Grauen des Morgens, und vielleicht wurde das Haus der Frau Ratzerin zeitig geöffnet.

Der Straßendamm machte dem Namen der Kotgasse Ehre. Mit hochaufgehobenem Kleide watete Kätterle zur nördlichen Häuserreihe hinüber. Beschmutzt bis an die Knöchel erreichte sie die Bretter des Fußwegs; zu gleicher Zeit aber öffnete sich dicht vor ihr eine Thür, und zwei menschliche Wesen — ein Mann und ein Weib — betraten die Gasse und huschten an ihr vorüber; das Haus aber, das sie beherbergt hatte, war das der Ratzerin; sie erkannte es an dem Chörlein über der Thür. Schnell eilte sie dieser entgegen. Sie stand noch offen, und auf der Schwelle die Frau, der ihr früher Besuch galt.

Der Sprache kaum mächtig, trug sie ihr das Gesuch vor, einer unglücklichen Magd, die nicht wisse, wohin zu dieser Stunde, in ihrem Hause Obdach zu gewähren.

Da zog die Witwe sie schweigend in den schmalen, finsteren Soler, schloß die Thüre und führte Kätterle in ein sauberes, recht bunt ausgeputztes Gemach. Eine brennende Ampel hing an der Decke; die Ratzerin aber erhob die Unschlittkerze, mit der sie hinausgetreten war, leuchtete ihr ins Antlitz und nickte ihr beifällig zu. Das Kätterle war aber auch ein sauberes Mädchen, und das Schamrot, das ihr die Wangen färbte, stand ihr vortrefflich. Auch die Witwe mochte dies finden; denn sie strich ihr mit der fleischigen Hand über die Wangen und versprach dabei, sie aufzunehmen und es an nichts fehlen zu lassen, wenn sie sich ihr als ein gehorsam Töchterlein erweise. Dabei kniff sie der Magd mit den Fingerspitzen o derb in den Arm, daß sie erschrak und ängstlich vor-

brachte, was sie hieher geführt, und daß sie, die eine ehrbare Jungfrau sei und zu verbleiben gedenke, bei der Frau Ratzerin Schutz gesucht, weil sie ja wisse, wie schwere Schmach sie wegen desselben Fehls erlitten, der sie aus dem Hause getrieben.

Doch da war die Witwe, wie von einem Skorpion gestochen, in die Höhe geschnellt, hatte Kätterle eine freche Dirne gescholten, die mit gutem Rechte an den Pranger gehöre, zu dem sie die schnöde Ungerechtigkeit der Geldsäcke im Rugamt verurteilt. Wer sie an diese Schmach erinnere und von ihr denke, sie hätte einen solchen Schelmenstreich in Wahrheit begangen, für den gebe es keinen Raum in ihrem sauberen Hause. Damit hatte sie die Schulter der Magd ergriffen und sie auf die Straße gestoßen.

Dort war es inzwischen hell geworden. Im Osten über dem Lorenzer Platze hatte die Sonne sich eben erhoben und breitete in weiter Rundung einen goldenen Strahlenfächer über das Azurblau des Himmels. Dem erschrockenen Mädchen war dieser glänzende Anblick nicht entgangen, und er hatte sie schon erfreut, weil er ihr die Gewißheit gab, daß es aus sei mit dem beängstigenden nächtlichen Dunkel. Und wie frisch war doch der Morgen, wie hell und schön das junge Licht! Und es schien nicht bloß für die Großen und Guten, sondern auch für die Geringen, die Armen und Schlechten. — Selbst für das gräßliche Weib da drinnen schmückte der Himmel sich mit so köstlichem Blau und so prächtigem Glanze.

Aufatmend war sie bald vor die Lorenzkirche gelangt, die der alte Sakristan eben aufschloß. Als erste an diesem Morgen hatte sie das hohe Gotteshaus betreten und sich in einem der Gestühle auf die Kniee niedergelassen, um zu beten.

Das war das Rechte für sie gewesen. Lieber Gott! Wo hätte es wohl eine Magd in schwereren Aengsten gegeben; doch vor dem Tode auf einem glühenden Rost, der den heiligen Laurentius, dessen Namen die Kirche trug, zum gebenedeiten Märtyrer machte, hatte sie der Himmel dennoch behütet. Dagegen war sogar das Stehen am Pranger nichts sonderlich Schweres. Und so schüttete sie denn dem Heiligen die ganze Seele aus und bekannte ihm alles, was sie verschuldet und bedrängte, bis die Frühmesse begann. Auch daß sie von Sarnen in der Schweiz sei und hier in Nürnberg keinen Freund und Landsmann außer ihrem Herzliebsten, dem treuen und standhaften Biberli, besitze, hatte sie ihm vertraut. Aber nein! Eine, die es wohl mit ihr meinte, stammte doch noch aus ihrer Heimat: die Hausfrau des Thorhüters auf der Zollernschen Burg, die zu Bern gebürtig, und die auch selbst in der Schweiz zu Hause und als Gürtelmagd der Gräfin Elisabeth von Habsburg, der jetzigen Frau Burggräfin, nach Nürnberg und auf die Veste gekommen. Wie keine andere war dies wackere Weibsbild geeignet, Rat bei ihr zu erholen, und gewiß schuldete sie dem Heiligen die Erinnerung an Frau Gertrud.

Nach einer kurzen Danksagung hatte sie darauf die Kirche verlassen und sich auf die Veste begeben.

Freundlich, wie sie erwartet, war sie von der Landsmännin aufgenommen worden, und nachdem sie auch ihr alles vertraut und dabei Wolff Eysvogels, des Bräutigams der älteren ihrer jungen Herrinnen, gedacht, war Frau Gertrud aufmerksam geworden und hatte sie ersucht, sich auf kurze Zeit zu gedulden.

Doch es war Viertelstunde auf Viertelstunde vergangen,

bevor sie sich wieder zeigte. Ihr Hausherr, der Berner Thorhüter, ein Riese von einem Manne, dem die rot und gelbe Schweizertracht und die blanke Hellebarde in der Hand gar wohl stand, begleitete jetzt seine Hausfrau.

Nachdem er Kätterle kurz ausgefragt, hatte er ihr erst das feierliche Gelöbnis abgenommen, reinen Mund zu halten, und ihr dann gewinkt, ihm zu folgen. Unterwegs war der Magd mitgeteilt worden, wie der Zweikampf zwischen Wolff Eysvogel und Ulrich Vorchtel geendet; während sie aber noch die Hände entsetzt zusammenschlug, hatte der Berner schon die Thür eines weiten und hellen Gemaches geöffnet, wo der Bräutigam Els Ortliebs sie mit einem wehmütig-freundlichen Gruße empfing. Dann hatte er zu schreiben fortgefahren und ihr endlich zwei Briefe zur Besorgung übergeben. Der eine, auf dessen Rücken er ein kleines Herz setzte, damit sie ihn nicht mit dem andern verwechsle, war für seine Verlobte bestimmt, der zweite für Heinz Schorlin, den Wolff — nein, sie verhörte sich nicht — den künftigen Gemahl seiner Schwägerin Eva nannte.

Beim Frühmahle, das sie mit den Landsleuten und ihrem Töchterlein teilte, hätte Kätterle gern erfragt, wie Wolff auf die Veste gekommen; doch der Thorwart war verschwiegen.

Ungehindert hatte die Magd endlich das Deichslersche Haus erreicht und Biberli daheim gefunden. Jetzt mußte sie längst unter seinem Geleit in den Ortliebhof zurückgekehrt sein; der Ritter aber sah immer noch vergebens der Heimkehr des Dieners entgegen. Er vermißte ihn ernstlich, schon weil es ihm nicht in den Sinn wollte, daß Biberli, sein treuer Schatten, nichts von dem Blitz-

schlage wußte, der ihn beinahe herrenlos gemacht hätte, und der den Goldfuchs, seinen Liebling, getötet. Außerdem war er besorgt um sein Schicksal und begierig zu erfahren, wie er die Ortliebschwestern gefunden; denn wenn das Herz Heinz Schorlins auch nur für Eva schneller schlug, ging ihm doch das Unglück der armen Els um so näher, je schmerzlicher ihm der Gedanke war, daß er es verschuldet.

Aus dem Briefe Wolffs, den Kätterle ihm übergeben, ging auch hervor, mit wie treufester Minne er an der Beklagenswerten hing. In diesem Schreiben gedachte der junge Eysvogel auch der nächtlichen Begegnung mit ihm. Mit warmen Worten bekannte er, daß er in ihm einen wohlgesinnten Freund gefunden zu haben meine, dem er, wenn Einem, seine liebliche, junge Schwägerin Eva gönnte. Dann berichtete er, wie er zu dem unseligen Zweikampfe gekommen. Nachdem er mitgeteilt, was ihm die Feindschaft des jungen Ulrich Vorchtel zugezogen, erzählte er weiter, er, Wolff, sei bald nach seinem Zusammentreffen mit Heinz auf den jungen Vorchtel und einige seiner Freunde gestoßen. Da habe ihm Ulrich in einer Gasse den Weg verlegt und ihn mit so scharfen und seine Ehre kränkenden Schmähungen überhäuft, daß er die Herausforderung hätte annehmen müssen. Da er nur das Stoßmesser am Gürtel getragen, habe er sich des Schwertes bedient, das ihm ein deutscher Herr unter den Begleitern Ulrichs geboten. Ruhig im Bewußtsein, der Schwester des früheren Freundes keinen Grund gegeben zu haben, an seine Minne zu glauben, und fest gewillt, ihrem Bruder nur eine leicht zü verschmerzende Lehre zu erteilen, hätte er nach der Waffe gegriffen. Als Ulrich

aber dem Kreuzritter zugerufen, die Klinge, die er verleihe, sei zu gut für die verräterische Hand, der er sie zu führen gestatte, sei das Blut ihm aufgewallt, und mit dem ersten vollkräftigen Stoße alles zu Ende gewesen.

Der deutsche Ritter habe sich ihm dann als Sohn des Burggrafen von Zollern zu erkennen gegeben und ihn auf die Veste geführt. Dort habe ihn der edle junge Johanniter mit Vorwissen seines Herrn Vaters verborgen, und es gelte jetzt, dem Kaiser Rudolf das Vorgefallene, das ja zweifellos ein Bruch des Landfriedens sei, im rechten Lichte zu zeigen. Nun meine auch der junge Burggraf, daß er, Heinz Schorlin, dazu beitragen könnte, Kaiser Rudolf, dessen Ohr ihm offen stehe, zu überzeugen, er, Wolff, hätte nur gezwungenerweise das Schwert gezogen. So wahr Heinz selbst durch Evas Minne ein glückseliger Mann zu werden hoffe, möge er ihm helfen, die Kluft zu überbrücken, die ihn durch seine unselige That von der Geliebten trennte.

Zweimal hatte Heinz sich dies Schreiben vorlesen lassen. Als Biberli dann gegangen und er auf die Burg geritten war, hatte er beschlossen, für den jungen Nürnberger, der seine Zuneigung so schnell gewonnen, alles, was er nur irgend vermochte, ins Werk zu setzen; doch der tief erschütterte kaiserliche Vater hatte seinen Besuch abgewiesen, und es war darum für ihn unmöglich gewesen, was auch immer in dieser Angelegenheit zu thun.

Aber der Brief Wolffs hatte ihm gezeigt, daß er ihn mit voller Sicherheit für den künftigen Gatten Evas hielt und dadurch seinen Willen gestärkt, sobald er sich wieder ein wenig freier fühlte, um sie zu werben.

Nachdem ihm aber der Blitz das Roß unter dem

Leib erschlagen und der Minorit wiedergekommen war und ihm gezeigt hatte, daß der Herr selbst durch das Wunder, das er an ihm gethan, ihn fest und schnell an der Hand genommen habe als seinen Erwählten, wollte es, als er jenen Brief nochmals zur Hand nahm, seinem erschütterten Gemüte scheinen, als sei alles, was Wolff von ihm und der Schwester seiner Braut sagte, nicht für ihn geschrieben.

Eva war das Glück; — ihn aber hatte der Himmel eines Wunders gewürdigt, um ihn auf die Kürze des Lebens hienieden hinzuweisen, damit er durch Entsagen hier die nie endende Seligkeit dort erringe. Entsagen und wieder entsagen, hieß nach dem Minoriten das Zauberwort, das die Pforten des Himmels öffnete, und welches schwerere Opfer konnte er bringen, als das seiner Liebe? „Entsagen, entsagen!" hörte er es, während er den Brief Wolffs mühsam selbst überlas, vor dem inneren Ohre rufen; aber was er auch von sich werfen konnte von allem, was sein war, sein Kreuz hätte er damit doch nicht, wie Pater Benedictus es forderte, auf sich genommen; denn auch als ruhmloser Bettler hätte er — das glaubte er gewiß — im Genuß der Minne Evas der höchsten irdischen Glückseligkeit genossen. Aber die himmlische Liebe sollte so viel köstlicher sein, und wie viel länger war ihre Dauer!

Und sie? Bürgte denn nicht schon der fromme Blick ihrer Augen und das Streben ihrer eigenen Seele dafür, daß sie ihn verstehen, seine Entsagung billigen, es ihm nachthun und die irdische mit der himmlischen Liebe vertauschen würde? Ohne tiefe Herzenswunden konnte es bei ihnen beiden nicht abgehen; doch jeder Blutstropfen,

der ihnen entquille, sagte der Minorit, gebe ihrem Anrecht an die ewige Seligkeit ein neues schweres Gewicht.

Ja, Heinz wollte von Eva zu lassen versuchen! Als er aber dem Drange gehorchte, noch einmal in den Brief Wolffs zu blicken, war es ihm wie einem entthronten Könige, den ein mit seinem Mißgeschick unbekannter Fremder wegen seiner Machtfülle hochpreist.

Die Zukunftsbilder, die der greise Mönch ihm wies, was er ihm von der eigenen Wiedergeburt, seiner Wandlung und der Glückseligkeit berichtete, die er als Jünger des heiligen Franciscus in Armut, Freiheit und stillem Ringen nach einer Seligkeit ohne Ende finde, alles, was er ihm mit glühender Beredsamkeit ans Herz legte und schilderte, steigerte den Aufruhr in der ohnehin tief erschütterten Seele des jungen Ritters.

Ende des ersten Bandes.